



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

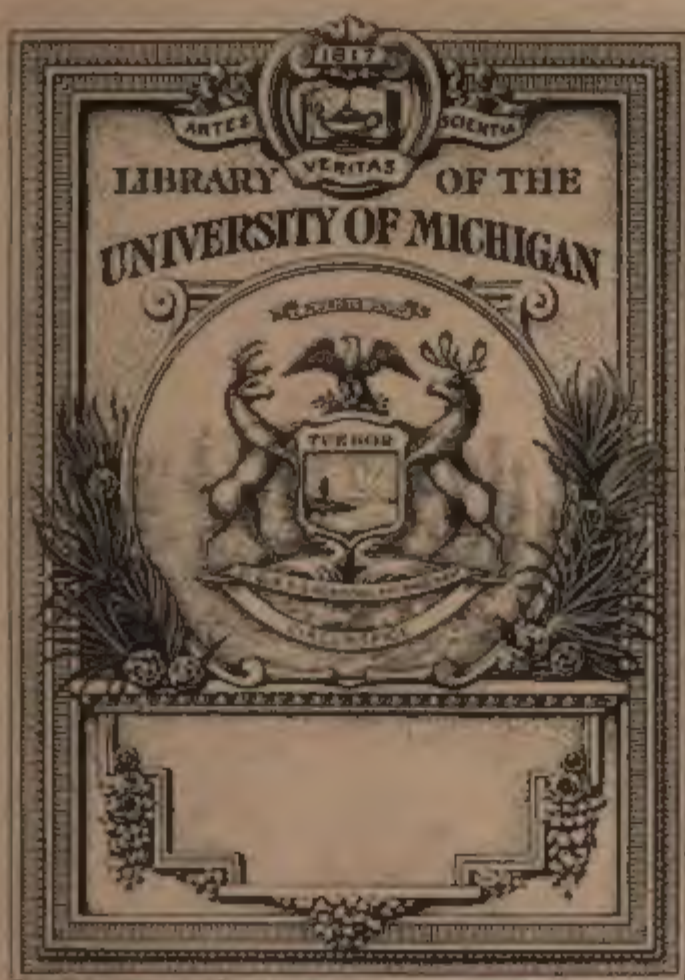
Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.







N a c h t r ä g e

z u

Sulzers allgemeiner Theorie
der schönen Künste.

Sechsten Bandes erstes Stück.

1945

1945

1945

1945

Charaktere
der
vornehmsten Dichter
aller Nationen;
nebst
kritischen und historischen Abhandlungen
über Gegenstände der schönen Künste
und Wissenschaften
von
einer Gesellschaft von Gelehrten.

Sechsten Bandes erstes Stück.

Leipzig,

im Verlage der Dykischen Buchhandlung.

1800.

Gorman
Harras
5-14-34
21502

Ueber
sieben der ältesten
arabischen Gedichte
welche
unter dem Namen
der Moallakat
bekannt sind.

Die schätzbarsten Ueberreste arabischer Dichtkunst aus den Zeiten kurz vor Mohammed sind sieben Gedichte, die in den poetischen Wettstreiten auf der jährlichen Messe zu Dccadh (einer Stadt in der Landschaft Thahama) den Preis erhalten hatten, und, der Sage nach, mit goldenen Buchstaben auf ägyptischer Seide geschrieben, am Eingange des Tempels zu Mekkah aufgehangen waren, daher sie den Namen el-Moallakat, d. i. der aufgehängenen erhielten. Nirgends findet man den Geist, die Sitten und den Charakter der Araber vor der Revolution, die sie aus kriegerischen Hirtenstämmen zu einem erobernden Volk umschuf, wahrer und

schöner abgemahlt, als in diesen berühmten Gedichten, denen die Stimme der Nation den Preis zuerkannt hatte. Die Geschichte der blutigen Kriege, welche zu den mehresten dieser Poesieen Veranlassung und Stoff gaben, enthält Züge von Wildheit und edlem, selbst zarterm Gefühl, von Barbaren und Großmuth, die den sonderbarsten Contrast gewähren, und in denen man eine auffallende Aehnlichkeit mit dem Geiste und den Sitten der europäischen irrenden Ritterschaft des Mittel-Alters findet. Dasselbe berufsmäßige Herumziehen um Abenteuer aufzusuchen, Bente zu gewinnen, oder Gefahren und Zweykämpfe mit Feinden und reißenden Thieren zu bestehen; dieselbe Unbiegsamkeit, Härte und Rachsucht; aber auch dieselbe Ehrliche, dieselbe Verpflichtung des Kriegers; Treue und Glauben zu halten, den Unterdrückten zu vertheidigen, und die Unschuld zu beschirmen, dieselbe hohe Achtung gegen das weibliche Geschlecht; dessen Benfall des tapfern Mannes höchster Wunsch und Lohn war. Ursprünglich bildete sich dieser Geist der asiatischen und europäischen Chevalerie gewiß von einander unabhängig; die Uebereinstimmung war Folge gleicher Lage und gleicher Stufe der Cultur: aber als die Araber in Spanien einheimisch wurden, so mischte sich dann um so eher der schwerfällige und rohe Rittergeist des Nordens mit dem freyeren und schon mehr gebildeten arabischen. Der letztere hatte auch auf die Ritterpoesieen der Spa-

nier und Provenzalen einen unverkennbaren Einfluß, den man selbst in der äußern Form der Gedichte bemerkt. Eine der häufigsten Gattungen provenzalischer Ritterpoesieen, der historische *Sirventes*, kommt an Inhalt und Form so ganz mit den arabischen Gedichten überein, welche der Gegenstand dieser Abhandlung sind, daß die Beschreibung, welche in der Literar-Geschichte der *Troubadours* von den ersteren gegeben ist, auch vollkommen auf die letzteren paßt *). Die *Moallat* sind nämlich historische Gedichte, in welchen der Dichter seine Thaten und Schicksale besingt, und der Erzählung seine Empfindungen und Beobachtungen; auch öfters Sittensprüche und Lehren der Weisheit, als Resultate seiner Erfahrung und eines langen Umgangs mit Menschen, einmischt. Dadurch wird ein solches Gedicht zugleich das treueste Contersey der Seele des Dichters, seiner Art, die

*) Après les poésies galantes des troubadours, les plus nombreuses sont celles que j'ai appelées *historiques*, comme ayant rapport à des faits, à des personnages distingués, et pouvant fournir des matériaux à l'histoire. Tels sont la plupart de leurs *sirventes*, sorte de discours en vers, où les louanges, le reproches, les plaintes, les menaces, les exhortations, les conseils se placent naturellement au gré de l'auteur. . . . Quand elles viennent de personnages illustres, c'est une peinture naïve de leurs sentimens, de leurs passions, de leur façon de voir et de s'exprimer. *Histoire littéraire des Troubadours*, Tom. I. Discours préliminaire, p. LV. LVI.

schöner abgemahlt, als in diesen berühmten Gedichten, denen die Stimme der Nation den Preis zuerkannt hatte. Die Geschichte der blutigen Kriege, welche zu den mehresten dieser Poesieen Veranlassung und Stoff gaben, enthält Züge von Wildheit und edlem, selbst zartem Gefühl, von Barbaren und Großmuth, die den sonderbarsten Contrast gewähren, und in denen man eine auffallende Aehnlichkeit mit dem Geiste und den Sitten der europäischen irrenden Ritterschaft des Mittel-Alters findet. Dasselbe berufsmäßige Herumziehen um Abenteuer aufzusuchen, Beute zu gewinnen, oder Gefahren und Zweykämpfe mit Feinden und reißenden Thieren zu bestehen; dieselbe Unbiegsamkeit, Härte und Rachsucht; aber auch dieselbe Ehrliche, dieselbe Verpflichtung des Kriegers; Treue und Glauben zu halten, den Unterdrückten zu vertheidigen, und die Unschuld zu beschirmen, dieselbe hohe Achtung gegen das weibliche Geschlecht; dessen Beifall des tapfern Mannes höchster Wunsch und Lohn war. Ursprünglich bildete sich dieser Geist der asiatischen und europäischen Chevalerie gewiß von einander unabhängig; die Uebereinstimmung war Folge gleicher Lage und gleicher Stufe der Cultur: aber als die Araber in Spanien einheimisch wurden, so mischte sich dann um so eher der schwerfällige und rohe Rittergeist des Nordens mit dem freyeren und schon mehr gebildeten arabischen. Der letztere hatte auch auf die Ritterpoesieen der Spa-

nier und Provenzalen einen unverkennbaren Einfluß, den man selbst in der äußern Form der Gedichte bemerkt. Eine der häufigsten Gattungen provenzalischer Ritterpoesieen, der historische *Sirventesio*, kommt an Inhalt und Form so ganz mit den arabischen Gedichten überein, welche der Gegenstand dieser Abhandlung sind, daß die Beschreibung, welche in der Literar-Geschichte der Troubadours von den ersteren gegeben ist, auch vollkommen auf die letzteren paßt *). Die Moallakat sind nämlich historische Gedichte, in welchen der Dichter seine Thaten und Schicksale besingt, und der Erzählung seine Empfindungen und Beobachtungen, auch öfters Sittensprüche und Lehren der Weisheit, als Resultate seiner Erfahrung und eines langen Umgangs mit Menschen, einmischt. Dadurch wird ein solches Gedicht zugleich das treueste Contersey der Seele des Dichters, seiner Art, die

*) Après les poésies galantes des troubadours, les plus nombreuses sont celles que j'ai appelées *historiques*, comme ayant rapport à des faits, à des personnages distingués, et pouvant fournir des matériaux à l'histoire. Tels sont la plupart de leurs *sirventes*, sorte de discours en vers, où les louanges, le reproches, les plaintes, les menaces, les exhortations, les conseils se placent naturellement au gré de l'auteur. Quand elles viennent de personnages illustres, c'est une peinture naïve de leurs sentiments, de leurs passions, de leur façon de voir et de s'exprimer. *Histoire littéraire des Troubadours*, Tom. I. Discours préliminaire, p. LV. LVI.

2. Ueber sieben der ältesten

Dinge anzusehen, seiner Gefühle, Empfindungen und Leidenschaften.

Da meistens Liebe, oder Vertheidigung weiblicher Unschuld, zu kühnen Unternehmungen und gefährvollen Wanderungen anspornte; so wurde es nach und nach regelmäßige Form, jedes längere historische Gedicht mit dem Ruhme der Schönen zu beginnen, um derentwillen der Dichter die Abenteuer bestand, deren Erzählung den Leser unterhalten soll, oder mit Klagen um ihre Entfernung und um ihren Verlust. Er kommt an den Ort, wo er einst die Geliebte seines Herzens zum erstenmal sah; aber jetzt findet er die Stätte verlassen, und er kann der Geliebten nur die Klagen der Sehnsucht nachschicken, die fruchtlos in der traurigen Einside verhallen. Nun sucht er sich aufzurichten mit der Erinnerung an die Heldenthaten seiner Jünglingsjahre, zu denen er einst durch Sie begeistert wurde, an die Gefahren, die er bereits um ihrentwillen bestanden hat, an die Zweykämpfe, in denen er beleidigte Ehre und Unschuld rächte, oder an die Gefechte, wo er mit seinen Stammesgenossen in die Schaaren der Feinde eindrang, und ihrer viele erlegte. Den Beschluß macht gemeiniglich ein Lob der Tapferkeit und Gastfreiheit des Stammes, zu dem der Dichter gehört. Dieß ist der Faden, der sich durch die mehresten dieser älteren historischen Gedichte hinzieht, in denen übrigens von einem Gegenstand zum andern oft

mehr überggesprungen als übergegangen wird. Besonders ist der Uebergang von dem Introitus, welcher dem Lobe einer Schönen gewidmet seyn muß, zu dem Thema des Gedichts bisweilen so gesucht, daß es schwer ist, einen Zusammenhang zu entdecken: genug, wenn nur die gewohnte Form beibehalten ist; den Forderungen der Kunst glaubt man dadurch Genüge geleistet zu haben.

Wir wenden uns nun zur Betrachtung der einzelnen Stücke dieser Sammlung *).

Die ältesten Gedichte dieser Sammlung sind gerade diejenigen, welche in derselben, man weiß nicht aus welchem Grunde, die letzte Stelle erhalten haben. Die Verfasser derselben, Amru, Kelthums Sohn, und Hareth, lebten beyde kurz vor Mohammeds Geburt, und recitirten ihre Gedichte oder poetische Reden als Wortführer zweyer feindlicher Stämme vor dem Könige von Hira, Amru, Hira.

A 5

*) The Moallakat, or seven Arabian Poems, which were suspended on the temple at Mecca, with a translation and arguments. By William Jones Esq. London, 1753. 4. Der arabische Text ist mit lateinischen Buchstaben gedruckt, welches den Gebrauch sehr unbequem macht. Die in der kurzen Vorrede versprochene Einleitung nebst den Erläuterungen zu diesen Gedichten sind nie erschienen. Die Ausgaben einiger einzelnen Stücke dieser Sammlung werden in der Folge gelegentlich angeführt werden.

da's Sohn; den sich diese Stämme, Bekr und Tagleb; selbst zum Schiedsrichter und Friedensrichter gewählt hatten. Schon seit geraumer Zeit waren sie mit einander im Kriege, den die Ermordung eines angesehenen Taglebiten, Coleib's, veranlaßt hatte. Bei einer anhaltenden Dürre, die in der Gegend, welche die Taglebiten mit ihren Heerden bezogen, alle Bäche und Cisternen aufgetrocknet hatte, wagte eine bewafnete Schaar von diesem Stamme einen Einfall in das benachbarte feindliche Gebiet der Bekriten, um sich mit Wasser zu versehen. Sie wurden zum Rückzug gezwungen, ohne ihren Zweck erreicht zu haben, und ihrer siebenzig kamen vor Durst um. Dadurch wurde die gegenseitige Erbitterung von neuem und heftiger gereizt. Schon rüsteten sich beide Stämme zu einem Kampfe, der blutiger zu werden drohete, als alle vorhergegangenen. Doch erwacht noch vor dem Beginnen desselben die Erinnerung an einen gemeinschaftlichen Ursprung: man schaudert vor dem Gedanken, daß es Brüder sind *), die sich mit wüthender Nachsicht einander vertilgen wollen. Von beiden Seiten werden Friedens-Vorschläge gethan: man wird einig, den König von Hira um seine Vermittlung zu ersuchen. Von den Taglebiten wird Amru gesandt, ein Mann, den das Gefühl seiner Jugendkraft und der Stolz auf


*) Beide Stämme hatten den Nayel, Kasib's Sohn, zum gemeinschaftlichen Stammvater.

die Würde seines Stammes mit einer Zuversicht besetzten, die an Uebermuth gränzt; von den Befreiten Hareth, ein Greis von hundert und dreißig Jahren, der mit der Mäßigung und Klugheit des Alters noch alle Kraft der männlichen Jahre verband, und die Sache seines Stammes so geschickt zu führen mußte, daß das Urtheil des Königs für denselben entschied.

Den Geist und Charakter jedes dieser Gedichte kann man im Allgemeinen schon aus dem ahnden, was von ihren Urhebern gesagt ist. Amrus Gedicht athmet Feuer, Kühnheit und Ungebundenheit. Der Dichter springt von einer Empfindung zur andern, von einem Gegenstand auf den andern über, wie es ihm seine Phantasie eingiebt, die weder Regeln noch Fesseln kennt. Die einzige Spur von Beobachtung einer Regel ist, daß, nach der gewohnten Form, der Eingang des Gedichts der Erinnerung an die Geliebte und dem Preise derselben gewidmet ist: dann wendet sich der Dichter sogleich, ohne allen Uebergang an den König, dessen Ausspruch das Recht entscheiden, und den Frieden zwischen beiden Stämmen wieder herstellen soll. Er ermahnt ihn, sich in seinem Urtheile gegen einen Stamm von den Vorzügen und der Würde des seinigen nicht zu übereilen: mit Begeisterung erhebt er desselben Tapferkeit, Großmuth und die unterjochte Unabhängigkeit.

Ins Schlachtgetümmel führen wir,
 Wie Heerden zu der Tränke,
 Die weissen, blendenden Paniere.
 Sie löschen ihren Durst, und kehren,
 Von Blut geröthet, heim.
 Schön, rühmlich waren jene Tage,
 An denen wir uns kämpfend
 Den Fesseln eines Königes entwandten!
 Wie manchen Tapfern, dessen Haupt
 Ein Diadem umgab,
 Verließen wir dahin gestreckt
 Auf dem Gefild' des Todes,
 Das schön geschirrte, reichgeschmückte
 Roß an seiner Seite.

Unter den Vorzügen seines Stammes rühmt der Dichter selbst die Treflichkeit seiner Pferde und Waffen und die Schönheit seiner Frauen: er feyert das Andenken an die Helden, die aus diesem Stamme entsprossen sind, und an die Thaten derselben; ihre Nachkommen sind Erben ihres Rahms und ihrer Tugenden: Freunde haben an ihnen Wohlthäter und Beschützer, Feinden sind sie Schrecken und Verderben: auch die Befreiten, an die sich der Dichter einmal wendet, müssen dieß durch ihre Erfahrung bekräftigen. In jeder Gegend, die ihnen gefällt, schlagen sie ihre Gezelte auf, und niemand darf es wagen, sich den Triften zu nähern, wo



den werden. »Wer sich,« schließt der Dichter, »nach unserm Willen fügt, findet bey uns sichern Schuß; aber hart ist die Züchtigung dessen, der sich uns widersezt. Stolz weisen wir Geschenke derer zurück, die unsern Anwillen gereizt haben: der Eisternen klarestes Wasser ist unser Trank; nachdem wir es getrübt haben, löschen andere ihren Durst. Uns ist der Erdkreis sammt seinen Bewohnern, niemand kann unserm Arm widerstehen. Andere mögen eines Tyrannen Joch und troßigen Uebermuth dulden, wir erniedrigen uns nie durch Unterwerfung unter seinen Willen. Man nennt uns gewaltthätig; und doch reizen wir niemand durch Beleidigungen; aber wer nicht abläßt, uns zu schmähen, fühlt unsers Grimmes Hestigkeit. Kaum ist ein Knabe unsers Stammes von der Mutter Brust entwöhnt, so beugen die stolzesten Führer fremder Stämme huldigend vor ihm die Kniee. Wir zwingen unsere Feinde des Todes ungemischten Trank zu kosten, und schrecklich ist in der Feldschlacht ihre Niederlage. Mit unsern Gezelten füllen wir die Erde, bald wird sie uns zu enge seyn; unsere Schiffe bedecken den Rücken des Meers.«

Mit Amrus jugendlichem Dünkel und aufbrausendem Uebermuthe macht Hareth, des Wortführers der Befreiten, weise Mäßigung und männliche Besonnenheit einen schönen Contrast. Man findet keinen Plan, und selbst eine Art von

Kunst in der Composition. Nach der hergebrachten Form mußte es mit Frauenlob beginnen: die Schönen, deren Reizen und Tugenden der Dichter huldigt, sind die Gemahlin und die Mutter des Königs; und den Vater des Fürsten, so wie ihn selbst, preiset er als Muster von Gerechtigkeit, Tapferkeit und Großmuth. Er ruft dem Könige ins Andenken zurück, daß es der Stamm Bekt war, der den Tod seines Vaters an den Kriegern des Königs von Ghassan rächte. Auch die Bekriten zählten von jeher viele Tapfere unter sich; deren Thaten noch in aller Gedächtniß leben, und die der Dichter den von seinem Gegner gepriesenen Taglebiten entgegensetzt. Er eröffnet die Vertheidigung seines Stammes mit Ruhe und Mäßigung; aber mit dem Fortgange seiner Rede wird sein Unwille rege, indem er zeigt, daß die Taglebiten es waren, die durch ihren Uebermuth und durch ihre Gewaltthätigkeiten das Feuer des Kriegs entzündeten, und die Schrecknisse desselben herbeiführten: »Ein feindseliges Geschick, ein unglückbringendes Gestirn hat Ungemach und Elend über uns gebracht, hat Wehe und Kummer über unsere Tage verbreitet. Taglebs Söhne, unsere Brüder, überschritten der Billigkeit Gränzen; sie kränkten uns mit ungerechten Vorwürfen, sie bürdeten uns Verbrechen auf, an denen wir nie Theil hatten: der Schuldlose war ihnen gleich dem Schuldigen, vor ihrem Hasse schützte die tadelloseste Unschuld

nicht. Jeden Stamm, der in diesen weiten Steppen seine Gezelte aufschlägt, wähten sie mit uns verbindet zu ihrem Verderben. Im Dunkel der Nacht sammelten sich ihre Krieger, und als der Morgen dämmerte, erscholl Kriegsgetöse und Waffengeflirr, das Wiehern der Kasse und das Brüllen der Kameele. — Der Du durch trügerische Worte in Anrus Augen uns herabzusetzen suchst, kannst Du hoffen, daß die Wahrheit stets verborgen bleibe? Wahrlich, Deine Verläumdungen vermögen nicht, unsern Ruhm zu schmälern. Schon öfter tastete ihn unserer Feinde Mißgunst an, doch mehrt' er sich von Tag zu Tag, trotz den Bestrebungen ihres Hasses. Wenn unser Ruhmes Glanz der Völker Augen blendete, wenn sie neidischer Erbitterung voll auf uns blickten, da erhob ein günstiges Geschick zu unserm Schutze einen dichten Fels, dessen hoher Gipfel die schwärzesten Wolken zerstreute.“ — Uebrigens enthält Hareth's Gedicht eine Menge von Anspielungen auf Vorfälle, die uns entweder gar nicht, oder doch sehr unvollständig bekannt sind, so gegenwärtig sie auch seinen Zuhörern seyn mochten.

Ein Zeitgenosse der beyden vorhergehenden Dichter war L a r a f a h, der Verfasser des Gedichts, welches in der Sammlung der Moallakat die zwente Stelle einnimmt. Sein poetisches Talent, das sich früh entwickelte, machte ihn bey dem Könige von H i r a,

Amru, so beliebt, daß ihn dieser seinem jüngern Bruder und bestimmten Nachfolger als Begleiter zugesellte. Aber einem Jüngling, der mit leichtem, unbefangnem Frohsinn einen Witz verband, der sich oft auf anderer Kosten belustigte, mußte der Umgang mit Großen leicht verderblich werden. Er überließ sich dem Spotte über Lächerlichkeiten und Thorheiten des Königs und seiner Günstlinge so unvorsichtig, daß er bald ein Opfer ihrer gereizten aber lang verheelten Erbitterung wurde. Der König sandte ihn an den Statthalter einer entlegenen Provinz mit einem versiegelten Schreiben, welches den Befehl zur Hinrichtung des Ueberbringers enthielt. Tarafah vollzog seinen Auftrag, aller Warnungen seiner besorgten Freunde ungeachtet, und er mußte seine Arglosigkeit zu spät bereuen.

Die nächste Veranlassung zu dem Gedicht, welches wir von ihm besitzen, gab ein Vorfall, der sich noch während seines Hirtenlebens ereignete. Der Dichter und sein Bruder waren mit einander übereingekommen, wechselseitig einen Tag um den andern ihre Heerden vor den Ueberfällen eines benachbarten feindlichen Stammes zu bewachen. Tarafah, dem sorglosen Genuße der Lebensfreuden und den Spielen seiner Phantasie dahin gegeben, war ein so nachlässiger Hüter der gemeinschaftlichen Heerde, daß sie einst von dem Feinde weggetrieben wurde. Vergebens suchte er seine Stammesgenossen zu bewe-

bewegen, mit ihm gegen die Räuber auszu ziehen. Bittere Vorwürfe der einen über eine Lebensart, die ihn und seine Familie entehre, und höhrender Spott der andern, die ihn aufforderten, durch seine Verse die geraubten Kameele wieder zurück zu bringen, veranlaßten ihn, das wirklich zu versuchen, was man im Ernste zu vermuthen für lächerlich hielt, und sich zugleich gegen die Vorwürfe zu rechtfertigen, die ihm von allen Seiten gemacht wurden. Sein Einfall gelang. Einer der Oberhäupter seines Stammes, den er durch eine schmeichelnde Aeußerung in seinem Gedichte zu gewinnen gewußt hatte, sandte ihm hundert Kameele zum Geschenk, und ersetzte dadurch den Verlust, den die beiden Brüder durch die Räuber gelitten hatten.

Der Dichter beginnt mit Klagen über die Entführung der Schönen, deren Reize er be singt. Seine traurige Stimmung zu verschonen, besteigt er ein Kameel, das ihn schon oft glücklich durch Einsiden und gefahrvolle Abenteuer getragen hat. „Auf diesem Kameele“ — fährt er nach einer langen und für einen europäischen Leser ermüdenden Beschreibung desselben fort, um zum Preise seines Rathes überzugehen, „auf einem solchen Kameele durchfahre ich wüde, wasserlose Wüsten, vor deren Schrecknissen des mutbigsten Gefährten Brust zurückbebt, deren Gefahren nur ein Held entgegen geht.“ Aber nicht

aus misanthropischer Ungeselligkeit, nicht aus Kargheit, um sich den Pflichten der Gastfreundschaft zu entziehen, besucht der Dichter Eindothen: der verirrte Wanderer findet bey ihm stets Herberge und der Hülfslose Schutz. Wie sucht man ihn vergebens im frohen Kreise der Zechenden: umgeben von muntern Jünglingen und reizenden Mädchen, deren Gesang das Herz zu Freude und Liebe stimmt; verwendet er seine Güter nur auf den Genuß der Freuden des kurzen Lebens, unbekümmert um die Vorwürfe seiner Verwandten, die ihn aus ihrer Mitte ausgestoßen haben. Dafür preisen die Dürftigen seine Milde, und die heerdenreichen Bewohner der weiten Triften seinen Rath. »Der Du mich tadelst, daß ich mich unter kämpfende Schaaren stürze, und dem Genuße mich weihe, kannst Du mir Unsterblichkeit zusichern? Vermagst Du den Streich des Todes nicht abzuwenden, so laß mich im Genuße der Güter, die ich besitze, ihm entgegen gehen. Wahrlich, es gälte mir gleich, wie bald oder spät meine Gefährten an meinem Grabe trauern, wären nicht drey Dinge, die dem Leben des Jünglings Reiz gäben. Am frühen Morgen, vor des mährischen Lablers Erwachen, sich mit dem dunkelrothen, perlenden Saft der Trauben zu laben; dem von Feinden umringtem Krieger auf einem sich bäumenden Rosse zu Hülfe zu eilen, Schrecken um sich verbreitend, wie eine Hyäne, die von dem Geräusche menschlicher Fußstritte aufsteht.

schreckt wird, und: den trüben, regnichten Tag unter dem ausgespannten Zelte in süßen Ländeleien mit zarten, schön geschmückten Mädchen zu kürzen. Gleich sind die Grabeshügel des grämlichen Kargen, der seufzend auf seine gehäuften Schätze hinblickt, und des Sorglosen, der im frohem Genuße das väterliche Gut verschleudert. Beide deckt ein Haufe kalter, stummer Steine. Der Tod wählt sich die Edelsten der Helden zu Schlachtopfern, und zum Eigenthum die auserlesensten Schätze zusammen scharrender Reichen. Ein Schatz, der mit jeder Nacht abnimmt, ist unser Leben; auf immer dahin ist was die Zeit jeden Tag mit sich fortreißt.“ — Bey diesen Grundsätzen muß der Dichter freylich die Vorwürfe seiner Verwandten sehr unbillig finden, über deren Betragen er sich dann auch um so bitterer beschwert, je weniger er sich bewußt ist, irgend eine Pflicht gegen sie verletzt zu haben. Nie entzog er sich einer Gefahr, wenn er zur Hülfe aufgefodert wurde. „Lastete ein Verläumber eure Ehre an, so zwang ich ihn, ohne erst zu drohen, einen Becher aus der Eisterne des Todes auszuleeren.“ Eines solchen Mannes Werth würden andere Verwandte besser zu schätzen wissen; sie würden ihn nicht der Armuth und Verachtung Preis geben. Nach einer wiederholten Schilderung seines Rathes fordert er seines Bruders Tochter auf, ihn, wenn er einst im Kampfe gefallen seyn werde, auf eines Helden würdige Art

aus misanthropischer Ungeselligkeit, nicht aus Kargheit, um sich den Pflichten der Gastfreundschaft zu entziehen, besucht der Dichter Eindothen: der verirrete Wanderer findet bey ihm stets Herberge und der Hülfslose Schutz. Nie sucht man ihn vergebens im frohen Kreise der Zechenden: umgeben von muntern Jünglingen und reizenden Mädchen, deren Gesang das Herz zu Freude und Liebe stimmt, verwendet er seine Güter nur auf den Genuß der Freuden des kühnen Lebens, unbekümmert um die Vorwürfe seiner Verwandten, die ihn aus ihrer Mitte ausgestoßen haben. Dafür preisen die Dürftigen seine Milde, und die heerdenreichen Bewohner der weiten Tristen seinen Muth. »Der Du mich tadelst, daß ich mich unter kämpfende Schaaren stürze, und dem Genusse mich weihe, kannst Du mir Unsterblichkeit zusichern? Vermagst Du den Streich des Todes nicht abzuwenden, so laß mich im Genuße der Güter, die ich besitze, ihm entgegen gehen. Wahrlich, es gälte mir gleich, wie bald oder spät meine Gefährten an meinem Grabe trauern, wären nicht drei Dinge, die dem Leben des Jünglings Reiz gaben. Am frühen Morgen, vor des mährischen Lablers Erwachen, sich mit dem dunkelrothen, perlenden Saft der Trauben zu laben: dem von Feinden umringtem Krieger auf einem sich bäumenden Rosse zu Hülfe zu Schrecken um sich verbreitend, wie von dem Geräusche. ~~geräusch~~

kaum wieder hergestellt, als Hossain, ein Dhobianite, den Tod seines Vaters, der im Laufe des erwähnten Krieges getödtet worden war, an einem der edelsten Abfiten rächte. Man griff aufs neue zu den Waffen, und schon rückten die Abfitischen Krieger an, um den Friedensbruch zu ahnen, da sandte Hareth, eines der Oberhäupter der Dhobianiten, im Einverständnisse mit Harem, einem andern angesehenen Manne dieses Stammes, seinen Sohn mit einem Geschenk von hundere Kameelen, als Sühnopfer für den gemordeten Abfiten, zu dem Zelte des feindlichen Anführers, dem er zugleich sagen ließ, er hoffe, die Milch der Kameele werde ihm lieber seyn, als das Blut seines Sohnes. Die Genugthuung wurde angenommen, und der Friede wieder hergestellt. Diese glückliche Ausöhnung feiert Zohair in seinem Gedicht, worin er die Eblen preiset, deren Großmuth zwei Stämme wieder vereinigte, die ein unseliger Krieg so lange entzweit hatte, die Schrecknisse desselben unter dem Bilde eines Ungeheuers schildert, das immer von neuem gebiehet, und den verwünscht, dessen unedle Nachsucht diesen Krieg wieder anzufachen drohete. Der Dichter war ein achtzigjähriger Greis: »ich bin,« sagt er von sich, »der Mühseligkeiten des Lebens überdrüssig; wer achtzigmal den Kreislauf des Jahres gesehen hat, den wird das Leben nicht minder ekeln.« Unter allen Gedichten

dieser Sammlung hat daher das feine am wenigsten poetischen Schwung: dafür enthält es desto mehr Weisheits - Sprüche und Regeln der Lebensklugheit, Resultate einer langen Erfahrung und einer sorgfältigen Beobachtung des Weltlaufs. Zur Probe nur einige solcher Sätze, die das Gedicht beschließen:

»Wer Treue und Glauben hält, entgeht der Schmach; wer zum sichern Ruheplatz der Unschuld seinen Lauf richtet, kommt nie in Verlegenheit.«

»Auch den, der zaghaft stets dem Tode zu entfliehen sucht, ereilt er endlich, erstieg er auch auf einer Leiter die Wolken.«

»Wer Güter besitzt, und mit ihnen geizt, der entfremdet seine Stammesgenossen von sich, und setzt sich ihrem Tadel aus.«

»Wer sich stets von andern Lasten auflegen läßt, und sich nie aus verächtlicher Niedrigkeit empor zu heben sucht, wird endlich einmal bittere Reue empfinden.«

»Wer sich selbst nicht ehrt, wird auch von andern nicht geehrt.«

»Wer von seiner Eiferne Zudringliche nicht mit Lanzen abhält, wird sie bald verschüttet sehen: wer nie angreifen will, wird endlich unterdrückt.«

»Wer den Tadel der Menschen nicht achtet, setzt sich demselben aus.«

kaum wieder hergestellt, als Hossain, ein Dhobianite, den Tod seines Vaters, der im Laufe des erwähnten Krieges getödtet worden war, an einem der edelsten Absiten rächte. Man griff aufs neue zu den Waffen, und schon rückten die Absitschen Krieger an, um den Friedensbruch zu ahnen, da sandte Hareth, eines der Oberhäupter der Dhobianiten, im Einverständnisse mit Harem, einem andern angesehenen Manne dieses Stammes, seinen Sohn mit einem Geschenk von hundere Kameelen, als Sühnopfer für den gemordeten Absiten, zu dem Zelte des feindlichen Anführers, dem er zugleich sagen ließ, er hoffe, die Milch der Kameele werde ihm lieber seyn, als das Blut seines Sohnes. Die Genugthuung wurde angenommen, und der Friede wieder hergestellt. Diese glückliche Ausöhnung feiert Zohair in seinem Gedicht, worin er die Edlen preiset, deren Großmuth zwei Stämme wieder vereinigte, die ein unseliger Krieg so lange entzweit hatte, die Schrecknisse desselben unter dem Bilde eines Ungeheuers schildert, das immer von neuem gebiehet, und den verwünscht, dessen unedle Nachsicht diesen Krieg wieder anzufachen drohete. Der Dichter war ein achtzigjähriger Greis: »ich bin,« sagt er von sich, »der Mühseligkeiten des Lebens überdrüssig; wer achzigmal den Kreislauf des Jahres gesehen hat, den wird das Leben nicht minder ekeln.« Unter

»Wer seine Wohlthaten an Unwürdige verschleudert, verwandelt seinen Ruhm in Schmach.«

»Des Menschen eine Hälfte ist die Zunge, die andere sein Herz; das übrige ist nichts als eine Gestalt von Blut und Fleisch *).«

Lebid, der Verfasser des vierten Gedichts dieser Sammlung, war ein Zeitgenosse Mohammeds, und starb zu Cufa im Jahr 662 christlicher Zeitrechnung unter der Regierung des fünften Chalifen, Moawiah, in einem Alter von hundert und zwanzig Jahren. Ein so heftiger Gegner des Propheten er anfangs war, ein so eifriger Anhänger desselben wurde er, als ihn die Schönheit und Kraft einiger poetischen Stellen des Korans zur Umnahme der neuen Lehre bewogen hatte; und Mohammed selbst war stolz darauf, einen der berühmtesten und geschäftigsten Dichter der Nation gewonnen zu haben. Das Gedicht, welches wir von ihm besitzen, und noch vor seinem Uebergang zum Islamismus verfertigt ist, scheint durch keinen besondern Vorfall veranlaßt worden zu seyn, sondern preiset überhaupt den Muth, die Tapferkeit und Gastfreundschaft des Dichters. Es beginnt mit einer mahlerischen Schilderung der Gegend, wo ehemals das Lager eines Stammes, an-

*) Bohair's Gedicht hat der Verfasser dieser Abhandlung zu Leipzig im Jahr 1792 mit einer lateinischen Uebersetzung und Anmerkungen herausgegeben.

ter, dem er eine Geliebte gefunden hatte, gestanden war. Schon längst hat jener Stamm diesen Ort wieder verlassen, und jetzt ist er eine Einöde, in welcher die Zeit fast jede Spur ehemaliger Wohnungen vertilgt hat. Die Stelle, wo einst Nawara's Zelt stand, kann man nicht mehr erkennen, die Winde haben sie mit Sand bedeckt. Auf der Ebene, die vormals mit Gezelten bedeckt war, um die noch hier und da umherliegenden Ueberreste von Henerheerden, irrt jetzt das Wild umher. Wilde Disteln heben hier ihre Häupter empor, in des Thales Seitenwänden wohnen Gazellen, die für ihre eben geworfene Jungen in dieser Wildniß ein ruhiges Lager finden, wo sie vor allen Nachstellungen der Jäger sicher sind: die von der Mutter entwöhnten Jungen weiden heerdenweise auf der benachbarten Ebene sorglos und ungestört. Vergebens sucht sich der Dichter von dem Gedanken an die Geliebte, deren Trennung ihn mit Schmerzen erfüllt, los zu reißen: er muß ihr nachziehen, und das Kamel, das er in dieser Absicht besteigt, wird von ihm ausführlich geschildert. Die Schnelligkeit desselben vergleicht er bald mit einer vom Winde fortgetriebnen Wolke, bald mit einem wilden Esel, der wüthend vor Durst zu einer Quelle rennt, bald mit einer Gazelle, die in Thälern und auf Hügeln ängstlich ihr Junges sucht, das im Walde von Hyänen zerrissen ist. Der Dichter ereilt seine Nawara; aber er findet sie spär-

de. Er vergilt ihre Kälte mit Gleichgültigkeit, und schildert die fröhlichen Gelage, die ihn für die Freuden der Liebe entschädigen. Dieß führt ihn auf das Lob seiner Gastfreundschaft und aller der mit ihr verschwisterten ruhmwürdigen Eigenschaften, die das Bild eines edlen Arabers vollenden: »An wie manchem kalten Morgen, wenn rauhe Winde heulten, deren Zügel die Hand des Nord's regierte, hat mein Zelt den Wanderer vor ihren Stürmen geschützt! Eil' ich meinem Stamme zu Hülfe, iso trägt meine Waffen ein schnelles Roß, dessen Zügel, fest um meine Lenden geschlungen, statt des Gürtels mir dienen. Ich besteige einen Hügel, des Feindes Lager auszuspähen; ein kleiner Raum trennt uns von ihm, und unser Wolken an fliegender Staub erreicht seine Fahnen. Sinkt dann die Sonne in Dunkelheit, und der Schleier der Nacht verhüllt der Feinde Hinterhalt, so steig' ich in das Thal hinab: mein Roß erhebt seinen Nacken, gleich dem schlanken Aste einer hochstämmigen Palme, an welcher der, der seine Früchte brechen will, nicht hinanzureichen vermag. Angespornet steigt es gleich einem fliehenden Strauße über die Ebene hinweg, das Geschirr schlägt in der Heftigkeit seines behenden Laufes um seine Seiten; ein Strom rinnt von ihm herab; sein Gurt ist in dem siedenden Schäum gebadet. Es hebt sein Haupt; frey, mit verhängtem Zügel fliegt es dahin; es eilt zum Ziele wie zur Quelle eine Taube, die brennen-

der Durst peiniget. Unter meinem Zelte glaubt sich der Wanderer in Lebala's fruchtbares, üppiger Blüthen volles Thal versetzt. An meines Gezelt's Seile schleicht jedes alte Mütterchen, von Hunger abgeehrt, und von Elend darnieder gedrückt. Wenn Winterstürme auf der fahlen Ebene unter sich kämpfen; so umgeben meinen Tisch hungrige Waisen, die sich gierig in die Bäche meiner Wohlthätigkeit stürzen. — In der Versammlung der Stämme erhebt sich stets ein Held aus unserm Blute entsprossen, dessen Muth und Kraft das Schwerste besiegt. Jedem theilt er gleichen Antheil zu; er verwaltet unter den Stämmen das Recht; Zorn ergreift ihn, wenn es geschmälet wird; um anderer Rechte zu befestigen, opfert er die seinigen. Er handelt mit Grösse der Seele und Edelmuth, überschüttet mit dem Thau seiner Wohlthätigkeit jeden der Hülfe sucht, und streuet um sich die Schätze die er erbeutet hat, den Lohn seiner Tapferkeit. Er gehört einem Stamme an, dessen Väter Muster der Vollkommenheit sind, und jeder Stamm, der mit uns verwandt ist, hat Vorbilder der Treflichkeit. — Unter allen Stücken dieser Sammlung hat Lebids Gedicht den größten poetischen Werth. Die Schilderungen dieses Dichters sind mannigfaltig und lebendig, seine Bilder neu und überraschend, und seine Empfindungen edel.

de. Er vergilt ihre Kälte mit Gleichgültigkeit, und
 schilbert die fröhlichen Gelage, die ihn für die Freu-
 den der Liebe entschädigen. Dieß führt ihn auf das
 Lob seiner Gastfreundschaft und aller der mit ihr ver-
 schwägerten ruhmwürdigen Eigenschaften; die das
 Bild eines edlen Arabers vollenden: „An wie man-
 chem kalten Morgen, wenn rauhe Winde heulten,
 deren Zügel die Hand des Nord's regierte, hat mein
 Zett den Wanderer vor ihren Stürmen geschützt!
 Eil' ich meinem Stamme zu Hülfe, iso trägt meine
 Waffen ein schnelles Roß, dessen Zügel, fest um mei-
 ne Lenden geschlungen, statt des Gürtels mir die-
 nen. Ich besteige einen Hügel, des Feindes Lager
 auszuspähen; ein kleiner Raum trennt uns von ihm,
 und unser Wolken an fliegender Staub erreicht seine
 Fahnen. Sinkt dann die Sonne in Dunkelheit, und
 der Schleier der Nacht verhüllt der Feinde Hinter-
 hält, so steig' ich in das Thal hinab: mein Roß er-
 hebt seinen Nacken, gleich dem schlanken Aste einer hoch-
 stämmigen Palme, an welcher der, der seine Fruch-
 te brechen will, nicht hinanzureichen vermag. An-
 gepörrt fliegt es gleich einem fliehenden Strauße
 über die Ebene hinweg, das Geschirr schlägt, in der
 Hastigkeit seines behenden Laufes um seine Seiten;
 ein Strom rinnt von ihm herab; sein Gurt ist in
 dem siedenden Schaum gebadet. Es hebt sein Haupt;
 frey, mit verhängtem Zügel fliegt es dahin; es eilt
 zum Ziele wie zur Quelle eine Taube, die brennen-

der Durst peinigt. Unter meinem Zelte glaubt sich der Wanderer in Lebala's fruchtbares, üppiger Blüthen volles Thal versetzt. An meines Gezelt's Seile schleicht jedes alte Mütterchen, von Hunger abgezehrt, und von Elend darnieder gedrückt. Wenn Winterstürme auf der fahlen Ebene unter sich kämpfen; so umgeben meinen Tisch hungrige Waisen, die sich gierig in die Bäche meiner Wohlthätigkeit stürzen. — In der Versammlung der Stämme erhebt sich stets ein Held aus unserm Blute entsprossen; dessen Muth und Kraft das Schwerste besiegt. Jedem theilt er gleichen Antheil zu; er verwaltet unter den Stämmen das Recht; Zorn ergreift ihn, wenn es geschmälett wird; um anderer Rechte zu befestigen, opfert er die seinigen. Er handelt mit Grösse der Seele und Edelmuth, überschüttet mit dem Thau seiner Wohlthätigkeit jeden der Hülfe sucht, und streuet um sich die Schätze die er erbeutet hat, den Lohn seiner Tapferkeit. Er gehört einem Stamme an, dessen Väter Muster der Vollkommenheit sind, und jeder Stamm, der mit uns verwandt ist, hat Vorbilder der Treflichkeit.« — Unter allen Stücken dieser Sammlung hat Lebida's Gedicht den größten poetischen Werth. Die Schilderungen dieses Dichters sind mannigfaltig und lebendig, seine Bilder neu und überraschend, und seine Empfindungen edel.

28 Ueber sieben arabische Gedichte.

Ein Zeitgenosse Lebids war Umral - Kais, der, nach vergeblichen Versuchen die seinem Vater entrissene Herrschaft über einige arabische Stämme wieder zu erhalten, nach Uncpra in Galatien floh, und daselbst in der letzten Hälfte des siebenten Jahrhunderts starb. Sein Gedicht *) welches die Sammlung der Moallakat eröffnet, enthält die Schilderung verschiedener Liebesabenteuer und der auf denselben bestandnen Gefahren, denen auch eine lange Beschreibung des Kameels eingewebt ist; hat aber übrigens wenig Hervorstechendes, und ist voll gesuchter Gleichnisse und Anspielungen, die einem europäischen Leser schon deshalb nicht sehr gefallen können, weil sie ihm erst durch mancherley Erläuterungen verständlich werden müssen.

*) G. J. Lette gab es zu Leyden im Jahre 1748 in Verbindung mit Laabs Lobgedicht auf Mohammed heraus.

Latetnische Fabulisten.

Die äsopische Fabel hat die Aufmerksamkeit der Römer nur in einem sehr geringen Grade auf sich gezogen. Als sie einige Bekanntschaft mit der Literatur der Griechen errichteten, als sie anfangen die poetischen Kunstwerke dieser Nation zu übersezen und nachzubilden, war die äsopische Fabel noch nicht als selbstständige Dichtung vorhanden, und ihren rhetorischen Gebrauch scheint der ernste Charakter der römischen Beredsamkeit nicht sonderlich begünstigt zu haben. Einige Anspielungen auf äsopische Erfindungen, und hier und da, aber immer nur sparsam, gelegentlich eingewebte Fabeln zum Schmuck eines größern Ganzen, ist, wie es scheint, alles, was die römische Literatur in dem Zeitraume der Republik in dieser Gattung aufzuweisen hat *).

*). Die Fabel des Menenius Agrippa beim Livius II. 32. muß wahrscheinlich zu den Verschönerungsmitteln gerechnet werden, mit denen die röm.

Ennius, der Vater der römischen Poesie, war, so viel wir wissen, der erste, welcher einen solchen gelegentlichen Gebrauch von den Erfindungen griechischer Fabulisten gemacht hat. Mit Geschicklichkeit und Anmuth, wie uns ein römischer Schriftsteller versichert, ^{b)} hätte er die Fabel von der Lerche (Cassita) in eine seiner Satyren verflochten und ihr ein poetisches Gewand geliehen. Andere alte satyrische Dichter haben ihn vielleicht hierinne nachgeahmt; wenigstens hat ein Dichter, welcher keine Ähnlichkeit seiner Vorgänger verloren gehen ließ, der geistvolle Nachahmer Lucius, einige seiner Satyren durch Auführungen äsopischer Fabeln geschmückt. Unter allen alten Dichtern war Horaz der erste und einzige, welcher die Fabel in das Gebiet der Dichtkunst führte; und, nicht zufrieden ihr den äußern Schmuck des Epigrammaßes zu lei-

schen Geschichtschreibern den edelsten Stoff der alten römischen Geschichte zu heben suchten. Wenigstens kann aus diesem einzelnen Beispiele nicht auf einen häufigen Gebrauch der äsopischen Fabel geschlossen werden.

b) Gellius N. A. II. 29. Hunc Aesopi apologum Q. Ennius in Satiris scito admodum et venuste versibus quadratis composuit: quorum duo postremi isti sunt, quos habere cordi et memoriae operae pretium esse hercle puto:

Hoc erit tibi argumentum semper in promptu
situm:

Ne quid expectes amicos, quod tute agere possies.

Bergl. Avian. Fab. XXI. Fabrius nr. 353. ed. Hauptm.

hen, die erdichtete Handlung wie eine wirkliche behandelte, ihr Inneres beseelte und sie zum Range einer selbstständigen Schönheit erhob c).

Ähnliche Versuche römischer Dichter nach Horat; sind mir nicht bekannt d). Erst unter der Regierung Tibers tritt die äsopische Fabel, scheinbar unabhängig, in Latium auf. Denn um diese Zeit behandelte

c) Horat. I, Epist. X. 34 — 38. Vergl. Aristotel. II. Rhetor. 20. Aesop. p. 251. ed. Haupt. — II. Serm. VI. 83. ff. Vergl. Nachträge z. Culier. V. Th. I. St. 196. f. E.

d) Nikol. Heinsius vermutet zwar, daß ein aenischer E. Melissus, dessen Ovid ex Ponto IV. Ep. XVI. 30. als eines dramatischen Dichters Erwähnung thut, äsopische Fabeln geschrieben habe, weil Suetonius von ihm ineptiarum seu jocorum libellos in Verbindung mit Nimen anführt. Dieser Grund ist sehr dürftig. Wenn Phaedrus seine Fabeln an mehreren Stellen jocos nennt, so folgt daraus noch gar nicht, daß auch ein Literater bei einer Auführung ihnen diesen Titel belegen, oder daß dieses Wort überhaupt zur Bezeichnung äsopischer Fabeln gebraucht werden könnte. Wenn Horat; seine kleinen Gedichte nugas nennt, dürfte es uns darum einfallen, ihnen den Titel Horatii nugas beizulegen? Das Wort ineptiarum, welches einen Theil jenes Titels ausmacht, ist der Vermuthung des holländischen Philologen noch mehr im Wege. Es kann jenes Wort also im eigentlichen Sinne eine Sammlung von Scherzen und lustigen Erzählungen gewesen seyn.

mit diese Zeug-
Zeit seiner Zu-
die Zeit sei-
ber 8. Aus
schließen, daß
seinem Alter ge-
müch, daß er sie

ano foret,
denique,
et malis.

sehen kann, was den
verbraut habe, so ver-
schied Auspielungen enthalte
den dem misstrauischen Zi-
ben L. I. XVI. sagt
et in hac fabula aliqua faty-
Deorum cultores: forte
ovis perina, et Romanos sub ca-
stait, qui a Sejano vexati melio-
retunt. Leere Vermuthungen, um
zu retten, die nicht gerettet wer-
den der XIX §. desselben Buches soll
Tiberius im Sinne gehabt haben; und
stellen.

erzählt er einen Rechtshandel, der von
wurde (V. 39.) und von dem Phä-
dros sagt (V. 8.): er habe sich zu seiner
gen. Eine Anekdote von Tiber erzählt er

mit Sicherheit aus der I. §. des III Buches
(am;horam) geschlossen werden könne, weil
Schlusse sagt: Hoc quo pertineat, dicet qui
erit, möchte ich nicht behaupten. Wenigstens
in der Apologia pro Phaedro p. 36. hier keine
auf das Alter des Dichters, sondern vielmehr
kennung, daß man sein Verdienst und seine Kennt-
nis nach den wenigen Bruchstücken beurtheilen
wie man davon in seinen Fabeln fände.

. St.

©

nicht eher als nach dem Tode *Sejanus* ans Licht gestellt habe ^{l)}).

Seiner eigenen Versicherung zu folge war *Thra-
sion* sein Vaterland. In dem Vaterlande der *Lin-
nus* und *Dryheus*, auf dem pierischen Hügel,
hatte er das Licht erblickt ^{m)}; frühzeitig war er mit
den Wissenschaften bekannt geworden; denn, wie er

^{l)} Wenigstens werden die des dritten Buches, in dessen
Prolog er den *Sejan* namentlich angreift, nicht früher
erschieden seyn. *Marquardus Gudius* glaubte
sogar, daß sie nicht eher als nach *Liberus* Tode bekannt
geworden wären. Dazu scharfsinnig ist es, wenn er ei-
nen Grund zu dieser Behauptung in der Fabel von der
Hyder zu finden glaubt, die den *Froschen* zum Könige
gegeben wurde. Diese *Hyder* soll den *Caligula* be-
zeichnen, weil *Svetonius* in dem Leben dieses Kay-
sers c. XI. erzählt, *Liberius* habe vom *Caligula*
gesagt: *Exitio suo communique Cajum vivere, et so-
natricem populo romano, Phaethontem orbi terra-
rum educare.* Diese Vermuthung, welche Anhänger
gefunden hat, fällt durch die Bemerkung über den *Hau-
sen*, daß die ganze Fabel griechischen Ursprungs ist. (cf.
Aesop. 167.) *Burmman* benutzte *Gudius* Hypo-
these bey der XVIII. F. des IV. Buches, wo die *Natter*,
seiner Meinung nach, wiederum den *Caligula* bezeich-
net. Man s. *Aesop.* 170.

^{m)} Prologus L. III. 17. *Ego quem Pierio mater enixa
est jugo.* Diejenigen, welche diesen Worten einen me-
taphorischen Sinn unterlegen, haben den Zusammenhang
nicht gehörig erwogen. *Phädrus* führt die Gründe,
die seine Ansprüche auf den Namen eines Dichters be-
günstigen, der Reihe nach an. Seinen Geburtsort, ein
poetisches, durch die Gegenwart der *Musen* begünstigtes
Land, stellt er an die Spitze. Zunächst kommt er auf
seine Erziehung, in ipsa natus paene ichola; auf sein
nen Charakter, der keinen von den Flecken hat, die mit
den *Musenkünsten* unverträglich sind. Man gebe dem
ersten Satz eine metaphorische Bedeutung und die gan-
ze Anordnung der Gedanken ist zerstört.

selbst sagt, war er beynah in der Schule geboren n). Seine weitem Schicksale, die Ursache seiner Sklaverey und Freylassung, die Geschichte seines Lebens in Rom und seines Berufes zur lateinischen Poesie, alles dieses liegt unter einem dichten Schleier verborgen, hinter den zu blicken man sich vergeblich bemüht hat.

Die fünf Bücher seiner Fabeln müssen, nach den Aeußerungen ihres Verfassers, zu verschiedenen Zeiten an das Licht getreten seyn o). Sie scheinen mehr Tadler als Freunde und Bewunderer gefunden zu haben p) und wahrscheinlich sind sie nicht sehr bekannt geworden. Martial nennt einen Phädrus, aber es ist nicht ganz gewiß, daß er den anfrigen meynt q); und so ist Avianus in der

€ 2

n) Prolog. L. III. 20.

o) Als er den Prolog zum dritten Buche schrieb, hatten ihm seine Fabeln, wie er in demselben sagt, schon mancherley Unglück und Tadel zugezogen.

p) An vielen Stellen hat es Phädrus mit seinen Gegnern zu thun. Epilogus L. III. 15 ff. Prolog. L. III. 60. f. — L. III. F. X. — Prolog. L. V. 15. F. VII. 1. 2. u. a.

q) Martial. L. III. 20.

An aemulatur improbi jocos Phaedri?

Lascivus elegis, an severus herois? etc.

Fast alle Ausleger erklären diese Stelle von dem Fabeldichter Phädrus, der seine Fabeln an mehr als einer Stelle jocos nennt, und es als eine ihrer Eigenheiten ansieht, quod risum moveant, Prolog.

nicht eher als nach dem Tode *Sejanus* ans Licht gestellt habe 1).

Seiner eigenen Versicherung zu folge war *Thra-
gion* sein Vaterland. In dem Vaterlande der *Lin-
nus* und *Dryphus*, auf dem pierischen Hügel,
hatte er das Licht erblickt *m*); frühzeitig war er mit
den Wissenschaften bekannt geworden; denn, wie er

1) Wenigstens werden die des dritten Buches, in dessen
Prolog er den *Sejan* namentlich angriff, nicht früher
erschienen seyn. *Marquardus Gudius* glaubte
sogar, daß sie nicht eher als nach *Liberus* Tode bekannt
geworden wären. Allzu scharfsinnig ist es, wenn er ei-
nen Grund zu dieser Behauptung in der Fabel von der
Hyder zu finden glaubt, die den Fröschen zum Könige
gegeben wurde. Diese Hyder soll den *Caligula* be-
zeichnen, weil *Svetonius* in dem Leben dieses Kay-
sers c. XI. erzählt, *Liberius* habe vom *Caligula*
gesagt: *Exitio suo communique Cajum vivere, et so-
natricem populo romano, Phaethontem orbi terra-
rum educare.* Diese Vermuthung, welche Anhänger
gefunden hat, fällt durch die Bemerkung über den *Na-
usen*, daß die ganze Fabel griechischen Ursprungs ist. (cf.
Aesop. 167.) *Burmman* benutzte *Gudius* Hypo-
these bey der XVIII. F. des IV. Buches, wo die Natter,
seiner Meinung nach, wiederum den *Caligula* bezeich-
net. Man s. *Aesop.* 177.

m) Prologus L. III. 17. Ego quem Pierio mater enixa
est jugo. Diejenigen, welche diesen Worten einen me-
taphorischen Sinn unterlegen, haben den Zusammenhang
nicht gehörig erwogen. *Phaedrus* führt die Gründe,
die seine Ansprüche auf den Namen eines Dichters be-
günstigen, der Reihe nach an. Seinen Geburtsort, ein
poetisches, durch die Gegenwart der Mufen begünstigtes
Land, stellt er an die Spitze. Zunächst kommt
seine Erziehung, in ipsa natus paene ich-
nen Charakter, der keinen von den Fled-
den Mufenkünsten unverträglich fin-
ersten Satz eine metaphorische Be-
ze Anordnung der Gedanken ist.

selbst sagt, war er beynah in der Schule geboren n). Seine weiteren Schicksale, die Ursache seiner Eklaverey und Freylassung, die Geschichte seines Lebens in Rom und seines Berufes zur lateinischen Poesie, alles dieses liegt unter einem dichten Schleier verborgen, hinter den zu blicken man sich vergeblich bemüht hat.

Die fünf Bücher seiner Fabeln müssen, nach den
Aeußerungen ihres Verfassers, zu verschiedenen Zei-
ten an das Licht getreten seyn o). Sie scheinen
mehr Tadler als Freunde und Bewunderer gefunden
zu haben p) und wahrscheinlich sind sie nicht sehr
bekannt geworden. Martial nennt einen Phä-
drus, aber es ist nicht ganz gewiß, daß er den
anfrigen meint q); und so ist Avianus in der

€ 2

*) Prolog. L. III 20.

•) Als er den Prolog zum dritten Buche schrieb, hatten ihm seine Fabeln, wie er in demselben sagt, schon mancherley Unglück und Tadel zugezogen.

P) An vielen Stellen hat es Thaddäus mit seinen Gegnern zu thun. Epilogus L. III. 15 ff. Prolog. L. III. 60. f. — L. III. F. X. — Prolog. L. V. 15. F. VII. 1, 2, u. 4.

7) Martial, L. III. 20.

An ~~amator~~ improbi jocos Phædri?
 Ut ~~amator~~, an ~~amator~~ herois? etc.

Stelle von dem Fabel.
Fabeln an mehr als
als eine ihrer Eigen-
um moveant, Prolog.

Vorrede zu seinen Fabeln der einzige, welcher die fünf Bücher des Fabeldichter Phädrus mit Bestimmtheit erwähnt *). Doch ist auch selbst diese

L. I. 3. Die Gründe, mit denen Christ, in Prolus. de Phaedro p. 6. diese Meinung befreitet, sind von keiner großen Bedeutung; aber ganz untauglich ist sein Vorschlag, den Epitruer Phädrus, den Lehrer des Cicero, (*improbe sedulum ac laboriosa in probanda diligentia virum*) zu verstehen. Das Beywort *improbus* würde in der That bey den Fabeldichter ziemlich unbequem seyn, wenn wir nicht aus seinem eignen Geständnisse wüßten, daß man ihn in dem Verdachte hatte, seine Fabeln gegen bestimmte Personen zu richten. Dieß erhellt ganz augenscheinlich aus den Worten des Prologs zum III. B. B. 45.

Suspicione si quis errabit sua
Et rapiet ad se quod erit commune omnium,
Stulte nudabit animi conscientiam.
Huic excusatum me velim nihilominus:
Neque enim notare singulos mens est mihi,
Verum ipsam vitam et mores hominum ostendere.

Es ist leicht zu vermuthen, daß, wie in solchen Fällen gemeiniglich, die eigene Versicherung des Dichters weniger Glauben fand, als die der Malignität des Publikums schmeichelnden Deutungen. Daher sich denn auch Martial noch der allgemeinen Meinung gemäß ausdrückt.

*) Die Gründe mit denen Christ, in der Prolus. de Phaedro p. 8. dieses Zeugniß befreitet, muß man bey ihm selbst nachsehn. Ich will hier nur einiges wenige bemerken. Avianus sagt: *quas (Aesopi fabulas) Graecis jambis Babrius repetens, in duo volumina coartavit. Phaedrus etiam partem aliquam quinque in libellos resolvit.* Der letzte Ausdruck soll, nach Christ's Meinung, bedeuten, Phädrus habe die Fabeln des Aesop ausführlicher vorgegetragen (*resolvit*). Müßte aber nicht dann das entgegengesetzte *coartavit* anzeigen, Babrius habe diese Fabeln in's Kurze gezogen, welches schlechterdings ungerathet wäre, da es heißt: *in duo volumina coartavit.* Beyde Bestür-

Erwähnung keinesweges über allen Zweifel erhoben.

Das Stillschweigen der Alten über einen Schriftsteller, welcher sich in einer niedrigeren Gattung, wenn auch nicht unglücklich, doch nicht gerade mit einem sehr glänzenden Erfolge versucht hatte, könnte noch nicht hinreichen, auch nur von ferne den Verdacht der Unächtheit auf die Fabeln des Phädrus fallen zu lassen. Phädrus hat dieses Schicksal mit mehreren Schriftstellern gemein, an deren Authentizität niemand zu zweifeln wagt. Es konnte nicht viele Veranlassungen geben, von einem Dichter zu sprechen, der seinen Stoff, wie es scheint, größtentheils ältern Erfindern verdankte, unter deren Namen und Firma er allzu oft angeführt worden

§ 3

ter müssen also, den Gesetzen der Antithese zufolge, auf einerley Art von dem Maane erklärt werden, den die Fabeln beider Dichter einnahmen: Babrius drängte die Erfindungen des Aesop in zwey Bücher zusammen: Phädrus dehnte sie in fünf Bücher aus. — Wichtiger ist, was Christ S. 9. sagt, Avianus gebe vor, seine Fabel aus den Sammlungen des Babrius und Phädrus genommen zu haben: De his ego ad quadraginta et duas in unum redactas fabulas edidi — und doch findet sich unter allen Fabeln des Avianus keine einzige beym Phädrus. Man könnte antworten, daß wir nicht mehr die vollständige Sammlung des Phädrus besitzen; aber Christ's Erklärung ist überhaupt unrichtig und de his muß auf Aesopi fabulas bezogen werden. Avianus schöpfte so, wie sein Vorgänger, aus der gemeinschaftlichen Quelle.

war, als daß man es eben für nöthig oder schicklich hätte halten dürfen, ihn auf einmal unter der minder gültigen Autorität seines neuen Bearbeiters aufzuführen. Auch möchte ich selbst auf den Umstand keinen großen Werth legen, daß Seneca an einer Stelle, wo er von der äsopischen Fabel spricht, sie eine von den Römern unversuchte Gattung (*Romanis intentatum opus*) nennt s). Denn da er an dieser Stelle, wie aus der ganzen Veranlassung und Absicht erhellt, keineswegs als Literator spricht, so war es ihm wohl vergönnt, einen Versuch zu ignoriren, den er vielleicht, seinem Geschmacke zu folgen, nicht außerordentlich glücklich fand, und dasjenige ungethan und unversucht zu nennen, was nur von einem Einzigen, und von diesem ohne ausgezeichneten Erfolg unternommen worden war.

Indessen bekümmert jenes Stillschweigen der Alten und diese Behauptung des Seneca durch einen gewissen dritten Umstand eine Wichtigkeit, auf die sie ohne ihn ganz und gar nicht Anspruch machen

s) *Consolatio ad Polyb. c. 27. Non audeo te eo jusque producere, ut fabellas quoque et Aesopio logos, intentatum romanis ingeniis opus, solita tibi venustate connectas.* Funke in der Apolog. p. 160 ff widerlegt die verschiedenen Hypothesen, durch die man diese Behauptung des Seneca mit der Existenz des Phädrus in Uebereinstimmung zu bringen gesucht hat; und trägt endlich die Hypothese vor, daß wohl von profanen Fabeln die Rede seyn möchte. Diese Vermuthung kann ich nicht glücklich finden.

könnte. Bey diesem Umstande müssen wir uns etwas länger verweilen.

Nicolaus Perottus, ein Gelehrter des funfzehnten Jahrhunderts aus Cassierrato, und, von dem Jahre 1458 an, Erzbischof von Mansfredonia, einer der frühern Beförderer der griechischen Literatur in Italien, führt in einem seiner spätern Werke: *) eine äsopische Fabel an, die er, nebst andern, in seiner Jugend aus dem Avianus entlehnt und in jambische Verse verwandelt haben will. Diese Fabel findet sich nicht bey Avianus, aber in der Sammlung des Phädrus steht sie Wort für Wort: †). Hatte sich also Perottus fremdes Eigenthum angemacht, oder ist das, was man für ein Werk des Phädrus zu halten pflegt, nichts-anders als die Sammlung von Fabeln, welche Perottus, seinem Vorgeben nach, als ein Jüngling geschrieben hatte ‡)?

Ein Irrthum ist gewiß in den Worten des Erzbischofs. Beym Avianus hat er die Fabel nicht gefunden; denn dieser hat sie nicht; auch bey sei-

E 4

*) Cornu copiae p. 999.

†) L. III. 17.

‡) Die Worte des Erzbischofs sind: Allusit (Martialis) ad fabulam, quam nos ex Avieno in fabellas nostras adolescentes jambico carmine transtulimus:

Olim quas vellent — — —

nem andern alten Fabulisten kommt sie vor ^w). Hatte er sie also selbst erfunden und legte doch ihre Erfindung, durch einen sonderbaren Fehler seines Gedächtnisses, einem andern bey? Ganz unmöglich wäre dieß freylich nicht. Aber wie, wenn man zeigen könnte, daß Perottus seine guten Gründe haben mochte, diesen Fehler geffentlich zu begehen?

Perottus macht diese Anführung überhaupt bey Gelegenheit einer Stelle des Martial ^x), wo dieser Dichter den Baum der Pallas erwähnt. Er behauptet — wie Philologen oft aus einer bloßen Prahlerey mit Belesenheit dergleichen ohne Grund zu behaupten pflegen — daß Martial hier auf eine alte Fabel anspiele, die er sogleich, nach seiner Umarbeitung und als die seinige anführt. War diese Fabel sein Eigenthum, wie er seine Leser bereden

^w) Christ befindet sich, Prolus. S. 39. f. so sehr in Verlegenheit, daß er den Knoten auf die seltsamste Weise durchschneidet. Perottus, sagt er, entlehnte den Stoff dieser Fabel wahrscheinlich aus den elegischen Fabeln des Anonymus beym Revelet, die vielleicht in einer alten Handschrift den Namen des Avianus an der Stirne führte. Man könnte sich diese Vermuthung wohl gefallen lassen, wenn die Fabel bey dem Anonymus vorkäme. Aber bey diesem steht sie gerade eben so wenig als bey dem Avianus. Ja, sagt Christ, diese Fabeln sind aus unvollständigen Handschriften edirt; Perottus wird einen reichhaltigern Codex besessen haben. — Wer mit solchen Waffen kreetet, für den ist in der That nichts unüberwindlich.

^x) Martial I. Ep. 77. v. 7.

will, so mußte er entweder seine gelehrte Bemerkung aufgeben, oder er mußte jene einem ältern Fabulisten beylegen. Er nennt also auf gut Glück den Avianus, den man damals so wenig als den Phädrus kannte, und der diesen Stoff aus einem ältern Fabulisten genommen haben konnte.

Der Irrthum möchte also wohl absichtlich begangen worden seyn, wir mögen nun annehmen, daß jene Fabel dem Perottus wirklich angehört, oder daß er sie aus dem Phädrus entlehnt habe, um sich mit einer fremden Arbeit zu schmücken. In keinem von beyden Fällen konnte er, bey der Veranlassung, die er einmal genommen hatte, sich für den Erfinder derselben ausgeben. Aber war es, in dem ersten, nicht ehrenvoller für ihn, das was sein Eigenthum war, auch als solches anzugeben, und lieber eine philologische Bemerkung schwinden zu lassen, die fürwahr von keiner großen Wichtigkeit ist? Wer wird nicht gern den kleinern Ruhm dem größern, die Ehre einer trivialen Wahrnehmung der Ehre der Erfindung aufopfern, vorzüglich wenn — wie es hier der Fall ist — jene die Wahrheit auf seiner Seite hat, diese nur durch eine Unwahrheit erbeutet werden kann?

So steht die Sache, wenn wir dem Perottus auf sein Wort glauben wollen. Hat er aber jene Fabel entwendet, dem Stoffe und der Einfleidung

nach entwendet, so erscheint alles in einem ganz verschiedenen Lichte.

Doch wir wollen einen Augenblick für wahr annehmen, was man aus jener Anführung oder jenem Vorgeben schließen zu können geglaubt hat, daß Perottus nicht jene eine Fabel allein geschrieben, sondern die ganze Sammlung, welche man dem Phädrus benzulegen pflegt, verfertigt habe. Wer diese Sammlung kennt, der weiß, daß sie noch etwas mehr als bloße Fabeln, daß sie eine Menge von Stellen enthält, die den Verfasser und seine Verhältnisse angehn; daß er es in ihnen mit seinen Freunden und Gegnern zu thun hat; daß er selbst mehrere Geschichten aus dem Zeitalter Augusts und Tibers erzählt, als ob sie unter seinen Augen vorgegangen wären. Hier findet also kein Irrthum statt. Es ist kein Werk, wie es deren mehrere gibt, die man, wegen des gänzlichen Mangels an historischen Kennzeichen, in jedes Zeitalter setzen kann; kein ungewisser Fund, den man aus Vorliebe für das Alterthum in dieses lieber als in eine spätere Zeit versetzen wollte; sondern es ist entweder wirklich eine Schrift aus den Regierungsjahren Tibers, oder es ist ein absichtlicher, und, wie es mir wenigstens scheint, ziemlich feiner Betrug. Wer soll aber diesen Betrug gespielt haben? Doch Perot-

tus 7)? Von ihm muß die Handschrift ursprünglich herrühren, aus welcher Pithöus diese Fabeln zuerst an das Licht stellte. Er muß das Ganze in der Absicht geschrieben und geordnet haben, um seine Zeitgenossen und die Nachwelt zu täuschen, und ihr seine eigene Arbeit als das Werk eines Dichters aus dem bessern Zeitalter der römischen Poesie unterzuschieben.

Ähnliche Versuche sind oft, sind zu allen Zeiten gemacht worden. Wem ist nicht das eine oder das andere Beispiel bekannt? Etwas außerordentliches wäre also dieses Unternehmen in der That nicht.

Und doch ist es in diesem Falle nichts weniger als wahrscheinlich. Denn so geschickt der Betrug auf der einen Seite angelegt wäre, so ungeschickt und gedankenlos müßte sich der Urheber desselben auf der andern Seite bloßgegeben haben.

7) So nennt Ebrist Prolus. p. 19. wo er den Verastus einen adolescentem literatum ingeniosumque nennt, qui sub tempora renascentium literarum commento scito experiri voluit, quoad sibi veterum elegantem facundiam imitari per fabellas liceret. Is quo magis sincera doctorum hominum judicia post tabulam latitans perciperet, verusti scriptoris, quem sublata invidia aut favore vel laudarent, vel contemnerent, praescribendum in titulo nomen putavit. Propterea cum Phaedrum in Avieni qualiscunque praefatione legeret fabellas scripsisse, eumque latine id fecisse aut opinaretur, aut animi causa fingeret, Augusti ac Tiberii aetatem propter laudem latinae facundiae, maluit, et ex invento graeco nomine prona ratione, librum Augusti continxit.

Perottus, sagt man, wollte seine Arbeit dem Phädrus unterschreiben. Und warum glaubt man das? Weil Perottus eine Fabel des Phädrus, ohne diesen zu nennen, als seine eigene Arbeit anführt. Ich gestehe, daß ich dieß nicht recht zu vereinigen vermag.

Doch, man weiß sich zu helfen. Perottus konnte seine frühere Absicht vergessen haben, als er jene Fabel, die sein Eigenthum war, als die seinige anführte. Unglaublich! Wenn man alles vergäße, einen so künstlichen, einen so raffinirten Betrug vergäße man sicherlich nicht; wenigstens dann nicht, wenn man noch Gedächtniß genug hat, um, wie Perottus, ein cornu copiae zu schreiben.

Wie ganz anders würde der Erzbischof von Manfredonia verfahren haben, wenn er wirklich Verfasser dieser Sammlung von Fabeln wäre, wenn er wirklich die Absicht gehabt hätte, sie unter dem Namen eines alten Dichters in die Welt zu spielen! Ueberall würde er des trefflichen Fabeldichters, den ein günstiges Schicksal dem Untergange entrissen habe, erwähnt, überall ihn angeführt haben! Statt dessen läßt er einmal eine einzige armselige Fabel, gleichsam verstoßener Weise, unterlaufen, die er — weit entfernt, dem Phädrus beizulegen — vielmehr für seine eigene Arbeit ausgiebt z).

z) Es darf indeß hier nicht verschwiegen werden, daß Perottus in seiner Jugend eine Sammlung von Fabeln

So große und so zahlreiche Schwierigkeiten muß man überspringen — denn die künreichsten Hypothesen sind nicht im Stande, sie aus dem Wege zu räumen — wenn man das Vorgeben des Perottus durchaus für Wahrheit gelten lassen will; ein Vorgeben, das doch ganz offenbar mit einer Unwahrheit in Gesellschaft geht!

zum Gebrauche eines Sohns von seinem ältern Bruder Porrus verfertigt hat, welche Derville auf seiner italienischen Reise entdeckte, und von der Burmann in der Vorrede zu seiner vierten Ausgabe (1727. 4.) ausführliche Nachricht ertheilt. Sie führte den Titel: Nicolai Perotti Epitome fabularum Aelopi, Avieni et Phaedri, ad Pyrrhum Perotum Fratris filium, adolescentem suavissimum. Sie enthält unter andern dreißig auserlesene Fabeln des Phädrus, und zwar meist die besten der ganzen Sammlung. Christ Prolus. p. 44. hat eine sonderbare Meinung über den Titel Epitome, an welchem niemand einen Anstoß nehmen wird, der nicht mit dem Vorurtheile hinzu kommt, daß Perottus Verfasser der phädrischen Fabeln sey. Er hält dafür, daß diese Fabeln der erste Versuch des Erzbischofs sey, den er in der Folge erweitert und vervollkommenet habe; und da in dem vorgesezten Prologus mehrere Stellen aus dem Prologen des Phädrus vorkommen, so soll dieß ein sicheres Kennzeichen seyn, daß Perottus auch diese geschrieben habe. Als ob die Fälle so selten wären, daß die Nachahmer der Alten die Gedanken und Redensarten ihrer Muster wörtlich entlehnten! und hier war die Veranlassung stärker als irgendwo, wie jedermann sehn kann, der diesen Prologus selbst nachlesen will. Daß Perottus in den Fabeln dieser Auswahl manches eigenmächtig geändert hat, kommt Christ's Meinung zu statten, ohne sie darum zur Gewisheit zu erheben, weil man sonst offenbar auch auf die oft zahlreichen Veränderungen, die sich die neuen Herausgeber von Christophorien zum Gebrauche für Kinder erlaubt haben, ähnliche Schlüsse bauen könnte. Dagegen kommen eben daselbst abweichende Lesarten vor, die offenbar aus Verschiedenheiten der Handschriften entstanden sind.

Dagegen löst sich alles leicht und natürlich auf, wenn man die Sache für nichts weiter, als für ein kleines Plagiat nimmt; ein Plagiat, das in jenem Zeitalter so leicht war, und weder einen zusammengesetzten, künstlichen Betrug, noch einen hohen Grad von Unverschämtheit, sondern nur ein wenig Eitelkeit voraussetzt. Und wie leicht konnte ihm der Dämon der Eitelkeit diesen bösen Vorsatz einflüstern! ihm, der als Jüngling in der That eine Sammlung von Fabeln zum Gebrauche seines Neffen veranstaltet hatte; ihm, der sich wohl bewußt seyn konnte, wenn es gölte, eine solche Fabel auch selbst machen zu können *aa*).

So weit also die Sache durch bloße Gründe der Wahrscheinlichkeit bis jetzt ausgemacht werden kann, scheinen die Zweifel, welche von äußern Umständen gegen die Aechtheit des Phädrus erhoben werden, keineswegs hinreichend zu seyn. Und selbst der eifrigste und entschiedenste Gegner derselben hat es nicht gewagt, alle Fabeln der bekannten Sammlung für

aa) Ja vielleicht in mancher Rücksicht noch bessere! Fast alle Herausgeber des Phädrus haben an den Freybelten Anstoß genommen, die sich dieser Dichter mit dem Sylbenmaasse genommen hat, und haben ihm durch Veränderungen nachzuhelfen gesucht. Perottus war in diesem Theile der Grammatik, so wie in allen übrigen, vortreflich bewandert, wie Christ selbst eingesteht. Nun frage ich, ob ein Mann von Kenntnissen, der seine Arbeit für das Product eines klassischen Zeitalters ausgeben will, die Sorglosigkeit so weit treiben wird, Fehler zu begehn, die ihm zu vermeiden ein leichtes wäre?

nen zu erklären. »Perottus, sagt Ehrst 66) mit dem wir es hier zu thun haben, legte dem Phädrus alles bey, was ihm entweder selbst in die Gedanken kam, oder was er für seinen Zweck in verschiedenen alten Büchern fand. Denn er scheint allerdings einige alte in Jamben geschriebene Fabeln, die hier und da in Handschriften zerstreut, ohne Herrn, lagen, in seine Sammlung aufgenommen zu haben. Einiges, was in diesen fünf Büchern von den Alten entlehnt ist, ist in Rücksicht auf Inhalt und Ausdruck des Alterthums werth, so daß man sich nicht wundern darf, wenn viele Gelehrte ein sehr günstiges Urtheil von dem Style des Phädrus gefällt haben.«

Soll diese Meinung etwas mehr als eine bloße Vermuthung seyn, so muß man das Alte von dem Neuen scheiden und sichere Kennzeichen des einen und des andern angeben können. Ehrst suchte diese Kennzeichen in gewissen Mängeln der Sprache, die er an vielen Stellen unsers Phädrus zu entdecken glaubte. Aber die meisten seiner Angriffe von dieser Seite sind mit ziemlichem Glücke zurückgeschlagen worden; und wenn auch hier und da die klassische Richtigkeit eines Ausdrucks noch zweifelhaft bleibt, so darf man nicht vergessen, daß mit solchen Waffen selbst die Aechtheit eines Terenz und Plautus angefochten werden könnte.

66) Prolus. de Phaedro p. 19.

Ist also in dieser Sammlung wirklich — wie man freylich nicht mit völliger Gewißheit verneinen kann cc) — Altes mit Neuem gepaart, so muß man wiederum eingestehn, daß das Gewebe des Betrugesehr fein gesponnen ist, und daß sich der spätere Interpolator die Manier seines alten Modells mit einer seltenen Geschicklichkeit zu eigen gemacht hatte. Ich bemerke zwar allerdings, — und wer bemerkt es nicht? — daß einige dieser Fabeln vortreflich, einige mittelmäßig, einige fast schlecht erzählt sind; aber ich weiß auch, daß dieses ebenfalls von den besten Fabulisten der Neuern gilt. Fast durchgängig aber herrscht dieselbe Manier, dieselbe Sprache und derselbe Geschmack.

* * *

Es wird unter diesen Umständen also wohl erlaubt seyn, bey der ästhetischen Schätzung dieser
 •Samml.

cc) Delin um nichts zu verschweigen, da es hier nicht auf Recht haberey, sondern einzig und allein auf Wahrheit ankommt, so scheint mir — bey allen dem, was man Christ's Gründen entgegen gesetzt hat und entgegensetzen kann — der Verdacht einer Verfälschung doch nicht ganz gehoben zu seyn. Aber nichts hat ihn bisweilen so lebhaft bey mir erregt, als die sichtbare Nachahmung des Terenz; nicht nur in dem Style der Fabeln, sondern auch in den beständigen Ausfällen auf Gegner und Verfolger, die vielleicht zunächst aus der Nachbildung der Prologen des Terenz entstanden seyn könnte. Wenigstens muß man eingestehn, daß die im Phädrus herrschende Sprache in dem Zeitalter Tibers etwas unerwartet und ungewöhnlich klingt.

Sammlung die Einheit ihres Urhebers vorauszusetzen. Mag dieser Phädrus, oder wie er sonst will, geheißen haben: sein Name kann in unserm Urtheile nichts verändern.

Phädrus kann theils als Erfinder eigener, theils als Bearbeiter fremder Fabeln betrachtet werden. Von den neunzig Fabeln, welche die fünf Bücher seiner Sammlung füllen, finden sich unter den äsopischen, so viel deren bis jetzt bekannt geworden sind, nicht mehr als dreißig; und in dem ganzen fünften Buche ist keine einzige, zu welcher uns ein griechisches Original bekannt wäre. Man würde indessen wahrscheinlich irren, wenn man die ganzen übrigen zwey Drittheile auf die Rechnung des Phädrus schreiben wollte. Eine große Menge griechischer Fabeln ist ohne allen Zweifel verloren gegangen. Mehrere sind vor nicht langer Zeit zuerst bekannt gemacht worden; andere dürften künftig einmal an das Licht gezogen werden. Aus diesem verlorenen oder verborgenen Schatze sind gewiß viele Fabeln unsers Dichters entlehnt.

Aber doch nicht alle. Phädrus versichert so oft und so ernstlich, daß er den Erfindungen Aesops vieles eigene beigemischt habe, und er drückt sich hierüber so bestimmt aus *dd*), daß wir sicher

dd) Prologus L. II. 7 — 9. wo die Verbindung, mit Einschaltung eines ausgelassenen Mittelgliedes so gedacht

glauben können, manches in dieser Sammlung zu lesen, was kein Grieche vor ihm erzählt hatte. Ob er aber unter diesem Eigenthume wirkliche äsopische Fabeln, oder nur jene, nicht unbeträchtliche Anzahl von Anekdoten versteht, die er hier und da einschaltet und von denen mehrere aus der Geschichte seines eigenen Zeitalters genommen sind, möchte wohl nicht eher auszumachen seyn, bis wir den ganzen Vorrath griechischer Fabeln wieder aufgefunden haben, der dem römischen Dichter zu Gebote stand.

Aber wenn auch der Fabulist allen seinen Stoff von andern entlehnt hat, so kann er denn noch Erfinder seyn und in mehr als in einem Sinne. Er ist es, wenn er einzelne Umstände verändert, wenn er der Handlung eine andere Richtung gibt; wenn er dem vorgefundenen Stoffe mehr innere Festigkeit, wenn er ihm eine geistreichere, interessantere Moral leiht. Er ist es aber in einem noch höhern Sinne,

werden muß: Ich werde mich bemühen, der Manier Aesops (vorzüglich, wie der Zusammenhang lehrt, in Rücksicht auf die moralische Tendenz) so getreu als möglich zu bleiben, (doch werde ich nicht immer seine Erfindungen beibehalten). Wenn ich daher etwas von dem Meinigen einschlebe, so hoffe ich, daß dieses der Leser gut aufnehmen wird. — Prolog. L. III. 38. *Ec cogitavi plura quam reliquerat (Aesopus).* Prolog. L. V. 16. nach M. Gudius u. Burmanns wahrscheinlicher Verbesserung: — *fabellis*

*Quas Aesopeas non Aesopi nomino,
Qui paucas ostendit, ego plures dissero
Ufus vetusto genere, sed rebus novis,*

wenn er sich des tohten Stoffes als Dichter bemerkt, und das, was nur um seines Zweckes willen interessant war, durch eine begeisterte Darstellung zur Schönheit erhebt.

Wir wollen sehn, was Phädrus in beiden Rücksichten geleistet hat. Zuerst wollen wir ihn mit dem griechischen Fabulisten vergleichen.

Diese Vergleichung hat ihre Schwierigkeiten: Oft wird dieselbe Fabel von den Griechen auf mehr als eine Weise und mit sehr verschiedenen Umständen erzählt, ohne daß eine derselben genau mit der Erzählung des Phädrus zusammenstimmt. Die Vergleichung führt also zu keinem sichern Resultate. Denn es würde unbesonnen seyn, behaupten zu wollen, daß es, außer den vorhandenen, nicht noch mehrere Varianten derselben Fabel habe geben können.

Wir müssen indeß die Sache nehmen, wie wir sie finden, und das für das Original nehmen, was mit der Copie die meiste Ähnlichkeit hat.

Lessing, welcher einzig und allein den prosaischen Vortrag der äsopischen Fabel billigte, und dem selbst Phädrus bisweilen zu weiterschweifig war, versprach darzuthun, daß dieser Dichter, so oft er sich nur einen Schritt weit von der Einfachheit der griechischen Fabel entfernt habe, in einen plumpen Fehler gefallen sey &c.). Und ein Theil dieses Beweises

wenn schon nicht der vollständige, wenn schon nicht ein genugthuender, ist in einer Anzahl von Bemerkungen über den Phädrus geführt, die nach seinem Tode aus nachgelassenen Papieren ans Licht gestellt worden sind ff).

Wenn bisweilen die Fabeln des Phädrus, in Rücksicht auf ihre technische Einrichtung, den griechischen Originalen nachstehen, mit denen sie doch in den mehresten Fällen genau übereinstimmen, so muß man gleichwohl von der andern Seite zugestehn, daß der Lateiner die Erzählungen des Griechen bisweilen verbessert, und bald die Handlung etwas wahrscheinlicher, bald die Anwendung fruchtbarer gemacht hat. Gleich unter den ersten Fabeln des Phädrus bietet die von der Dohle ein passendes Beispiel an. Newlets Aesop gg) erzählt, daß Jupiter den Vögeln einen König habe geben wollen, daß sich die Krähe, im Bewußtseyn ihrer Häßlichkeit, am Tage der Wahl, mit den ausgefallenen Federn anderer geschmückt und den König der Götter beynahe getauscht habe. Die Veranlassung zu dieser Handlung ist nicht glücklich gewählt. Die königliche Würde wird nicht der Schönheit zuertheilt, und die Krähe konnte nicht zum Voraus wissen, daß dieser Umstand

ff) Lessing's vermischte Schriften. II. S. 230 ff. Diese Bemerkungen gehen über die neunzehn ersten Fabeln des Phädrus.

gg) Aesop. f. 188. ed. Haupt.

die Wahl Jupiters bestimmen würde. Ein anderer Erzähler hat diesen Fehler dadurch gut zu machen gesucht, daß er gleich zum voraus ankündigt, Jupiter habe dem schönsten Vogel das Königreich zugebach. Besser als beyde dichtet Alphthonius, daß ein Wettstreit der Schönheit unter den Vögeln gewesen, und daß Jupiter ihn habe schlichten wollen. Alle Vögel schmückten und badeten sich an dem bestimmten Tage, und da ihnen hierbey eine Menge Federn ausfielen, benutzte die Krähe diese Gelegenheit. Dieses ist sehr gut erfunden, von wem es auch immer herrühren mag *bb*). In dem Wesentlichen der Katastrophe stimmen alle drey überein. Der Betrug wird entdeckt, und sie sieht sich in der Hoffnung getäuscht, den Sieg davon zu tragen. Phädrus hat eine andere, und wie es mir scheint, weit bessere, weit geistreichere Wendung genommen. Er weiß von keiner äußern Veranlassung. Die Eitelkeit der Dohle ist ihm eine hinreichende Triebfeder ihrer Handlung, bey der sie es nicht auf einen kurzen Sieg, sondern auf einen dauernden Vortheil abgesehen hat. Sie schämt sich ihrer Abkunft und sucht sich den schönern und edlern Vögeln gleich zu stellen. In dem Fortgange der Handlung weicht er noch weiter von seinen Vor-

D 3

bb) Auch Libanius erzählt diese Fabel mit den nemlichen Umständen. s. S. 310. ed. Haupt.

gängern ab. Wenn bey diesen die Dohle nichts weiter als einen Vortheil einbüßt, auf den sie mit Recht keinen Anspruch machen kann, und ihre ganze Strafe in der Vereitelung ihrer thörigten Hoffnungen besteht, so wird sie beym Phädrus auf eine weit empfindlichere und lehrreichere Weise bestraft. Die Pfauen, unter die sie sich zu mischen gewagt hat, erkennen ihr Eigenthum und vertreiben sie aus ihrer Gesellschaft. Nun kehrt sie zu den ihrigen zurück und glaubt wenigstens nichts verloren zu haben. Aber die andern Dohlen, beleidigt durch ihre vorige Eitelkeit, stoßen sie von sich und übergeben sie in der Einsamkeit der Schaam und Reue. Durch diese Veränderung ist die Anwendung auf das menschliche Leben um vieles allgemeiner und treffender geworden.

Ein anderes Beyspiel glücklicher Verbesserung bietet die XXVIII. Fabel des ersten Buches an. Beym Aesop (Fab. I.) hat der Adler mit dem Fuchse einen Bund der Freundschaft geschlossen, der zu keinem wahrscheinlichen Zwecke führt, und den Adler ohne Noth einer verabscheuungswürdigen Treulosigkeit schuldig macht. Er raubt hierauf die Jungen des Fuchses, der, wie der Grieche sagt, noch mehr über die Unmöglichkeit der Rache als über den Tod seiner Kinder betrübt ist. Indes bleibt die Strafe nicht aus. Denn der Adler, welcher kurz darauf ein Stück Fleisch von einem brennenden Altar ent-

führt, trägt, ohne es zu merken, einen Brand in sein Nest. Das Nest geräth in Brand, die Jungen des Adlers fallen getödtet zur Erde herab, und werden vor den Augen desselben von dem Fuchse aufgefressen. Beim Phädrus hat diese Handlung einen weit festern und innigern Zusammenhang. Von dem zwecklosen Bündnisse ist bey ihm die Rede nicht; denn auch ohne diesen Zusatz wird der Schmerz und die Rachbegierde des Fuchses hinlänglich durch den Verlust seiner Jungen begründet; und da er einmal diesen Uffstand änderte, konnte er die Bestrafung des Adlers nicht mehr in die Hände der Götter legen. Sie ist also bey ihm, mit noch größerer Wahrscheinlichkeit, ein absichtliches Unternehmen des Fuchses, welcher Mittel herbey schafft, den Baum, den Wohnsitz des Adlers zu verbrennen, und noch früh genug kommt, um seine eignen Jungen zu retten. Dieser Ausgang ist gefällig, wahrscheinlich und vollkommen befriedigend; die Moral ist treffend und fruchtbarer als in dem griechischen Original. Der Grieche erinnert die Wortbrüchigen an die (doch immer ungewisse) göttliche Strafe, die der Schwachheit der Beleidigten zu Hülfe komme; der lateinische Dichter ermahnt die Uebermüthigen, den Schwachen nicht zu verachten, dem sein gerechter Schmerz oft ganz unerwartete Mittel sich zu rächen an die Hand gibt.

Diese glücklichen Verbesserungen sind indeß nicht zahlreich genug, um dem Phädrus von Seiten der Erfindung einen entschiedenen Vorzug vor seinen griechischen Mustern zuzusichern. Ja man kann nicht leugnen, daß die Anzahl der Fabeln, in denen die Handlung entweder weniger geründet, oder die Anwendung minder fruchtbar und lehrreich ist, jenen weitem übertrifft. Noch zahlreicher aber sind diejenigen, die — sie mögen nun eigne Erfindungen oder Nachahmungen seyn — einen größern Mangel an Beurtheilungskraft verrathen, als man sich bey einem so alten und für klassisch geachteten Dichter gern gestehen möchte.

Ein gewisser Mangel an Beurtheilungskraft verräth sich, wenn ich mich nicht irre, sogleich in der Vorrede zum ersten Buch. Ich will hier noch nicht erwähnen, was weiter unten gezeigt werden soll, daß Phädrus noch ganz und gar keinen bestimmten Begriff von der äsopischen Fabel hatte — ein Fehler, der ihm mit vielen andern Dichtern derselben Gattung gemein ist — ich will nur auf das leichte Raisonnement aufmerksam machen, womit er einem muthmaßlichen Tadel entgegen kommen will. Er sagt:

Calumninari si quis autem voluerit,

Quod arbores loquantur, non tantum ferae;

Fictis jocari nos meminerit fabulis.

Kann man sich wohl gegen einen leichten Tadel auf eine ungeschicktere Weise vertheidigen? Die Schl.

kane solcher Kunstrichter, die zwar den Thieren, aber nicht den Bäumen das Recht in der Fabel zu reden zugestanden, war freylich kaum eines Seitenblickes werth; aber, wenn man einmal Notiz von so etwas nimmt, sollte man nichts treffenderes darauf zu antworten wissen? »Wer daran Anstoß nimmt, daß hier nicht bloß Thiere, sondern auch Bäume reden, der erinnere sich, daß alles nur scherzhafte Erdichtung sey.« Freylich wohl! Aber diese scherzhafte Erdichtung soll wahrscheinlich seyn. Wenn es nun wirklich unwahrscheinlicher wäre, daß Bäume, als daß Thiere reden, so ist damit, daß die Sache für einen Scherz erklärt wird, ganz und gar nichts gesagt ii).

D 5

ii) Hierher muß vielleicht auch die sophistische Vertheidigung gerechnet werden, mit welcher Phädrus L. IV. 7. seine Gegner widerlegen will. Diese wollten sich ohne Zweifel das Ansehn geben, als ob sie die geringfügige Gattung der äsopischen Fabel gegen die höhern verachteten. Phädrus, um sie zum Stillschweigen zu bringen, hebt in einem ungewöhnlich hohem Tone an, indem er ein Stück aus dem Prolog zur Rede wiederholt. Da zeigt sich nun, daß auch die Tragödie Unwahrheiten und folglich Fabeln enthalte, und daß man kein Recht habe, die äsopische Fabel gegen die höhern Gattungen herabzusehen. So, scheint es mir, muß diese Vertheidigung verstanden werden, deren wahren Gesichtspunkt Burmann ganz verfehlt, wenn er sagt: Sine dubio nascitur stylum Phaedri, ut humilem et plebeium deriserat: idem nunc specimen vult dare facultatis suae et simul traducit illos poetas, qui fabulas prioris aevi carmine condentes, vulgatissima et centies repetita oberudebant populo. Als ob Phädrus nicht auch bekannte und oft wiederholte Fabeln erzählte!

In den Fabeln unsers Dichters selbst zeigt sich dieser Mangel einer scharfen Beurtheilungskraft bald in der Wahl der Umstände, deren Fehler — sie mögen nun von andern entlehnt oder selbst erfunden seyn — jederzeit auf die Rechnung desjenigen fallen, der von ihnen Gebrauch macht, bald in einer mangelhaften oder unangemessenen oder leeren Moral. Ich will diese allgemeine Bemerkung mit einigen Beispielen belegen. In der letzten Fabel des ersten Buches, welche sich in der griechischen Sammlung nicht findet, trägt sich der Geyer den Tauben, die seinen Angriffen allzu oft entfliehen, zum Könige an. Sie erfüllen seinen Wunsch und nun zerfleischt er sie ohne Schwierigkeit. Wie nachlässig und unwahrscheinlich ist diese Erfindung! Hätten die Tauben den Geyer nicht schon vorher gekannt, hätte er ihnen diesen Vorschlag gethan, um sie gegen einen andern gefährlichen Feind zu vertheidigen, so würde die Handlung wahrscheinlich gewesen seyn. Aber mit der Moral

Qui se committit homini tutandum improbo,

Auxilia dum requirit, exitium invenit.

wäre sie auch dann noch nicht in Uebereinstimmung. Denn diese würde nur dann passen, wenn die Tauben die Hülfe des Geyers gegen einen andern Feind, wie das Pferd in der Fabel des Stesichorus, die Hülfe des Menschen gegen den Hirsch, angefleht hätten.

Hißweilen liegt der Fehler in der unüberlegten Wahl der handelnden Wesen. Hier scheint in der That hißweilen ein blinder Zufall geherrscht zu haben. Der Satz:

Solet a despectis par referri gratia ;

soll in der zwenten Fabel des dritten Buches anschaulich gemacht werden. Ein Panther, erzählt Phädrus, war in eine Grube gefallen. Die Landleute kommen herbei; einige werfen ihn mit Steinen, andere stoßen ihn mit Stöcken; aber einige, die ihn doch für verloren hielten, hatten Mitleid mit ihm und warfen ihm Brod zu. Es wird Nacht und jedermann geht getrost nach Hause, weil man ihn den andern Tag todt zu finden hofft. Aber er erholt sich von seiner Entkräftung und entkömmt. Nun fällt er über die Heerden her, verwüßt alles und setzt die ganze Gegend in Schrecken. Auch diejenigen, welche Mitleiden mit ihm gehabt hatten, theilen die Furcht mit den übrigen, und bieten dem Wüthenden alles an, wenn er nur ihr Leben schonen will. Aber der Panther antwortet ihnen: „Ich weiß wohl, wer mich mit Steinen geworfen und wer mir Brod gegeben hat. Ihr habt nichts zu fürchten; ich greife nur die an, die mich beleidigt haben.“

Was ist aus dieser Fabel abzunehmen? Daß auch der Verachtete Wohlthaten und Mißhandlungen zu vergelten wisse? Gewiß nicht. Denn gerade die, welche dem Panther Brod zuwarfen, verachtete

ten ihn am meisten, indem sie seinen Untergang doch für gewiß hielten. Man setze einen Räuber, einen Tyrannen, irgend einen Bösewicht an die Stelle des Thiers. Soll man den Bösewicht schonen, weil er uns schaden kann? Soll man ihm wohlthun, damit er uns verschone, wenn er auch gleich andern schaden wird? Die großmüthige Dankbarkeit des Panthers ist nur ein Zufall und eine unwahrscheinliche Dichtung. Man gebe der Fabel einen andern Ausgang und sie wird wahrscheinlich und lehrreich werden. Man lasse den Panther seinem Charakter gemäß handeln und ohne Rücksicht auf den Unterschied der Behandlung, die er in der Grube erlitt, die Mitleidigen und die, welche ihn verletzt haben, auf gleiche Weise behandeln; und man wird die passende Lehre haben, daß es unklug sey, den Bösewicht zu schonen und sich in Rücksicht auf ihn einer gefährlichen Sicherheit zu überlassen.

Man vergleiche diese Fabel mit der von dem Löwen und der Maus *kk*), in welcher der nemliche Satz.

Solet a despectis par referri gratia

anschaulich gemacht wird, und man wird leicht den wesentlichen Unterschied bemerken, den die Wahl der handelnden Wesen in beyden hervorbringt. Jene

kk) Aesop. f. 218.

ist vortreflich, die unsrige nicht einmal erträglich 11).

Eine nicht geringe Gedankenlosigkeit zeigt sich auch, — um noch ein Beispiel von mehreren anzuführen — in der XXVII. F. des ersten Buches. Ein hungriger Hund, erzählt Phädrus, scharrte Bebeine von Menschen aus, und fand einen Schatz. Die Götter, um seinen Frevel zu bestrafen, floßten ihm einen unersättlichen Geiz ein. Er bewacht nun das Gold und stirbt vor Hunger. Der Ceyx erblickt ihn und ruft aus

O Canis, merito jaces,
Qui concupisti subito regales opes,
Trivis conceptus et educatus Ilercore.

Ich will hier nicht einmal erwähnen, daß die menschliche Superstition mit Verlegung der Einheit und Wahrscheinlichkeit auf die Thierwelt übergetragen und die Ursache des Geizes, an welchem der Hund stirbt, schlecht erfunden ist. Ich will nicht fragen, warum gerade dem Ceyx und keinem anderen Geschöpfe jene Bemerkung in den Mund gelegt wird — denn dieses sind Fehler, welche Phädrus mit vielen Fabulisten gemein hat — aber sollte man nicht

11) Denselben Fehler kann man der ersten Fabel des II. Buches vorwerfen. In der sechsten würde alles viel natürlicher seyn, wenn ein vierfüßiges Thier die Schildkröte gefunden hätte, und der Adler diesem mit seinem Rathe in Hülfe käme.

glauben, daß er den Anfang seiner Erzählung vergessen habe, als er das Ende derselben schrieb? War denn das Unglück des Hundes aus seiner Begierde nach Schätzen entstanden? War nicht diese Begierde eine Strafe der Götter, die sie ihm um eines ganz andern Frevels willen auferlegten? Und worinne läge endlich die größere Strafwürdigkeit des Habfüchtigen aus dem Pöbel (*qui trivio conceptus et educatus stercore*) als des Habfüchtigen aus der Klasse der Großen *==*)?

Ich habe schon vorhin gesagt, daß Phädrus keine bestimmte Vorstellung von dem Wesen der äso-
pischen Fabel gehabt habe; und es wird hier der

==) Herr Schwabe, welcher den Phädrus mit zahlreichen Anmerkungen herausgegeben hat, in denen man doch oft vermisst, was man sucht, und viel mehr findet, als man braucht, urtheilt zwar S. 121. sehr günstig über diese Fabel. Aber die kritischen Urtheile dieses Herausgebers sind selten treffend, und gehen noch seltener auf den Geist der Werke, die er beurtheilt. Die vorausgeschickte Moral enthält die Absurdität des Schlusses noch einmal in sehr lahmen Ausdrücken:

*Haec res avaris esse conveniens potest,
Et qui humiles nati dici locupletes student.*

Vielleicht muß man Buxten's Meinung beistimmen, der sie für untergeschoben erklärt, und ich weiß nicht, ob dies nicht noch von mehreren, ja den meisten Moralisten beim Phädrus gilt. In dem Epitome von Perottus finden sie sich nicht. Da man im Mittelalter glaubte, keine Fabel könnte sich ohne eine ausdrückliche Moral sehen lassen, so könnte sich wohl irgend ein Gelehrter dieses Verdienst um den Phädrus haben machen wollen, wie es sich ein anderer um die Fabel des Oenobrias gemacht hat:

Platz seyn, diese Behauptung mit Gründen zu belegen.

Diese Gründe liegen theils in ausdrücklichen Erklärungen des Dichters, theils in der Beschaffenheit seiner Arbeiten. In der Vorrede zum ersten Buche legt Phädrus seinem Werke einen doppelten Vorzug bey, daß es Lachen erzeuge und die Menschen durch nützliche Lehren unterrichte *nn*). Da der letztere Umstand ohne allen Zweifel auf die Moral geht, so muß der erstere auf die Handlung der Fabel bezogen werden. Aber ist denn das Lächerliche eine so wesentliche Eigenschaft der äsopischen Fabel? Geht sie je darauf aus Lachen zu erregen *oo*)? Und was wäre denn in ihr lächerlich? Daß Thiere, daß vernunftlose Wesen so menschenähnlich handeln? daß sie sich herausnehmen, dem Herrn der Schöpfung ähnlich seyn zu wollen? Vielleicht. Aber dieß ist ganz und gar nicht der Gesichtspunkt, in welcher ein Dichter stehen sollte, der die äsopische Fabel mit Erfolg bearbeiten will.

Ueber den Einfluß, den diese unrichtige Ansicht auf die poetische Behandlung der Fabel beim Phädrus gehabt habe, will ich weiter unten sprechen. Auch die Wahl des Stoffes scheint sie bisweilen be-

nn) Duplex libelli dos est: quod risum movet,
Et quod prudenti consilio vitam monet.

oo) S. die Nachträge 1. Sulzer. V. 1. S. 166.

stimmt zu haben. Die Menge lustiger Geschichten, welche Phädrus unter die Fabeln mischt, die Eulenspiegelstreiche, die er zum Theil auf die Rechnung Aesops setzt pp), die oft ziemlich platten Einfälle, die er einer poetischen Bearbeitung gewürdigt hat qq), was konnte ihnen wohl zu diesem Plaze verhelfen, als die unbestimmte Meinung, daß alles in die Rubrik der äsopischen Fabel gehöre, was Lachen erzeuge und eine moralische Anwendung litte. Denn eine Moral mußten diese Geschichten freylich haben.

pp) Vielleicht müssen hierauf die Worte in dem Prologe I. V. Buche bezogen werden:

Aesopi nomen tibi interposuero,
Cui reddidi jampridem quid quid debui,
Auctoritatis esse scito gratia.

Ob diese auch gleich von eigentlichen Fabeln verstanden werden können, die Phädrus erfunden; und dem Aesop auctoritatis gratia beigelegt habe. Uebrigens zeigen diese Anekdoten, daß man schon ziemlich früh auf den Einfall gekommen war, aus dem Aesop eine Art von buffone zu machen. Oder soll man auch in dieser Spur einen Grund für das spätere Beltalter des Phädrus finden?

qv) Zu den plattesten dieser Art gehört der Einfall des Liberius L. II. 5. Auch der des Eunuchen L. III. 11. ist nicht von großer Bedeutung. Die Ausleger zweifeln, ob der 4te u. 5te B. dem Verschnittenen oder seinem Gegner beigelegt werden müsse. Das erstere ist doch bey weitem das wahrscheinlichere. Der Verschnittene scherzt selbst auf eine sturle Weise über seinen Verlust, um die Lacher auf seine Seite zu bringen, und dann mit desto größerem Rechte hinzusehen zu können:

Sed quid fortunae, stulte, delictum arguis?
Id demum est homini turpe, quod meruit pati.

haben. Aber diese war auch eben so schwer nicht zu finden, zumal wenn man es mit der logischen Richtigkeit so genau nicht nahm.

Wenn aber ein Theil der sogenannten Fabeln des Phädrus seinen Platz dem benggemischten Lächerlichen verbannt, so scheinen ihn dagegen viele andere einzig und allein der moralischen Betrachtung und Lehre zu danken, die sich gelegentlich bei ihnen anbringen ließ. Eine Fabel verdient ihren Namen nur dann, wenn sie durch eine wahrscheinliche Handlung der vernunftlosen Welt, in Anwendung auf das menschliche Leben, einen Erfahrungssatz oder eine Lehre zur Anschauung bringt, die letztere mag nun ausdrücklich aus der Handlung gezogen werden oder nicht. Aber wie viele Dichter haben eine der Fabel ähnliche Handlung oder Anlage zu einer Handlung nur zu einem Behufel gebraucht, irgend eine Lehre anzubringen, gleichsam als ob diese in dem Munde eines vernunftlosen Wesens eine größere Autorität bekäme. Sie haben offenbar irgend eine Lehre in Bereitschaft, und sehen sich dann nach irgend einem Geschöpfe um, dem sie dieselbe in den Mund legen können. Haben sie dieses gefunden — und wie leicht findet es sich nicht! — so erfinden sie auch noch leicht eine äußere Veranlassung, einen äußern Anstoß, und die Fabel ist fertig. Wie viele Fabeln des Phädrus sind nicht von dieser Art! und wie

vieler neuere Fabulisten hat nicht sein Ansehen zu demselben Fehler geführt!

Einige Beispiele werden dieses Urtheil deutlich machen. Die XII. F. des vierten Buches, welche die Aufschrift führt *malas esse divitias*, enthält nichts weiter, als den Anstoß zu einer Bemerkung. Phädrus will den Gedanken anbringen, daß der Reichtum, welcher oft dem wahren Ruhme im Wege stehe, tapfern und edeln Männern verhaßt sey. Wie nimmt er sich dabei? Als Herkules; erzählt er, um seiner Tugenden willen in den Himmel aufgenommen worden war, und ihm Plutus, der Sohn der Fortuna, entgegen kam, wandte er die Augen von ihm ab. Jupiter fragte ihn um die Ursache. Schaffe ihn, antwortete Herkules, weil er ein Freund der Bösen ist und Alle durch die Hoffnung zum Gewinn verführe *rr*). Was ist dieses anders als ein Urtheil, das durch die Umstände, unter denen es ausgesprochen wird, ein wenig aufgestuft ist, und durch den Mund, aus dem es kommt, etwas mehr Gewicht erhält? Aber für eine äsopische Fabel oder eine moralische Erzählung muß man so etwas nicht ausgeben; so wenig als die sechszehnte Fabel desselben Buchs, welche Aesopus zum Troste eines Mannes erzählt haben soll, der mit seinem Schicksale

rr) Wenn Aesop fab. 191. ist diese Fabel etwas besser erzählt.

nicht zufrieden war: »Ein Schiff, heißt es, wurde von schrecklichen Stürmen umhergetrieben. Die Reisenden glaubten schon den Tod vor Augen zu sehn, als sich unter ihren Thränen und ihrer Todesangst der Himmel aufklärt und ein günstiger Wind sich erhebt. Das Schiff setzt seinen Weg fort und die Reisenden überlassen sich einer unmäßigen Freude. Da sagte der Steuermann, welcher durch die Gefahr klüger geworden war: Man muß sich mäßig freuen und mäßig beklagen, da in dem ganzen Leben Schmerz und Freude gemischt ist.« Woraus erhellt hier die Lehre, welche dem Steuermann in den Mund gelegt wird? Haben vielleicht die Thränen der Reisenden einigen Nachtheil gebracht? Ist von ihrer Freude einige Gefahr zu fürchten? Weber das eine noch das andere; wenigstens nicht so, daß es aus der Dichter zeigte. Wenn er sich aber auch etwas vorsichtiger benommen, wenn er noch einige Umstände hinzagedichtet hätte, so würde doch seine Erzählung nur ein Beispiel und keine eigentliche äsopische Fabel seyn. Und dieß nicht sowohl darum, weil Menschen dazinne handeln, als weil es der Handlung an der allgemeinen Nothwendigkeit fehlt, die eine charakteristische Eigenthümlichkeit der äsopischen Fabel ist. Die bekannte Erzählung vom Hirsche, welcher sich in dem Stalle verbirgt »),

und von keinem der Knechte gesehen, aber von dem Herrn des Hauses unverzüglich entdeckt wird, ist darum nicht mehr eine Fabel, weil der Hirsch und die Ochsen redend darinne eingeführt werden; sie ist ebenfalls nur ein einzelnes Beyspiel zu dem Sage, daß der Herr in seinem Hause am Aufmerksamsten sey; ein Satz, dessen Wahrheit eben nicht nothwendiger aus der Geschichte beyrn Phädrus hervorgeht, als aus Polbergs bekannter Fabel von den Ziegen, welche die Mutter des Laufs ihrem Sohne zu hüten gab, die merkwürdige Wahrheit, daß kein Thier schwerer zu hüten sey als die Ziege.

In Rücksicht auf die Moral, die Art, wie sie abgeleitet wird, ihr Verhältniß zur Fabel und ihre absolute Richtigkeit gibt es wohl nicht leicht einen Fehler, zu welchem man in der Sammlung des Phädrus nicht einen oder den andern Beleg fände. Jedermann kennt die Fabel von der Ratte, welche ein Landmann in seinem Busen erwärmte und die ihn zur Vergeltung stach 21). Phädrus erzählt sie 22). mit den nämlichen Umständen aber er gibt ihr noch einen Anhang, welchen das griechische Original nicht kennt und der die ganze Sache verdorbt. Dieselbe Moral, die er schon an die Spitze seiner

21) Aesop f. 172. 2)

22) L. IV. 18.

Erzählung gesetzt hat, legt er noch einmal der Ratter in den Mund, und verlängert deshalb die Fabel über ihre gebührenden Gränzen hinaus. Wie unschicklich ist es aber, daß die Ratter selbst ihre That verurtheilen muß, indem sie sagt: Sie habe die Menschen bekehren wollen, Bösewichtern keinen Beystand zu leisten? vv) Aus der XI. Fabel des IV. Buches zieht Phädrus nicht weniger als drey Moralen auf einmal; ein sicherer Beweis, daß keine von allen dreyen recht paßt ww). In der XXIX. F. des ersten Buches ist die Morat ohne alle Beurtheilungskraft mehr aufgegriffen, als abgeleitet. Der Esel höhnt den Eber; dieser will sich anfänglich rächen, bekennt sich bald eines bessern und unterdrückt seinen Zorn, um sich nicht mit so unedelm Blute zu beflecken: Was hat uns der Dichter damit lehren wollen? Vielleicht, daß der Nichtswürdige im Streite mit dem Edeln seine Sicherheit

§ 3.

vv) Barman sucht dem Dichter durch eine gewaltsame Verbesserung zu Hülfe zu kommen, indem er sagt: Sed an colubra contra se sententiam pronuntiaret, se ipsa improbam vocaret? Non sit mihi verisimile, nec Phaedri ingenio convenire puto. Forte haec sunt poëtae verba, sub hac fabula, ut fero in omnibus, aliquem sui temporis notantis etc.

ww) Und die niemand als ihr Erfinder daraus zu sehen wußte, wie Phädrus selbst sagt:

Quot res contineat hoc argumentum utiles

Non explicabit alijs quam qui repperit.

oft der Großmuth des letztern verdanke? Nichts weniger! Sondern, daß sich leichtsinnige Spaßmacher, indem sie andere zu ihrer Belustigung schmähen, oft den größten Gefahren aussetzen. Wie ganz anders hätte die Handlung ausgehen müssen, wenn sie diese Lehre enthalten sollte! — In der XVII. F. des ersten Buches ist die Moral nicht aus der Handlung selbst, sondern nur aus einem zufälligen Ereignisse abgezogen. Der Hund fordert von dem Schafe ein Brod, das er ihm geliehen zu haben vorgiebt, und da ihn der Wolf mit seinem Zeugnisse unterstützt, wird es verurtheilt zu bezahlen, was es nicht zu bezahlen schuldig war. Hier wäre die Handlung zu Ende, wenn der Dichter nicht für gut gefunden hätte, die poetische Gerechtigkeit zu handhaben. Er setzt also hinzu, daß das Schaf den Wolf wenige Tage darauf in einer Grube liegend fand. Dieser schleppende Anhang einer an sich sehr mittelmäßigen Fabel ist die einzige Quelle der Moral, die er vor ihr vorausgeschickt hat:

Solent mendaces luere poenas malefici.

Aber warum werden nur die lügenhaften Zeugen, warum nicht auch die falschen und boshaften Ankläger bestraft? Warum nur der Wolf, der Gehülfe, und nicht auch der Hund, der Anstifter der Bosheit *xx)*?

xx) Ein schleppender Anhang ist in der XII. F. des I. Buches der Vers:

Wenn man trotz dieser und anderer Fehler — auf die man überall in dieser Sammlung stößt — doch immer nur von den Schönheiten des Phädrus reden, ihn immer als ein Muster der Nachahmung anpreisen hört, so rührt dieß ohne Zweifel hauptsächlich daher, daß die meisten Beurtheiler desselben 77), unbekümmert um den Geist und das Wesen der Fabel, sich nicht weit über die Worte erheben, oder daß sie, durch einige glückliche Erfindungen, durch einzelne Schönheiten des Details, durch den klassischen Ton und Anstrich des Vortrags eingenommen, das nicht sehen und sehen wollten, was ihren Vorurtheilen von der absoluten Vortrefflichkeit eines römischen Schriftstellers aus einem so klassischen Zeitalter im Wege stand. Dieß ist sehr oft die Geschichte der ästhetischen Kritik gewesen, welche seltener eine Tochter des Urtheils als des Vorurtheils war.

Allerdings aber hat Phädrus seine Schönheiten; nur daß sie selten, nur daß sie zum Theil von

§ 4

Tum demum ingemuit corvi deceptus stupor.

der dem Dichter vielleicht eben so, wie die beiden letzten Verse untergeschoben ist.

77) Selbst Ehrig, dessen Kritiken weit mehr auf die Worte als auf die Sachen gehn.

der untergeordneten Art sind. Die Anzahl seiner Fabeln, die nicht bloß erträglich, sondern vortreflich angelegt, nicht bloß richtig, sondern geistreich angewendet sind, ist bey ihm eben nicht sehr groß. Doch können die schon oben angeführten Beispiele immer noch mit einigen vermehrt werden. Die XV. Fabel des ersten Buches enthält eine vortrefliche Idee, und die Handlung ist so gut angelegt, daß der Gedanke, welcher die Pointe der Fabel ausmacht, selbst dem Munde des Esels vollkommen angemessen ist. In der XXII. Fabel desselben Buches ist eine interessante Moral auf eine wahrscheinliche und befriedigende Weise dargestellt. Auch die VII. des zweiten Buches ist sehr gut erfunden; aber in der Moral ist der wesentliche Umstand übergangen, daß oft diejenigen Güter, auf deren Besitz wir am stolzesten sind, die Quelle unsers Unglücks werden. Glücklicherweise erfunden und mit zweckmäßiger Kürze, obschon etwas trocken erzählt, ist die Fabel von den Bienen und den Drohnen, in welcher vorzüglich die geistreiche, überraschende Wendung des Urtheilsspruchs der Wespe gefällt. In der Fabel von der Cifade und der Nachteule, ist die Hartnäckigkeit der erstern, ihren Gesang, trotz aller Bitten der Nachteule, fortzusetzen z. z.), sehr gut dargestellt. Endlich darf ich

z z) L. III. 16. Die gemeine Lesart B. 17. *Trepidantem confectata est* — stimmt mit der Absicht des Dichters nicht gut zusammen. Warum soll die Cifade zittern,

die letzte Fabel des fünften Buches nicht vergessen, welche mit Gefühl gedacht ist, und eine interessante Lehre enthält.

Keine Eigenschaft der Fabeln unsers Dichters ist so allgemein anerkannt, keine fällt so sehr in die Augen, als die Kürze seines Vortrags *). Diese be-

§ 5

da sie sich von der Einladung der Nachteule nichts als Gutes verspricht? Dagegen ist Heinsius Verbesserung crepitantem eben so treffend als leicht. Die unermüdlige Eilade singt auch selbst in dem Augenblicke, als die Nachteule sie unerwarteter Weise ergreift. So setzt dieser Zug das Gemälde des 3 — 7. B. fort und bringt uns die Ursache der Katastrophe unmittelbar vor der Ausführung noch einmal recht nahe vor die Augen. Die Einwendungen, welche Bürmann gegen diese Verbesserung macht, sind unbedeutend.

*) Man glaubt, daß er diese Eigenschaft selbst in dem Anhange zur V. F. des V. Buches rühme, wenn er sagt:

Si non ingenium certe breviterem approba.

aber mit Unrecht. Es ist hier keineswegs von der Gedrängtheit des Vortrags in den einzelnen Fabeln, sondern von der kleinen Anzahl die Rede, die er aus seinem reichen Vorrathe zum Vorschein bringt. Dies beweist der Zusammenhang und die beiden vorhergehenden Verse:

Adhuc supersunt multa quae possim loqui,
Et copiosa abundat rerum varietas.

Das nemliche gilt von den Worten der X. F. im III. Buche. B. 39.

Haec exsecutus sum propterea pluribus
Brevitate nimia quoniam quosdam offendimus.

Die Geschichte ist zwar allerdings länger als die meisten andern des Aesop, aber dies rührt von der Menge

Reht zum Theil in einer gewissen Sparsamkeit mit Worten, noch mehr aber in der Entfernung alles Nebenwerks, in der strengen Auswahl des Nothwendigen. Jeder wesentliche Umstand findet seinen Platz, aber auch nur der wesentliche. Immer hat der Erzähler sein Ziel vor Augen, und sein Thun ist kein Spiel, sondern ein Geschäft. Er ist ein Wanderer, welcher rastlos den kürzesten Weg verfolgt, kein Spaziergänger, der die Schönheit der Gegend genießt, wenn er auch darüber etwas später an sein Ziel kommen sollte.

Die summarische Kürze des Vortrags, welche Lob verdient, wenn die Fabel nur zu einem rhetorischen Zwecke, als Gleichniß oder Erläuterung, gebraucht wird, kann keineswegs ihr höchstes Verdienst seyn, wenn sie als ein freyes Werk des Geschmacks, wenn sie als Gedicht auftritt. Denn entweder liegt das Wesen der Dichtkunst in dem Spielmaaße, oder die poetische Fabel muß sich von der prosaischen noch durch andere Eigenschaften, als die auf das Nothdürftige beschränkte und durch den abgemessenen

der Umstände, keineswegs von der größern Ausführlichkeit des Vortrags her. Aber die Moral ist um vieles ausführlicher, als gewöhnlich, und hierauf bezieht sich die Bemerkung des Dichters. Die Kürze in den Moralien war in Strauss'schen Lesern verdachtig gewesen und dazzu Deutungen Veranlassung gegeben.

Rythmus nur wenig verschönerte Kürze auszeichnen. Auch ist es mit derjenigen Art des Schmuckes, den der metrische Vortrag zu erzeugen pflegt, noch nicht gethan; denn auch die prosaischen Erzähler bedienen sich schmückender Beywörter und anderer kleinen, die Lebhaftigkeit des Vortrags befördernden Mittel. Diese Art des Schmucks gleicht schimmernden Funken, welche über eine dunkle Fläche ausgestreut sind; ein Werk der schönen Kunst aber, ein Gedicht soll in allen seinen Theilen von belebender Wärme durchdrungen, es soll aus der Fülle der Einbildungskraft hervorgegangen, nicht von der Hand einer kalten Besonnenheit nur mit einigen der Einbildungskraft abgelebten Zierrathen ausgeschmückt seyn.

Phädrus Vortrag ist, bey vieler Eleganz, fast nie befeelt, und da, wo er es ist, fast immer nur in einzelnen Theilen. Allerdings war streut er hier und da malerische Züge ein; er erhebt sich bisweilen zu einem etwas poetischen Leben, aber ein Dichter ist er nur äußerst selten. Die kleinen Schönheiten, mit denen er seinen Vortrag bald reichlicher, bald sparsamer ausstütert, sind auch den griechischen Fabulisten nicht fremd; und wie selten erhebt sich seine Erzählung zu einem anschaulichen fortschreitenden Gemälde; wie selten flößt sie uns Theilnahme an den handelnden Wesen ein; wie selten lenkt sie unsere Aufmerksamkeit auf die Entwicklung der Handlung, oder erzeugt jenes höhere Interesse, welches uns aus

uns selbst heraus in eine fremde Welt versetzt, an deren Daseyn uns der Zauber der Dichtkunst glauben macht! Dieses täuschenden Zaubers ist mehr in der einzigen Fabel beim Horaz *), als in allen Fäbeln des Phädrus zusammengekommen. Der Charakter seiner Erzählung ist nicht Anschaulichkeit, sondern zierliche Trockenheit und ein nüchterne Eleganz. Nirgends steigt er eigentlich in die Welt herab, deren Begebenheiten er erzählt, um in ihr heimisch zu werden; immer betrachtet er sie aus einer höhern Stelle, gleichsam als tief unter sich liegend, als einen Gegenstand, welcher die Theilnahme des Herrn der Schöpfung wenig verdient **). Seine Gemälde sind daher selten mehr als trockene Umrisse, die nicht zu Körpern emporquellen und durch keinen Schein der Wirklichkeit täuschen.

Ben weiten in den meisten Fabeln unsers Phädrus ist die Erzählung durchaus summarisch: Die bekannte Fabel von dem Wolfe und dem Kraniche enthält einen einzigen malerischen Zug — *gulaeque credens collis longitudinem*, wofür Phädrus dem Griechen einen andern von viel größerer Wichtigkeit zurückgelassen hat ***). Der Zustand des Wolfs

*) Horat. II. Serm. VI.

**) E. Nachtr. 1. Gulier. V. 1. S. 165.

***) L. I. 8. Ich meine den trefflichen Zug beim Aesop (f. 144.), daß der Wolf bey der Forderung des Kranichs

Vor und nach der Metzung ist allgemein angezeigt, aber keineswegs dargestellt. Und so ist es fast überall; denn fast überall wird die Erwartung belebter Darstellung getäuscht. Nichts ist trockner als die Erzählung des Märchens von dem Fuchs und dem Storche, die sich gegenseitig zu Gäste bitten, obgleich hier der Stoff zu einer belebten Bearbeitung einlud. In der Fabel von dem Fuchse und der Weintraube herrscht eine zierliche Kürze, aber durchaus kein poetisches Leben, keine eigentliche Darstellung des Innern. Aber es ist unnöthig, Beispiele zu hufen, wo die Wahrheit so deutlich in die Augen springt. Man darf nur die Fabeln des Phädrus mit den griechischen Originalen, oder, wenn man will, die Geschichte des Simonides *) mit der Erzählung derselben Begebenheit beim Cicero und Quintilian vergleichen, um sich zu überzeugen, daß, wenn man dem Fabulisten den Schmuck des Epithenmaßes entzöge, wenig oder nichts übrig bleiben würde, woran man die *dispositi membra poetæ* erkennen könnte.

ches mit höhnischem Lachen seine Zähne weist. Vielleicht stammt er ursprünglich von Babrius her, welcher die Worte hat: καὶ κάρχαρον τι μιδάσας. Johannes Diakonus und Apollonius erscheinen hier beide sehr dürftig.

*) L. IV. 24. vergl. Cicero de Orac. II. 86. Quintil. XI. Instit. 2.

Wenn ich nicht irre, so verdienen die dialogirten Fabeln dieses Schriftstellers vor den eigentlich erzählenden bey weitem den Vorzug. Sie haben mehr Leben, eine größere Anschaulichkeit und ich glaube sogar noch etwas mehr Eleganz. In dieser und mehrern andern Rücksichten kann die VII. Fabel des dritten Buchs zu den schönsten Arbeiten des Phädrus gerechnet werden. Wenn er den interessanten Gedanken, der ihr zum Grunde liegt, vom Aesop *) geliehn hat, so muß man wenigstens gestehn, daß er ihn um vieles verschönert habe. Der Dialog zwischen dem Wolfe und dem Hund ist leicht, natürlich und lebhaft: die Gesinnungen der Redenden, ihr innerer Zustand offenbart sich in ihm auf eine ebenso gefällige als energische Weise. Vorzüglich schön ist die Zurückhaltung, mit welcher der Hund seiner Elakverey erwähnt, und der sichtbare Eifer, womit er das abgemöthigte Bekenntniß derselben durch contrastirende Züge von seinem Wohlstande in Vergessenheit zu bringen sucht. Zugleich herrscht in diesem Gespräche ein anziehendes Fortschreiten der Handlung, eine geschickte Verschlingung und Auflösung des Knotens, wodurch das Interesse mehr, als sonst in den Fabeln des Phädrus gewöhnlich ist, bis zum Ende gesteigert wird. Nicht alle dialogirten Fabeln dieses Dichters vereinigen so viele gute

*) Aesop. f. CXL.

Eigenschaften auf einmal in sich; aber schwerlich ist eine darunter, welcher sie alle fehlten. Die Fabel von dem Fuchs und dem Drachen *) ist kein Meisterstück der Erfindung, aber der Dialog ist ausnehmend geistlich und hat etwas von Horazens urbarer Ironie. Der Schluß aber ist nicht hinlänglich vorbereitet. Eine gefällige Laune und selbst eine gewisse Naivität herrscht in dem Watzstreite der Anefse und der Flegel **), der, in seiner jetzigen Gestalt, zwar schwerlich eine Fabel seyn dürfte, — wie denn auch Phädrus selbst nur eine sehr leichte Moral daraus zu ziehen weiß — in Rücksicht auf lebendige Darstellung aber, so wie auf die Eleganz, mit welcher die Waffen der Dialektik in demselben geführt werden, zu Phädrus besten Arbeiten gerechnet werden kann.

Die Manier des Phädrus hat demnach eine große Aehnlichkeit mit der des Babrius, so weit wir den letztern aus den wenigen Bruchstücken seines Fabelwerkes beurtheilen können. Die zweckmäßige Kürze, die nüchterne Zierlichkeit des Vortrags ist die charakteristische Eigenthümlichkeit des einen wie des andern. Phädrus hat in einem Zeitalter, dessen Ausdruck von dem Geschmacke des Virgili-

*) L. IV. 19.

**) L. IV. 23.

ischen und Horazischen merklich abwich, den Schein einer antiken Einfalt zu erhalten gewußt. Die epigrammatischen Wendungen, die zugespitzten Sentenzen, der declamatorische Schwulst, welcher in diesem Zeitalter schon eingerissen war, ist ihm gänzlich fremd. Wenn er also nur eine mäßige Beurtheilungskraft und nur einen geringen Antheil poetischen Geistes besaß, so kann man ihm doch einen richtigen und feinen Geschmack in Rücksicht auf die Wahl des Ausdrucks und die Art seines Vortrages nicht absprechen.

Die Fabeln des Lucianus sind in der That sehr schön, und verdienen die Aufmerksamkeit der Leser. Sie sind in der That sehr schön, und verdienen die Aufmerksamkeit der Leser.

Die Fabeln des Lucianus sind in der That sehr schön, und verdienen die Aufmerksamkeit der Leser. Sie sind in der That sehr schön, und verdienen die Aufmerksamkeit der Leser.

Ueber die römischen Satiriker.

A. Persius Flaccus.

Er war den 4ten Dec. im Jahre d. E. R. 787 oder im zwanzigsten der Regierung Tibers, unter den Consulen P. Fabius Persus und L. Vitellius, zu Volaterris, einer Stadt in Etrurien, geboren, und starb im Jahre 815, oder im neunten der Regierung Nero's, den 34 November, unter dem Consulate des P. Marcius Celsus a) und L. Aemilius Gallus, (alt 28 Jahr.)

Wenn man von den Satiren des Effenmalers Poraj zu den Satiren des Persus übergeht, so hofft

a) Nicht Audrius Marcius, wie in der Vita Persii steht. Man sehe Eusebii in Tacitus Annalen XIV. 48. — Was wir außerdem noch von den Lebensumständen des Dichters aus der auf uns gekommenen Vita wissen, ist folgendes. Persius war von eitelstlicher Abkunft. Seinen Vater Flaccus verlor er bereits in seinem sechsten Jahre. Auch sein Stiefvater Rufus starb frühzeitig. Wahrscheinlich wurde also sein erster Unterricht zu Volaterris von seiner Mutter Fulvia Eiseuna besorgt. In seinem zwölften Jahre hörte er in Rom den Grammatiker Remmius Palaemon und den Rhetor Virgilius Glic-

man gemeiniglich, eine nicht minder wichtige und angenehme Bekanntschaft zu machen. Das Zeitalter des letztern, sagt man sich, ist so ausgezeichnet und ausgezeichnet, als das Zeitalter des erstern.

und in seinem sechzehnten den Stoiker Cornutus, einen Mann von edelm Character, der sehr bald aus dem Lehrer des Boethius sein Freund ward. Mit ihm zugleich laßen Claudius Aelianus, ein Arzt aus Epictetus, Petronius Aristocritus, ein Mänesier, und der berühmte Dichter, Annianus Lukanus, der Philosophie beider Cornutus ob, und vereinigten sich alle durch die Bande der enghen Freundschaft mit Persius. Außer ihnen liebte er noch von Jugend an den Lucius Cassius Bassus, dessen Quintilian, (Instit. orat. X. 1. S. 911. Ed. Burm.) und den Geschichtschreiber, Rhetor und gerichtlichen Redner M. Caelius Cyprianus, dessen dieser (S. 914) und Tacitus (Annal. XIV. 19. vergl. VI. 21 und Plinius Ep. I. 13.) Meldung thut. Die Bekanntschaft des Seneca machte er spät, und obzwar von ihm aufgenommen zu werden; aber desto vertrauter gieng er, in den letzten zehn Jahren seines Lebens, mit dem Pater Thrasea um, dessen Gemahlin Arria seine Verwandte war. Seine Gestalt war schön, seine Sitten sanft, seine Sittsamkeit jungfräulich, seine Lebensweise züchtig und eingelesen, und seine Flehe gegen Mutter, Schwester und Nichte musterhaft. Als er starb, hinterließ er seiner Mutter und Schwester 200 große Sesterzen, (gegen 100 000 Thaler,) unter der Bedingung, daß Cornutus 100 große Sesterzen, (gegen 5000 Thaler,) oder, nach andern, eine noch größere Summe, nebst manig Pfund gearbeiteten Silbers, und siebenhundert Büchern, oder der gesammten Bibliothek erben sollte; aber Cornutus nahm nichts als die Bücher. In seiner Jugend schrieb er ein Schauspiel in welchem römische Personen auftraten, ein Buch Hypocriten, und einige, an die Gemahlin des Thrasea gerichtete, Verse, auf ihre Mutter Arria. Alle diese jugendlichen Versuche wurden, auf Anrathen des Cornutus, vernichtet. Die Satiren verbesserte der eben genannte Gelehrte an einigen Stellen und übergab sie dem Cassius Bassus zur Bekanntmachung.

Welch eine ungeheure Höhe hat nicht, binnen den sechzig Jahren, die zwischen dem Tode Horazens und dem schriftstellerischen Auftritte des Persius liegen, das Sittenverderben zu Rom erkliegen? Wann haben lasterhaftere Fürsten, in einer ununterbrochenen Reihe auf einander folgend, die Welt beherrscht und die Menschheit tiefer herunter gewürdigt, als es unter Liber, Caligula, Claudius und Nero geschehen ist? Wie viel Anstun in der Prachtliebe und Verschwendung, wie viel Schädlichkeit in jeder Art des Genusses! und in Allem wie viel Stoff für den Satiriker! Gewiß wird es den Gemälden des Persius nicht an Leben; seinen Darstellungen nicht an Reichthum, seinem Ausdrucke nicht an Neuheit und Würde fehlen. Gewiß wird er, wenn er auch als Dichter seinem Vorgänger nachstehen sollte, doch dem Leser, als Sittenmaler, Nahrung und Vergnügen gewähren, und ihn für die etwaige Einbuße poetischer Schönheiten schadlos halten. — Mit solchen Erwartungen geht man gewöhnlich, wenn man die römischen Satiriker in chronologischer Ordnung liest, zu dem Persius über und findet einen durchaus andern Dichter, als man, nach den Zeitumständen, erwartete. Das Bild seiner Muse ist dem so unähnlich, daß die Einbildungskraft sich von ihr entwarf, ihre Unterhaltung bey weitem so lehrreich nicht, als sie hoffen ließ, und ihre Sprache so tief unter der Vollkommenheit. Doch wozu eine in die Grängen der

84 Ueber die römischen Satiriker.

Allgemeinheit sich einschränkende Charakteristik? Sehen wir lieber sogleich ins Einzelne!

Bekanntlich sind vom Persius sechs Satiren auf uns gekommen. Welches ist der Gegenstand einer jeden?

Die erste beschäftigt sich hauptsächlich mit dem Verfall der Dicht- und Redekunst, die beyde zu Rom je länger je mehr ausarteten, und, indem sie sich bestreben, den Beyfall des großen Haufens zu erringen, dem wahren und edlen Geschmacke untreu wurden und zum Kleinlichen, Kindischen und Tändelnden heruntersanken. Die zweyte rügt den Unfinn, Götter mit Gebeten und Gelübden zu behelligen, die theils lasterhaft, theils ungereimt sind, oder nicht erhört werden können, weil der Beter durch sein verkehrtes Betragen jeder Erfüllung entgegen arbeitet. Die dritte verbreitet sich über den Abscheu der römischen Jünglinge vor aller Anstrengung und ernstern Beschäftigung, und schildert ihn als den Grund alles moralischen Verderbens, und als die Ursache des leichten Sieges der Sinnlichkeit und der Leidenschaften über die Vernunft. Die vierte, sie beziehe sich nun auf den Nero insbesondere, oder gehe auf Staatsbedienten überhaupt, schildert zuerst die Sorglosigkeit, mit der man sich, ohne die nöthige Erfahrung und Geschicklichkeit zu besitzen, zu Würden und Aemtern dränge, und verliert sich sodann in allgemeine Betrachtungen über die wenige

Selbsterkenntniß der Menschen, und das daraus entspringende und durch nichts gerechtfertigte Zutrauen zu sich und ihrem Werthe. Die fünfte, seinem Lehrer Cornutus gewidmet, untersucht die Frage: Wer ist ein wahrhaft freyer Mann? und entscheidet, daß nur der Weise, — der von keiner Leidenschaft Beherrscht, diesen Namen verdiene. Die sechste an seinen Freund, den Dichter Cälius Bassus, zieht die Thorheit derer durch, die lebend fargen und sparen, um nach ihrem Tode lachenden Erben eine Freude zu bereiten.

Man darf nur ein wenig über diese Gegenstände der Satiren des Persius nachdenken, um sogleich auf den Verdacht zu gerathen, daß er zu der Wahl derselben durch etwas ganz anders, als durch die Ansicht der Dinge um sich her, und durch eigenthümliche, in den Umständen gegründete, Veranlassungen bestimmt worden sey. Alle die Gegenstände, die er ausführt, sind keineswegs diejenigen, die dem Dichter aus dem Zeitalter des Claudius und Nero am dringendsten aufforderten und seinen Satyr am stärksten spornten und stachen. Es sind, den Vorwurf zu der ersten Satire allein ausgenommen, lauter allgemeine Betrachtungen, denen sich der Philosoph zu allen Zeiten und unter allen Verhältnissen überlassen kann. Ein Dichter, den nicht die Schule, sondern die Welt, nicht die Vernunft, sondern die Empfindung geleitet hätte, würde offenbar anders gewählt haben. Ihm lag das verruchte La-

Der der Angeber, ihm lag die schändliche Entwei-
 hung der Ehen, ihm lag die schamlose Erniedrigung
 der Ritter auf der Arena, ihm lag der gränzenlose
 Uebermuth unwürdiger Frengelassenen, ihm lagen
 hundert andere Gebrechen und Mängel der Haupt-
 stadt und ihrer Bewohner näher, als die gerügten.
 Auf diese würde sein Unwille gefallen seyn, und sei-
 ne Angriffe sich gerichtet haben. Es ist wahr, bey
 den gleichgültigen Gegenständen, die er sich erkohr,
 lief er weniger Gefahr, dem Nero zu mißfallen und sein
 Leben oder Glück zu wagen. Allein abgerechnet, daß
 es einem gewandten Dichter nie an Mitteln fehlt, die
 Wahrheit zu schreiben, ohne durch sie zu beleidigen,
 so pflegt auch ein Satiriker, der nicht viel über
 zwanzig Jahre und ein eifriger Anhänger der Stoa
 ist, nicht leicht so behutsam zu seyn. Und wie? wenn
 wir dem Persius selbst auf die Spur kommen und,
 was ihn zur Wahl und Ausbildung gerade dieses
 Stoffes veranlaßte, wenigstens zum Theil, ersor-
 schen könnten? In der That ist dieß, freylich nicht
 zum Vortheil seines dichterischen Ruhms, aber zur
 richtigen Bestimmung seines dichterischen Werthes,
 möglich. Der Mann, der ihm vorleuchtete, ist Ho-
 raz. Die meisten Gegenstände, die Persius in sei-
 nen Satiren behandelt, kommen bereits in den Sa-
 tiren des erstern vor. Die meisten sind von Horaz
 theils absichtlich, theils unabsichtlich, bald kürzer
 und bald weitläuftiger ausgeführt worden, und meh-

zere Platte, von wannen Persius den Anstoß erhielt, unverkennbar b).

Doch wie? wenn man mir zuriefe: »Was ist für einen Dichter der Stoff? Mag Persius immerhin dem wichtigern vorübergegangen und sogar in der Wahl des seinigen von fremdem Einflusse abhängig gewesen seyn; was hat das zuletzt zu bedeuten? Es kommt darauf an, ob er seine Gegenstände mit der nöthigen Freyheit des Geistes zu behandeln, ob er

§ 4

b) Ich will die Stellen, die ich im Sinne habe, anführen. Zur ersten Satira veranlaßte den Persius wahrscheinlich Horaz, durch Ep. I. 19. und II. 91. u. f. Zur zweiten, durch Ep. I. 17, 57 und Sat. II. 3, 281 + 297. zur vierten, wenigstens theilweise, durch Ep. I. 16. zur fünften durch Sat. II. 7. Auch mehrere von den Hauptideen der sechsten finden sich Ep. I. 2, 145 — 198, — H. König, dessen kleine Abhandlung *De Satira Romana ejusque auctoribus*, praecipua, Oldenburgi 1796. viele gute und gründliche Gedanken, vielleicht in der Kürze das Beste über diesen Gegenstand, enthält, urtheilt über das Verdienst des Persius, in so fern von Originalität die Rede ist, ebenfalls nicht anders: *Fuit ille quidem* sagt er S. 42, *dotibus, quibus natura poetam nascentem solet instruere, non omnino destitutus, ut ex multis satirarum locis luculenter patet; sed illa ingenii ubertas, quae vel ex sua penu omnia depromat, vel inventa ab aliis felici et propria aliqua ratione in suam rem convertat, nisi omnino, magna ex parte tamen ei defuit. Quo etiam fit, ut lector, ab Horatiana lectione recens, aut omnino Venusinae Musae familiaris tantum non in singulis paginis exclamet: Haec Horatio, Persi, debes, haec domi tibi non sunt nata! Und eben so richtig setzt er hinzu: pari ratione; si fallor, si Cornutum et ejus disputandi genus cognovissemus, Persium non semel, forsitan interpellarem: Cornutum disputantem, o bone inducis, aliena profess, non tua.*

Wenn ich nicht irre, so verdienen die dialogirten Fabeln dieses Schriftstellers vor den eigentlich erzählenden bey weitem den Vorzug. Sie haben mehr Leben, eine größere Anschaulichkeit und ich glaube sogar noch etwas mehr Eleganz. In dieser und mehreren andern Rücksichten kann die VII. Fabel des dritten Buchs zu den schönsten Arbeiten des Phädrus gerechnet werden. Wenn er den interessanten Gedanken, der ihr zum Grunde liegt, vom Aesop *) geliehn hat, so muß man wenigstens gestehn, daß er ihn um vieles verschönert habe. Der Dialog zwischen dem Wolfe und dem Hund ist leicht, natürlich und lebhaft: die Gesinnungen der Redenden, ihr innerer Zustand offenbart sich in ihm auf eine eben so gefällige als energische Weise. Vorzüglich schön ist die Zurückhaltung, mit welcher der Hund seiner Eklateren erwähnt, und der fühlbare Eifer, womit er das abgenöthigte Bekenntniß derselben durch contrastirende Züge von seinem Wohlstande in Vergessenheit zu bringen sucht. Zugleich herrscht in diesem Gespräche ein anziehendes Fortschreiten der Handlung, eine geschickte Verschlingung und Auflöfung des Knotens, wodurch das Interesse mehr, als sonst in den Fabeln des Phädrus gewöhnlich ist, bis zum Ende gesteigert wird. Nicht alle dialogirten Fabeln dieses Dichters vereinigen so viele gute

*) Aesop. f. CXL.

Eigenschaften auf einmal in sich; aber schwerlich ist eine darunter, welcher sie alle fehlten. Die Fabel von dem Fuchs und dem Drachen.* *) ist kein Meisterstück der Erfindung, aber der Dialog ist ausnehmend geistlich und hat etwas von Horazens urbainer Ironie. Der Schluß aber ist nicht hinlänglich vorbereitet. Eine gefällige Laune und selbst eine gewisse Naivität herrscht in dem Wettstreite der Ameise und der Biene.** *), der, in seiner jetzigen Gestalt, zwar schwerlich eine Fabel seyn dürfte, — wie denn auch Phädrus selbst nur eine sehr leichte Moral daraus zu ziehen weiß — in Rücksicht auf lebendige Darstellung aber, so wie auf die Eleganz, mit welcher die Waffen der Dialektik in demselben geführt werden, zu Phädrus besten Arbeiten gerechnet werden kann.

Die Manier des Phädrus hat demnach eine große Ähnlichkeit mit der des Babrius, so weit wir den letztern aus den wenigen Bruchstücken seines Fabelwerkes beurtheilen können. Die zweckmäßige Kürze, die nüchterne Zierlichkeit des Vortrags ist die charakteristische Eigenthümlichkeit des einen wie des andern. Phädrus hat in einem Zeitalter, dessen Ausdruck von dem Geschmacke des Virgils

*) L. IV. 19.

***) L. IV. 23.

ischen und Horazischen merklich abwich, den Schein einer antiken Einfalt zu erhalten gewußt. Die epigrammatischen Wendungen, die zugespitzten Sentenzen, der declamatorische Schwulst, welcher in diesem Zeitalter schon eingerissen war, ist ihm gänzlich fremd. Wenn er also nur eine mäßige Beurtheilungskraft und nur einen geringen Antheil poetischen Geistes besaß, so kann man ihm doch einen richtigen und feinen Geschmack in Rücksicht auf die Wahl des Ausdrucks und die Art seines Vortrages nicht absprechen.

Die Fabeln des Phaedrus sind in der That von einer Art von Einfachheit und Klarheit, die in der That selten zu finden ist. Sie sind nicht nur leicht zu verstehen, sondern auch leicht zu lesen. Die Sprache ist einfach und klar, die Fabeln sind leicht zu verstehen und leicht zu lesen.

Man kann sich die Fabeln des Phaedrus als eine Art von Kunstwerk vorstellen, das in der That von einer Art von Einfachheit und Klarheit ist. Die Fabeln sind leicht zu verstehen und leicht zu lesen. Die Sprache ist einfach und klar, die Fabeln sind leicht zu verstehen und leicht zu lesen.

Ueber die römischen Satiriker.

A. Persius Flaccus.

Er war den 4ten Dec. im Jahre d. E. R. 787 oder im zwanzigsten der Regierung Tibers; unter den Consuln P. Julius Perseus und L. Vitellius, zu Volaterris, einer Stadt in Etrurien, geboren, und starb im Jahre 815, oder im neunten der Regierung Nero's, den 24. November, unter dem Consulate des P. Marcius Celsus a) und L. Aemilius Gallus, (alt. 28 Jahr.)

Wenn man von den Satiren des Effenmalers Horaz zu den Satiren des Persius übergeht, so hofft

a) Nicht. Audrius Marcius, wie in der Vita Persii steht. Man sehe Lipsius in Tacitus Annalen XIV. 48. — Was wir außerdem noch von den Lebensumständen des Dichters aus der auf und gekommenen Vita wissen, ist folgendes. Persius war von ritterlicher Abkunft. Seinen Vater Flaccus verlor er bereits in seinem sechsten Jahre. Auch sein Stiefvater Gaius starb frühzeitig. Wahrscheinlich wurde also sein erster Unterricht zu Volaterris von seiner Mutter Julia Eucana befehlet. In seinem zwölften Jahre hörte er zu Rom den Grammatiker Remmius Palaemon und des Rhetor Mithridates Cretensis.

man gemeinlich, eine nicht minder wichtige und angenehme Bekanntschaft zu machen. Das Zeitalter des letztern, sagt man sich, ist so ausgezeichnet und ausgezeichnet, als das Zeitalter des erstern.

erst, und in seinem sechszebnten den Stoiker Cornutus, einen Mann von edelm Charakter, der sehr bald aus dem Lehrer des Jüglings sein Freund ward. Mit ihm zugleich lagen Claudius Aethemerus, ein Arzt aus Epaur, Petronius Arifokrates, ein Marnefer, und der berühmte Dichter, Annudus Lukanus, der Philosophie bei demselben Cornutus ob, und vereinigten sich alle durch die Bande der enghen Freundschaft mit Persius. Außer ihnen liebte er noch von Jugend an den Ercker Catus Bassus, dessen Quinctilian, (Instit. orat. X. 1. S. 911. Ed. Burm.) und den Geschichtsfreiber, Rheter und gerichtlichen Redner M. Serrinus Nonianus; dessen dieser (S. 914) und Tacitus (Annal. XIV. 19. vergl. VI. 31 und Plinius Ep. I. 13.) Meldung thut. Die Bekanntschaft des Seneca machte er erst, und obne von ihm eingenommen zu werden; aber desto vertrauter gieng er, in den letzten zehn Jahren seines Lebens, mit dem Pätus Thrasea um, dessen Gemahlin Arria seine Verwandte war. Seine Gestalt war schön, seine Sitten sanft, seine Sittsamkeit jugendlich, seine Lebensweise wichtig und ungezwungen, und seine Liebe gegen Mutter, Schwester und Nubne musterhaft. Als er stark, hinterließ er seiner Mutter und Schwester 200 große Sesterzen, (gegen 100 000 Thaler,) unter der Bedingung, daß Cornutus 100 große Sesterzen, (gegen 5000 Thaler,) oder, nach andern, eine noch größere Summe, nebst zwanzig Pfund gearbeiteten Silbers, und siebenhundert Büchern, oder der gesammten Bibliothek erben sollte; aber Cornutus nahm nichts als die Bücher. In seiner Jugend schrieb er ein Schauspiel, in welchem römische Personen auftraten, ein Buch von Hyporika, und einlae, an die Gemahlin des Thrasea gerichtete, Verse, auf ihre Mutter Arria. Alle diese jugendlichen Versuche wurden, auf Anrathen des Cornutus, vernichtet. Die Satiren verbesserte der eben genannte Gelehrte an einigen Stellen und übergab sie dem Cäsar Bassus zur Bekanntmachung.

Welch eine ungeheure Höhe hat nicht, binnen den
 sechzig Jahren, die zwischen dem Tode Horazens und
 dem schriftstellerischen Auftritte des Persius liegen,
 das Sittenverderben zu Rom erstiegen? Wann haben
 lasterhaftere Fürsten, in einer ununterbrochenen Rei-
 he auf einander folgend, die Welt beherrscht und die
 Menschheit tiefer herunter gewürdigt, als es unter
 Liber, Caligula, Claudius und Nero geschehen ist?
 Wie viel Anstun in der Prachtliebe und Verschwen-
 dung, wie viel Schädlichkeit in jeder Art des Genuß-
 fest! und in Allem wie viel Stoff für den Satiriker!
 Gewiß wird es den Gemälden des Persius nicht an
 Leben; seinen Darstellungen nicht an Reichthum,
 seinem Ausdrucke nicht an Neuheit und Würde feh-
 len. Gewiß wird er, wenn er auch als Dichter sei-
 nem Vorgänger nachstehen sollte, doch dem Leser,
 als Sittenmaler, Nahrung und Vergnügen gewäh-
 ren, und ihn für die etwaige Einbuße poetischer
 Schönheiten schadlos halten. — Mit solchen Erwar-
 tungen geht man gewöhnlich, wenn man die röm-
 ischen Satiriker in chronologischer Ordnung liest, zu
 dem Persius über und findet einen durchaus andern
 Dichter, als man, nach den Zeitumständen, erwartete.
 Das Bild seiner Muse ist dem so unähnlich, daß
 die Einbildungskraft sich von ihr entwarf, ihre Un-
 terhaltung bey weitem so lehrreich nicht, als sie
 hoffen ließ, und ihre Sprache so tief unter der Voll-
 kommenheit. Doch wozu eine in die Grängen der

84 Ueber die römischen Satiriker.

Allgemeinheit sich einschränkende Charakteristik? Sehen wir lieber sogleich ins Einzelne!

Bekanntlich sind vom Persius sechs Satiren auf uns gekommen. Welches ist der Gegenstand einer jeden?

Die erste beschäftigt sich hauptsächlich mit dem Verfall der Dicht- und Rede-Kunst, die beyde zu Rom je länger je mehr ausarteten, und, indem sie sich bestreben, den Beyfall des großen Haufens zu erringen, dem wahren und edlen Geschmacke untreu wurden und zum Kleinlichen, Kindischen und Tändelnden heruntersanken. Die zweyte rügt den Unfann, Götter mit Gebeten und Gelübden zu beheiligen, die theils lasterhaft, theils ungereimt sind, oder nicht erhört werden können, weil der Beter durch sein verkehrtes Betragen jeder Erfüllung entgegen arbeitet. Die dritte verbreitet sich über den Abscheu der römischen Jünglinge vor aller Anstrengung und ernstern Beschäftigung, und schildert ihn als den Grund alles moralischen Verderbens, und als die Ursache des leichten Sieges der Sinnlichkeit und der Leidenschaften über die Vernunft. Die vierte, sie beziehe sich nun auf den Nero insbesondere, oder gehe auf Staatsbedienten überhaupt, schilt zuerst die Sorglosigkeit, mit der man sich, ohne die nöthige Erfahrung und Geschicklichkeit zu besitzen, zu Würden und Aemtern dränge, und verliert sich sodann in allgemeine Betrachtungen über die wenige

Selbsterkenntniß der Menschen, und das daraus entspringende und durch nichts gerechtfertigte Zutrauen zu sich und ihrem Werthe. Die fünfte, seinem Lehrer Cornutus gewidmet, untersucht die Frage: Wer ist ein wahrhaft freyer Mann? und entscheidet, daß nur der Weise, — der von keiner Leidenschaft Beherrscht, diesen Namen verdiene. Die sechste an seinem Freund, den Dichter Cassius Bassus, zieht die Thorheit herer durch, die lebend fargen und sparen, um nach ihrem Tode lachenden Erben eine Freude zu bereiten.

Man darf nur ein wenig über diese Gegenstände der Satiren des Persius nachdenken, um sogleich auf den Verdacht zu gerathen, daß er zu der Wahl derselben durch etwas ganz anders, als durch die Ansicht der Dinge um sich her, und durch eigenthümliche, in den Umständen gegründete, Veranlassungen bestimmt worden sey. Alle die Gegenstände, die er ausführt, sind keineswegs diejenigen, die dem Dichter aus dem Zeitalter des Claudius und Nero am dringendsten aufforderten und seinen Satyr am stärksten spornten und stachen. Es sind, den Vorwurf zu der ersten Satire allein ausgenommen, lauter allgemeine Betrachtungen, denen sich der Philosoph in allen Zeiten und unter allen Verhältnissen überlassen kann. Ein Dichter, den nicht die Schule, sondern die Welt, nicht die Verdunst, sondern die Empfindung geleitet hätte, würde offenbar anders gewählt haben. Ihm lag das verurtheilte La-

ker der Angeber, ihm lag die schändliche Entweihung der Ehen, ihm lag die schamlose Erniedrigung der Ritter auf der Arena, ihm lag der gränzenlose Uebermuth unwürdiger Freigelassenen, ihm lagen hundert andere Gebrechen und Mängel der Hauptstadt und ihrer Bewohner näher, als die gerügten. Auf diese würde sein Unwille gefallen seyn, und seine Angriffe sich gerichtet haben. Es ist wahr, bey den gleichgültigen Gegenständen, die er sich erkohr, lief er weniger Gefahr, dem Nero zu mißfallen und sein Leben oder Glück zu wagen. Allein abgerechnet, daß es einem gewandten Dichter nie an Mitteln fehlt, die Wahrheit zu schreiben, ohne durch sie zu beleidigen, so pflegt auch ein Satiriker, der nicht viel über zwanzig Jahre und ein eifriger Anhänger der Stoa ist, nicht leicht so behutsam zu seyn. Und wie? wenn wir dem Persius selbst auf die Spur kommen und, was ihn zur Wahl und Ausbildung gerade dieses Stoffes veranlaßte, wenigstens zum Theil, erforschen könnten? In der That ist dieß, freylich nicht zum Vortheil seines dichterischen Ruhms, aber zur richtigen Bestimmung seines dichterischen Werthes, möglich. Der Mann, der ihm vorleuchtete, ist Horaz. Die meisten Gegenstände, die Persius in seinen Satiren behandelt, kommen bereits in den Satiren des erstern vor. Die meisten sind von Horaz theils absichtlich, theils unabsichtlich, bald kürzer und bald weitläuftiger ausgeführt worden, und meh-

zere Platte, von warmen Perflus den Anstoß erhielt, unverkennbar b).

Doch wie? wenn man mir zuriefe: »Was ist für einen Dichter der Stoff? Mag Perflus immerhin dem wichtigern vorübergegangen und sogar in der Wahl des feinigern von fremdem Einflusse abhängig gewesen seyn; was hat das zuletzt zu bedeuten? Es kommt darauf an, ob er seine Gegenstände mit der nöthigen Freyheit des Geistes zu behandeln, ob er

§ 4

b) Ich will die Stellen, die ich im Sinne habe, anführen. Zur ersten Satira heranziehe den Perflus wahrscheinlich Horaz, durch Ep. I. 19. und II. 21. u. f. Zur zweiten, durch Ep. I. 17, 57 und Sat. II. 3, 281 + 297. zur vierten, wenigstens theilweise, durch Ep. I. 16. zur fünften durch Sat. II. 7. Auch mehrere von den Hauptideen der sechsten finden sich Ep. I. 2, 145 — 198, — H. König, dessen kleine Abhandlung *De Satira Romana ejusque auctoribus*, praecipuit, Oldenburgi 1796. viele gute und gründliche Gedanken, vielleicht in der Kürze das Beste über diesen Gegenstand, enthält, urtheilt über das Verdienst des Perflus, in so fern von Originalität die Rede ist, ebenfalls nicht anders. *Fuit ille quidem* sagt er S. 42, *dotibus, quibus natura poetam nascentem solet instruere, non omnino destitutus, ut ex multis satirarum locis luculenter patet; sed illa ingenii ubertas, quae vel ex sua penu omnia depromat, vel inventa ab aliis felici et propria aliqua ratione in suam rem convertat, nisi omnino, magna ex parte tamen ei defuit. Quo etiam fit, ut lector, ab Horatiana lectione recens, aut omnino Venusinae Musae familiaris tantum non in singulis paginis exclamet: Haec Horatio, Perli, debes, haec domi tibi non sunt nata! Und eben so richtig setzt er hinzu: pari ratione, si fallor, si Cornutum et ejus disputandi genus cognovissemus, Perflum non semel, forsan interpellarem: Cornutum disputantem, o bone inducis, aliena profess, non tua.*

ihnen ein individuelles Gepräge zu geben, mit seinem Worte, ob er sie in sein Eigenthum zu verwandeln gewußt hat. Erfüllt er diese Bedingungen, so bleibt ihm sein poetisches Verdienst ungekränkt, und seine Ansprüche auf den ehrenden Lorbeer sind gerettet. Unstreitig. Aber gerade hier ist es, wo er, als Dichter, am meisten verliert, und die Verschiedenheit zwischen ihm und seinem Vorgänger recht sichtbar hervortritt.

Zuerst der kalte, ruhige, überlegte Gang einer philosophischen Abhandlung ist in den Satiren des Persius unverkennbar. Man macht mit ihm nicht, wie mit Horaz, einen sorglosen Spaziergang; wo man sich auf angenehme Ab- und Seiten-Wege verliert, um zuletzt unvermuthet an dem Ziele, von welchem man auslief, wieder anzulangen; man schlendert mit ihm methodisch die gerade Herrstraße fort, wendet sich weder zur Rechten noch zur Linken, und behält das Ziel, auf welches man losseuert, unverrückt im Auge. Die Ausleger haben sich daher auch nie über den Zusammenhang der Gedanken in den Satiren des Persius verlegen gefühlt c), und die Uebersetzer desselben nicht nöthig gehabt, sich Brücken zu bauen, wie die des Horaz. Persius

c) So hat Casaubonus den Inhalt und Gang der Satiren des Persius methematisch glücklich entwickelt. Die Dispositionen, die er liefert, bestätigen, aber die Meinung, die ich im Texte geäußert habe.

hat sie dieser Mühe überhoben. Er hat dafür gesorgt, daß wenigstens Satz an Satz sich ordentlich anschliesse und in seine Ideenreihe sich selten Sprünge einmischen. Hoffentlich wird man mich über diese Aeußerung nicht in Anspruch nehmen. Ich bin eben so weit entfernt, den logischen Zusammenhang zu verwerfen, als ich Anstand nehme, die lose und lockre Verbindung, die sich Horaz erlaubt, gut zu heißen. Aber so fehlerhaft es ist, wenn der Dichter seine Rechte auf Kosten des Philosophen geltend macht, eben so und noch viel fehlerhafter ist es, wenn der Philosoph den Dichter verdrängt und eine unbedingte Herrschaft über ihn ausübt. Die Ordnung soll einem Gedichte nicht fehlen, aber sie soll keine schulgerechte und steife seyn. Auch in ihr soll die Phantasie herrschend erscheinen und sich als Gesetzgeberin offenbaren. Es soll das Ansehen gewinnen, als ob sie gefunden nicht erfunden, als ob sie mühlos hervorgegangen, nicht mühsam durch Nachdenken hervorgerufen sey. Eine solche Ordnung ist es, die ich in dem Persius suche und nicht entdecke.

Aber nicht sie allein ist es, die ich in ihm vermisse. Auch die einem Dichter nicht minder unentbehrliche Kunst, seine Ideen zu Anschauungen zu erheben und die trockne Wahrheit in lebendige Darstellung zu verwandeln, geht ihm größtentheils ab. Möchte er seinen Stoff immerhin dem Unterrichte

der Schule, dem einsamen Nachdenken auf dem Studirzimmer, oder den Gedichten seines Vorgängers verdanken, — wohl verarbeitet und ausgeschmückt würden ihn alle Freunde des Schönen gern aus seinen Händen empfangen haben. Allein von keiner Seite ist der Abstand zwischen Horaz und Persius sichtbarer, als von dieser. Auch Horaz kennt und liebt die Weisheit der Schule: aber er kennt und liebt noch mehr die Weisheit, die Welt und Umgang gewähren, und vergißt nie, jener durch diese Eingang zu verschaffen. Die Wahrheiten, die er uns vorhält, sind alle so neu, so praktisch, so eindringend, als ob er sie eben erst aus dem Leben aufgegriffen und den Gegenständen unmittelbar abgewonnen hätte. Was er uns mittheilt, scheint nicht das Resultat kalter Betrachtungen, sondern lebendiger Erfahrungen, und was er sagt, ist mit Beziehung und Anwendung gesagt. Eben darum bemerkt man auch in seinen Satiren keine Spuren von dem rhetorischen Geiste, die sich in den besten römischen Dichtern, Virgilien nicht ausgenommen, finden. Ganz anders dagegen Persius. In ihm hört man immer den Philosophen vom Katheder und den Rhetor der Schule. Die Weisheit, die er predigt, hofet nirgends, weil es ihr an der alles belebenden Seele, und seine Darstellung macht keinen Eindruck, weil es ihr an Wärme und Licht fehlt. Wenn Horaz durch seinen munteren Welton erheitert, so

schläfert Persius durch seinen ermüdenden Lehrton ein; wenn jener von einem verfinnlichenden Beispiele zum andern übergeht, so schreitet dieser in todtten Begriffen fort; wenn der erstere den ganzen unendlichen Reichthum seiner mannigfaltigen Kenntnisse vor uns ausbreitet, so erscheint der letztere dagegen farg und dürstig. Persius, wie schon ein neuerer Kritiker d) sagt, kann nur denen gefallen, bey welchen der Verstand überwiegt. Bey ihnen allein wird die Stärke der Beweise den Zauber der poetischen Kunst, und die Reinheit seiner Moral den Mangel der höhern Darstellungsgabe ersetzen. Wer ungern auf das eine und auf das andere Verzicht thut, wird seine Rechnung nicht bey ihm finden.

In eben dem Maaße, in welchem Persius, in Absicht auf die Erfindung, Anordnung und Behandlung des Stoffes, seinem Vorgänger nachsteht, in eben dem Maaße bleibt er auch, in Absicht der Sprache, hinter ihm zurück. Es ist allerdings nicht zu läugnen, daß ein gewisses, nicht immer unglückliches Bestreben nach Vollendung und Ründe aus seinem Ausdrucke hervorleuchtet. Er ringt eifrig mit seiner Sprache und ringt ihr nicht selten Schönheiten ab; er wählt

d) H. Hottinger in seiner bekannten Vergleichung der deutschen Dichter mit den Griechen und Römern. S. 202.

mit Vorsicht unter den Wendungen, die sie ihm darbietet, und wird oft mit den passendsten und feinsten belohnt. Allein nichts desto weniger gilt von ihm, wenn von irgend einem Dichter, der Ausspruch Horazens:

Wir fehlen meistens nur, vom Schein des Guten
Getauscht, und oft, wenn wir's am besten meinen.

Wir wünschen kurz zu seyn und werden dunkel,

Wir streben nach Erhabenheit und schwellen.

Die Furcht zu fehlen wird die reichste Quelle

Von Fehlern, wenn sie nicht vom Kunstgefühl
Geleitet wird.

Es sind hauptsächlich drei Fehler, welche die Sprache des Persius entstellen. Der erste und allgemein zugestandene ist die Dunkelheit. Sie hat ihren Grund weder in unserer Unbekanntschaft mit den Personen, an welche Persius seine Gedichte gerichtet hat, noch in Anspielungen und Verhältnissen, die für uns zu versteckt sind ^{a)}, sondern ganz eigentlich in dem Re-

^{a)} Quod autem nonnulli arbitri sunt, faciliorem satirarum Persii intellectum esse, si eos, contra quos scriptae sunt, familiariter cognovissimus ad satiram ejus IV. tantum pertinere, aut si ad singula loca, in quibus quidam notatur in omnes poetas satiricos eodem jure dici potest. König in der angef. Abhandl. S. 85.

bedenke selbst. Persius möchte es seinem großen Vorbilde gern in der Leichtigkeit und Schnelligkeit der Uebergänge und Wendungen gleich thun, er möchte überdem mit dem möglich kleinsten Wortaufwande gern! recht viel Wichtiges und Bedeutsames sagen; er möchte endlich in der Lebhaftigkeit des Ausdrucks, wenn es geschehen könnte, Horaz nicht nachstehn. In der That vortrefliche Vorsätze, aber wie führt sie Persius aus? Wenn schon Horaz durch die Auslassung der nöthigen Mittelbeurtheilungen seine Ausleger in Verlegenheit setzt, so bringt sie sein Nachahmer schier zur Verzweiflung: so rau, abgebrochen und uneben schreibt er. Es ist ein Glück für sie, daß er in seinen Satiren wenigstens methodisch verfährt und überall ein fester wohlgeordneter Plan zum Grunde liegt. In Absicht auf die grammatische Verbindung, gleicht er einem leidenschaftlich aufgebrachten Menschen, der, von seines Festigkeit fortgerissen, seine Empfindung nicht geschwind los werden kann und darum auf keine Verbindung achtet ^f). Nicht glücklicher ist er in seinem Streben nach Kürze. Persius ist einer von den Schriftstellern, denen nichts statt und kräftig genug gesagt ist. Aber anstatt diese ihm so wünschenswerth

^f) Man vergleiche die genannte Abhandlung S. 92. und unter andern die Uebergänge in der ersten Satire B. 63. 69. 92. 107.

scheinende Kraft und Stärke in den Gedanken zu suchen, sucht er sie in dem Ausdrücke, und befließiget sich jener unnatürlich gedrängten, zerschnittenen und Wörter verschlingenden Manier, die an das Räthselhafte gränzt und jeden Augenblick irrte führt. Am unglücklichsten ist er jedoch in den Mitteln, die er zur Erreichung der Lebhaftigkeit anwendet. Auch er wählt, wie Horaz, zu diesem Ende am liebsten die dialogische Form. Aber selten ist sein Gespräch charakteristisch genug geführt und Ernst und Spott deutlich genug unterschieden, um nicht den Dichter mit den sprechenden Personen und letztere wieder mit ihm zu verwechseln g). Alle diese Umstände tragen das Ihrige dazu bey, um den Fehler der Undeutlichkeit zu erzeugen. — Ein zweyter Fehler seiner Schreibart ist die absichtliche Entfernung von dem gewöhnlichen und natürlichen Ausdrücke. In was für Tropen versteigt sich Persius nicht? Wie sehr beleidigt er durch sie den reinen Geschmack? Und wie übermäßig liebt er sie gleichwohl? Mitten in der Leidenschaft sagt er ihnen nach, greift sie auf, wo er sie findet, und reiht sie, wohlgefällig, eine an die andre an. Selbst seine jungfräuliche Etsamkeit achtet er nicht länger, wenn er auf ihre Vor-

g) Es ist bekannt, wie uneins die Ausleger über die Personen-Eintheilung im Persius sind. Einen Beleg bietet der Anfang der ersten Satire, wo jedoch Keiz die Wahrheit getroffen zu haben scheint.

ßen seine Tropensucht befriedigen kann ^{b)}. — Ein dritter Fehler, der besonders dem fleißigen Leser Horazens hart auffällt, ist; daß er die Redensarten, Formen und Wendungen dieses Dichters nicht bloß nachbildet, und zu seinem Eigenthume macht, sondern sie wörtlich aufnimmt und, indem er die Leser unaufhörlich erinnert, daß er aus dem Gedächtnisse schreibt; sie des ungestörten Genusses seiner Versuche, und sich des Vergnügens, ihnen einen solchen gewohnt zu haben, beraubt ^{c)}. Für so viele und mannigfaltige Mängel ist der höhere Wohlklang des Verses, — ein Vorzug, der ihm allerdings vor seinem Vorgänger eingeräumt werden muß ^{d)}, — immer eine nur schwache Entschädigung.

Ich habe das Charakteristische, wodurch sich meines Bedünkens, Persius' Muse auszeichnet, entwickelt. Es bleibt mir noch übrig, von der Untersuchung, was Persius war, zu der Frage: Warum er nicht mehr war ^{e)} oder von den Erscheinungen zu den Ursachen derselben überzugehen.

^{b)} Sat. 4, 33—41. und 5, 71.

^{c)} Man vergleiche hierüber die *Persiana Horatii imitatio* vom Casaubonus. Wenn dieser Gelehrte der Sache auch bisweilen zu viel gethan haben sollte, so wird; ihn; dieser Vorwurf doch nur in wenigen Stellen treffen.

^{d)} Weltläufiger spricht davon H. Hottelinger in der angezogenen Preisschrift.

Der nächste Gedanke, der sich uns zur Lösung dieser Aufgabe darbietet, ist, daß Persius schwerlich ein Mann von Genie und wahren dichterischen Talenten war. Schon seine Lebensbeschreibung läßt hierüber ein Wort fallen. »Er schrieb, heißt es daselbst, selten und langsam.« Aber abgesehen von diesem Wink, der wohl auch eine günstige Deutung zuläßt, wie sehr wird diese Behauptung durch den Gehalt seiner Gedichte gerechtfertigt? Wer sein Auge unverwandt auf seinen Vordermann richtet und sich von ihm leiten und führen läßt, verliert wenig Selbstständigkeit, und wer sich nie auf eigenen Füßeln erhebt und eigene Bahnen versucht, dem fehlt es sicher an innerer bildenden Kraft und belebenden Wärme. Daß dieß aber ganz eigentlich der Fall des Persius war, leidet durchaus keinen Zweifel. Ohne Horaz würde er entweder gar nie ein Dichter, oder doch selbst der nicht geworden seyn, der er ist. Seine Erfindungskraft war zu beschränkt, seine Einbildungskraft zu dürftig, und sein Beobachtungsgeist zu wenig umfassend, um eine Welt aus sich selber zu schaffen. Nur indem er sich dem edlern Genius eines andern anschmiegt, leitet er einige Funken von dessen Flamme in sich über und genießt des, ihm an sich fremden, Zustandes der Begeistertung.

Was die Natur dem Menschen an Fähigkeiten verfügt hat, kann auch der trefflichste Unterricht nicht

nicht ersetzen, und derjenige, den Perfluß erhielt, war eben nicht geschickt, einen Dichter zu bilden. Sein Schicksal wollte, daß er, anstatt wie Horaz in die heitern Gärten des Epikur und Aristipp einzutreten, in die düstern Hallen der Stoa trat, und die Philosophie, die in ihnen gelehrt wurde, vielleicht aus angestammter Neigung, vielleicht weil das verderbte Zeitalter zum Widerstande aufforderte und stärkte, mit der innigsten Achtung und Liebe umfaßte. Dieser Umstand gab seiner Art zu denken und zu empfinden natürlich eine eigene Richtung. Schon an sich sitstam und eingezogen, wurde er in Cornutus Umgang und Schule still und ernst; schon an sich nicht geneigt, das Laster schonend oder spottend zu behandeln, lernte er es hier hassen und verfolgen; schon an sich mehr Philosoph als Dichter, bildete er seine Denkkraft immer mehr auf Kosten der Imagination aus. So erhielten, als er sich in der Folge, wahrscheinlich auf Veranlassung seines Lehrers, der ebenfalls ein Dichter war ¹⁾ und seiner beyden dichterischen Freunde, des Lukan und Bassus, der Poesie widmete, seine Satiren das düstere Colorit, das sich von dem lachenden der horazischen so sehr unterscheidet, und seine Ideen den schulgerechten Gang, der das Gegentheil von dem leichten und regellosen seines

¹⁾ In der Vita heißt er tragicus.

Vorgängers ist m). Aber noch weit mehr schadete das Studium der stoischen Philosophie seiner Sprache. Wenn Cicero n) dem Unterrichte der Stoa, in Bezug auf den Redner schon, die Brauchbarkeit abspricht, weil ihr Vortrag weder fließend noch deutlich, sondern dürftig, zerschnitten und mager sey, wie viel weniger kann er für den Dichter von Nutzen seyn, von welchem ein noch höherer Grad der Leb-

m) H. König hat dies ebenfalls sehr wohl eingesehen. Ich rücke die hieher gehörige Stelle aus seiner Abhandlung um so lieber ein, da vielleicht nur wenige Leser sie kennen. In similitudinibus, sagt er S. 90. et exemplis Persius ea potissimum deligit, in quibus maximam vim existimavit esse ad stultitiam et errores hominum viv. dissimis coloribus exprimendos; deinde summa rerum delibanda raro defungi nimisque per partes ire solet adeo, ut non pauca, quae cum cura persecutus esse videtur, frigeant, quorum illud indignationi ejus est assignandum, hoc, ut facile unusquisque potest perspicere ab ejus ingenii inopia et ex illa scholastica consuetudine, magnam saltem partem, repeti potest. Tum quoque vel in delectu exemplorum faciendo parum saepe accurate versatus est, vel in iis enunciandis non sati, id spectavit, quod consilio suo fuisset accommodatum, sed ad aliena delapsus plerumque ea tractat, quae, quorum pertineant, vix conjectura assequi queas. Pari ratione in rerum descriptionibus modum aliquando solet excedere, ita ut in partibus, quae minus ad rem faciunt, exornandis mirum in modum luxuriatur, artificum instar minus ingeniosorum, qui in regionibus amoenis coloribus exhibendis circa folia et flosculos anxie laborant. Erant sane istae rerum descriptiones omni tempore poetis, cum maximum interdum ornatum admitterent, quasi deversoria, in quibus cum voluptate morarentur, praesertim iis, quorum omnis opera in rerum mutuo sumptuum amplificatione verlabatur.

n) De oratore II. 38.

haftigkeit und Klarheit verlangt wird? Je mehr der letztere sich in die Spitzfindigkeiten der Stoa eintaucht und in ihre Schlußreihen vertieft, je schwerer wird es ihm fallen, wenn er seinen Wahrheiten ein dichterisches Gewand umhängen will, die Rückternheit und Trockenheit, an welchen ihn die Schule gewöhnt hat, zu verläugnen.

Doch nicht die Sprache der Stoa allein, die Sprache des Zeitalters und der Verfall des guten Geschmacks überhaupt haben an der tadelnswerthen Manier und dem fehlerhaften Ausdrücke des Persius großen Antheil. Es ist hier der Ort nicht, ein Gemälde von dem allmählig herbegeführten und immer mehr überhand nehmenden Verderben der römischen Dichtkunst und Beredsamkeit zu entwerfen. Es ist genag im Allgemeinen zu erinnern, daß Seneka der Zeitgenosse unsers Dichters war, und der Charakter der Unwahrheit, Gezwungenheit und Uebertreibung sich vor und nach ihm in allen Schriften der Römer ausprägte. Um sich von einem solchen Verderben rein zu erhalten, oder ihm entgegen zu arbeiten, fehlte es dem Persius an allem — an Talent, an Muth und an Kräften; und gesetzt, ihm wäre alles zu Theil geworden, was konnte ein Schriftsteller leisten, der die Laufbahn des schriftstellerischen Ruhms verließ, als er sie kaum betreten hatte? Von ihm konnten Quintilian

und Martial o), unter solchen Umständen, und in Erwägung so vieler einzelnen, aus seinen Satiren hervortretenden, edlen Stellen mit Recht sagen, daß er sich durch ein Buch viel Ruhm erworben habe, und dieses eine mehr Leser verdiene, als die bände-reichen Werke vieler andern.

Man kann einem Dichter, dessen Ruhm man in Anspruch genommen hat, keine größere Genugthuung geben, noch sein eigenes Urtheil über ihn gründlicher rechtfertigen, als wenn man ansehnliche Stellen, oder eines seiner bedeutenden Gedichte zur Prose aushebt. Ich theile zu diesem Ende die zweite Satire des Persius, in das Sylbenmaß des Originals und so treu, als ich es vermochte, übersezt, zum Schlusse dieser Abhandlung mit.

Sie ist an Maclin, einen von den Freunden des Dichters, den wir, bloß dem Namen nach, kennen, dessen genauere Bekanntschaft uns aber auch über das Stück selbst keinen nähern Aufschluß geben würde, gerichtet. Maclin feiert seinen Geburtstag und wendet sich bey dieser Gelegenheit mit Opfern und Gebeten an seinen Genius. (1—4.) Die Uebersetzung, daß er von den Göttern nichts bitten werde, als was billig und recht sey, leitet den Dichter auf die entgegengesetzte Betrachtung, auf eine Darstellung und Schilderung der Thorheiten, die sich die

o) Juven in Instit. orat. X, 1. S. 910. Moser IV, 29, 7.

Menschen in ihren Erwartungen und Forderungen an die Gottheit zu Schulden kommen lassen. Er unterscheidet drey Klassen von Thoren. Einige hegen Wünsche, die schädlich und lasterhaft, - beides oft in einem so hohen Grade sind, daß sie erröthen würden, wenn sie selbige laut bekennen, oder einem Menschen, wäre dieser auch ein noch so verworfener Bösewicht, vortragen sollten. (5 — 40.) Andere wünschen nichts Lasterhaftes, aber ihre Bitten sind ungereimt, weil sie durch ihr eigenes Betragen den Göttern die Erfüllung derselben unmöglich machen. (41 — 51.) Noch andre zeigen sich von einer lächerlichen und verächtlichen Seite. Die Götter haben ihnen Gutes erwiesen. Um mehr von ihnen herauszufocken, behandeln sie selbige wie bestechliche Menschen und überhäufen Tempel und Altäre mit unnützen Geschenken. (52 — 70.) Was den Himmlischen wahrhaft gefällt und gefallen kann, sind reine Herzen und edle Gesinnungen. Diese allein geben den Opfern Werth. (71 — 75.)

Zeichne den heutigen Tag, Makrin, mit weißerem Steine p),

Ihn, der glücklich die Zahl der gleitenden Jahre vermehret!

§ 3

p) Nach der Sitte der Alten, die glücklichen Tage mit weißen, und die unglücklichen mit schwarzen Steinen, die sie in einen Kasten warfen und bey dem Schluß des Jahres überzählten, zu bemerken.

102 Ueber die römischen Satiriker.

Seuß dem Genius Wein! Du hägst nie gierige
Wünsche,

Die man den Göttern sich nur seitab zu flüstern ge-
trauet.

Aber der größere Theil der Magnaten räuchert im
Stillen. 5.

Wenigen ist es vergönnt, am Altar des Murmels
und Lispelns

Sich zu enthalten und ihm mit offnem Gelübde zu
nähern.

Treue, Ruf und Verstand, — das fordern sie laut
und vernehmlich:

Aber heimlich und still schleicht zwischen den Lippen:
»O säh' ich

Herrlich 9) hervor die Leiche des Oheims wallen:
O klänge, 10.

Unter dem Spaten, einmal der Topf mit Golde,
durch Herkuls

Güte verliehen! O lösche der Mündel, den ich als
nächster

Erbe dränge, doch aus! Ihm verleiden Fieber und
Ausatz

9) Zur Beschönigung des lafterhaften Wunsches. Der Betende denkt seinem Onkel wenigstens ein prächtiges Leichenbegängniß zu halten. Eben dieß gilt von dem Zusatze B. 13. Uebrigens lassen sich weder chullit, impello und expungam, noch einige andere eigenthümliche Ausdrücke dieser Satire in ihrer ganzen Kraft ausdrücken; und es hieße offenbar mit einem Uebersetzer zu hart verfahren, wenn man ihm solche Unmöglichkeiten anrechnen wollte.

Jeden Genuß, und schon hat Nerus drey mal ge-
frenet 1). „

Um mit Vertrauen so beten zu können, tauchest du
Morgens 15.

Zwey: und drey mal, zur Sühne der Nacht, das Haupt
in die Tiber 2).

Höre, mein Freund! (die Frage ist unbedeutend,
doch gieb mir
Antwort!) was hältst du vom Zeus? Ziemt einem an-
dern der Vorrang —
„Wem? ich bitte dich.“ Wem? dem Stajus, dächte
ich, dem besten
Erben, dem redlichsten Richter, dem würdigsten Vater
der Waisen 3) 20.
Auf und vertraue, was du dem Zeus in die Ohren
zu raunen
Wagest, dem Stajus! „O Zeus! so rufe Stajus;
gerechter

§ 4

1) Also schon drey Weiber beerbt, während ich immer noch
vergebens auf den Tod meiner Verwandten warte.

2) Wer in der Nacht die Freuden der Liebe genossen hatte
und den Morgen darauf vor die Götter treten wollte,
badete sich zuvor. Das Wasser der Tiber ward für be-
sonders heilig und kräftig gehalten.

3) Bittere Ironie: denn Stajus war von dem allen das
Gegentheil.

Zeus! Und es sollte, mein Freund, Zeus zu sich
selber nicht rufen v)?

Glaubst du, er fürne dir nicht, weit, wann er donnert,
die Eiche

Eher, dein du und dein Haus, von dem heiligen
Blitz verzehrt wird? 25.

Oder, weil du noch nicht, vom Donner gerührt, auf
Ergenna's x)

Und der Opfer Geheiß, in dem Hain, ein trauriges
Schensal,

Moderst y), — läßt von dir Zeus darum thöricht
am Bart sich

Schütteln? Was wahnst du? durch welche Geschenke
hoffst du der-Götter

Ohr zu erkaufen? Vielleicht durch fette Sahne und
Lungen? 30.

Sieh, es entnimmt der Witz die Keltermutter
und fromme

Tante dem Knaben und streicht die Stirn' und die
nässenden Lippen

v) Der Stein ist: Stupis selbst, so verrucht er ist, würde sich, falls du ihn als Jupiter behandeltest, über die Anmuthung entfachen, und du wagst es, den wirklichen Jupiter mit deinen Wässchen zu befeuchten.

x) Nahrung eines etruskischen Wahrsagers.

y) Dem Blitz-erschlagene wurden nicht beerdigt, sondern bloß unbestattet liegen.

Ihm mit dem spottenden Finger und mit dem höhnen-
den Speichel z) —

Jede geschickt, den Zauber vergiftender Augen zu
bannen, —

Schautelt ihn auf der Hand und sendet die dürstige
Hoffnung, 35.

Unter Gebet, in die Felder Licins und zu Crassus
Pallaste a).

„Mögen b) zum Eudam diesen sich König und Kö-
nigin wählen,

Um ihn die Mädchen sich reißen, und Rosen blühen,
wo er hintritt! —

Nimmer vertrau' ich der Amme die Sorge der Wünf-
sche c). Versag' ihr,

Zeus, auch diese, und kniete sie, weißgekleidet, im
Tempel! 40.

§ 5

a) Es ist bekannt, daß die Alten dem Speichel, vorzüglich
dem nüchternen, eine besondere vielfältige Kraft bepleg-
ten. Der höhrende Finger ist der Mittelfinger. Er
heißt so, weil die Ausstreckung desselben gegen Jeman-
den ein Zeichen der Beschimpfung war.

a) Der Gedanke ist, welcher Auslegung man auch folgen
mag: Großmutter und Tante wünschen, daß der kleine
Knabe einst so reich werden möge, wie Licinius und
Crassus.

b) Worte der beyden Väterinnen.

c) Persius will sagen: Wie thöricht ist es, unverständige
Ammen für ihre Zöglinge Wünsche thun zu lassen, da
möglich zu wünschen die größte Einsicht und Klugheit
erfordert.

106 Ueber die römischen Satiriker.

Starke Nerven erflehest du dir und ein kräftiges Alter.

Seys dann! Aber das Fett der Pasteten und mächtigen Schüsseln

Binden Jupiters Rath und vereiteln der Götter Gewährung.

Du dort schlachtest, dein Gut zu vermehren,
den Stier und erbuldest
Dir durch Opfer die Gunst Merkurs. »O, segne d)
mein Erbe, 45-

Segne mein Vieh und die Zucht der Heerde.« Thor,
wie vermag er's,

Wenn du im Feuer die Nieren so vieler Kalben zer-
schmeldest e)?

Und doch setzt du stets durch Lebern dem Gott und
durch fette

Ruchen ihm zu. »Schon mehrt sich mein Feld, schon
wachsen die Lämmer.

Ist, ist werd' ich erhört.« So träumst du, bis
endlich der letzte 50-

Hülfslose Pfennig umsonst in der Tiefe des Kastens er-
seufzet f).

d) Worte des Opferers.

e) Wenn du selbst deinen Viehstand durch werthlose Opfer
verringerst.

f) Bis du gänzlich verarmt bist.

Schenk' ich dir Becher von Silber und ein mit
 funkelndem Golde
 Ausgelegtes Gefäß, so glühst du vor Freude, so
 pochet
 Hoch in der linken Brust dir das Herz und treibet
 dir Schweiß aus.
 Stracks beginnst du: „Warum bekleid' ich der Himm-
 lischen Antlitz 55.
 Nicht mit dem köstlichsten Gold g)? Die unter den
 ehernen Brüdern,
 Die uns gütig im Schlaf mit dunstfreien Träumen
 beglücken b),
 Sind es vor andern werth. Sie schmück' ich mit
 goldenen Bärten.“

g) Warum beweise ich mich gegen die Götter, die mir diese Geschenke zugewandt haben, nicht auf die nemliche Art dankbar? Der Thor beurtheilt sie also nach sich, d. h. er behandelt sie nach menschlicher Sitte.

b) Die Alten legten sich oft in den Tempeln schlafen, um über wichtige Angelegenheiten von den Göttern im Traum belehrt zu werden. Dieser Aberglaube ist es, den Persius hier vor Augen bat. Die fratres aëni gehen wahrscheinlich weder auf Aegyptus funfsig Söhne, noch auf das Brüderpaar Kastor und Pollux, sondern stehen, als scherzhafter Ausdruck, für das gesammte ansehnliche Götter-Collegium, so weit es sich in Erz dem sterblichen Auge darstellt. „Wer unter den Göttern, läßt der Dichter den Frömmeling sagen, die bestimmtesten und sichersten Eröffnungen durch Träume sendet, (und dieses Rufes genossen vorzüglich Apoll und Aesculap,) dessen Bart soll vergoldet werden.“ Somnia piteuita purgatissima für Träume zu nehmen, die uns anzeigen, wie wir uns von der Pituita helfen sollen, erlaubt die Latinität nicht. Es sind somnia animi, vaporibus non turbati, also vera. Man sehe die Ausleger zu Moschus 2, 5. und 4, 120.

108 Ueber die römischen Satiriker.

Längst hat Gold die Gefäße des Numma, das
— Erz des Saturnus,
Und den thuscischen Thon und Vesta's Urnen ver-
drängt. 60.
O ihr verkehrten und ganz für das Himmlische fühllos-
sen Seelen!
Nehmt sich die Sitte der Welt in der Götter Tempel
zu bringen,
Und nach dem Glück des verruchten Geschlechts i) das
ihre zu messen?
Dieser verfälscht das Oel mit den fremden Düften
der Narde,
Und durchkocht die Bliese Larents mit dem Saft des
Purpurs; 65.
Jener gebeut aus der Muschel die Perle zu brechen
und sondert
Durch des Feuers Gewalt von den rohen Schlacken
die Erze.
Jeder irrt, doch gewinnt durch den Irrthum Je-
der k). Ihr aber,
Sagt mir, Priester, was nützen dem Heiligtume
die Schätze?

i) Der Menschen, nach den Worten: des lafferhaften
Weisheitskumpens.

k). Indem er der Eitelkeit schmeichelt und die Habsucht
befriedigt.

Ueber die römischen Satiriker. 109

Braun so viel, als Cytheren der Jungfrauen Gaben,
die Puppen 1) 70.

Laßt uns den Himmlischen weihn, was des
edeln Messala verderbter
Sohn 2), auf den stätlichsten Schüsseln umsonst zu
geben, sich mühet,
Keine Achtung für Recht und Gesetz, in den Tiefen
der Seele
Pflichtgefühl und ein Herz, von Zugendeifer durch-
drungen.
Reiche du dieß für die Tempel mir dar, und ich
opfre mit Mehle 3). 75.

1) Die griechischen und römischen Mädchen widmeten diese der Göttinn, wenn sie in das Alter der Mannbarkeit traten.

2) Wörtlich, der trübselige Sohn des großen Messala. Aber der ganze Zusammenhang lehrt, daß der Dichter Ippus hier im moralischen Sinn, also für aufgeartet oder lasterhaft, nimmt.

3) Und die Götter werden sich mit einer Spende aus Mehl dem gewöhnlichen Opfer der Armen, abfinden lassen.

Pierre - Carlet de Marivaux

geboren zu Paris 1688; ward in die Akademie aufgenommen d. 14. Febr. 1743. und starb den 12 Febr. 1763. a).

Wenn man im Ernste sagen könnte, daß sich die Natur bisweilen vergreife, so könnte man bey diesem Dichter ahnden, daß sie aus Irthum oder Laune einen weiblichen Geist in einen männlichen Körper gelegt habe. Eine außerordentliche Beweglichkeit, ein lebhafter und reger Witz, ein scharfer, vorzüglich auf Kleinigkeiten gerichteter Beobachtungsgeist, und gerade so viel Einbildungskraft als erforderlich ist, um einen Gedanken zu schmücken und ein Bild auszuführen, aber nicht genug, um lebendige Gestalten aus dem Innern herauszuschaffen — dieß sind im Allgemeinen die Grundzüge eines Geistes, wie ihn Marivaux von der Natur erhalten hatte. Sterbliche dieser Art sind für die Gesellschaft

a) Die wenigen Umstände seines Lebens, unter denen die Aufnahme in die französische Akademie der merkwürdigste ist, s. in D'Alembert Histoire des membres de l'Académie française. Tom. VI. S. 53. ff.

gemacht b). Um das Spiel der gesellschaftlichen Unterhaltung in Bewegung zu setzen, bedarf es gerade nicht mehr, als dieser Verbindung des Wises mit einer Reizbarkeit und Lebhaftigkeit, die mit dem Scheine der Empfindung täuscht. Wer aber die engen Gränzen des Zimmers verläßt, um auf einer größern Bühne aufzutreten, dem schenkt die Welt ihren Beifall so wohlfeil nicht. Die feinem Züge, die leisern Tinten des gesellschaftlichen Wises und der gesellschaftlichen Liebenswürdigkeit verschwinden in einem größern Gesichtskreise; oder wenn sie sichtbar werden, scheinen sie den Ton und die Haltung des Ganzen zu stören. Hier nimmt das Genie, das sich in dem gesellschaftlichen Verkehr hinter dem Wize und der Humuth verbirgt, den ihm gebührenden Platz wieder ein, und die Aeußerungen desselben, welche dort hart und schneidend scheinen, zeigen hier eine vollkommene Harmonie.

b) Marivaux Witz machte seinen Umgang, wenn man ihn selten genoß, sehr anziehend, aber das Uebermaß desselben, oder vielmehr der falsche und gesuchte Witz, mit dem er seine Unterhaltung beständig zu schmücken suchte, machte einen langdauernden Umgang mit ihm ermüdend. Sa conversation, sagt Dalemberc, semblable à ses ouvrages, paraissait, dans les premiers momens, amusante par sa singularité, mais bientôt elle devenait fatigante par sa monotonie métaphysique, et par ses expressions peu naturelles; et si l'on aimait à le voir quelquefois, on ne désirait pas de le voir longtemps, quoique la douceur de son commerce et l'aménité de ses mœurs fissent aimer et estimer sa personne.

Wäre die Schauspielkunst, wie man so oft sich einbildet, nichts weiter als die Kunst das menschliche Leben zu kopiren, so würde das Gemälde einer geistreichen und fröhlichen Gesellschaft auf der Bühne, wie auf dem Zimmer gefallen. Nichts aber ist irriger, obgleich kein Irrthum gewöhnlicher ist. Ihm zu gefallen hat man nicht nur die Schauspieler von den öffentlichen Plätzen, die in Rom und Athen ihre Scene waren, verbannt, und in die Zimmer verwiesen, sondern, was noch weit schlimmer ist, sie hier mit der ganzen Dürftigkeit des gemeinen Lebens beschäftigt. Hierdurch aber sank die Kunst, die in dem Dienste der Aristofanes und Moliere eine göttliche Schöpferin war, zum Range einer Kopistin der Natur herab; sie hat der Würde einer Gebieterin entsagt, um als eine treue und dienstfertige Magd gepriesen zu werden. Hierdurch hat die Tragödie ihre Würde, das Lustspiel seine komische Kraft verloren; Worte sind an die Stelle der Handlungen, Einfälle an die Stelle der Situationen getreten; das Genie hat dem Witz und oft dem Überwize Platz gemacht und der Zauber der Poesie hat die Bühne einer trivialen Wahrheit überlassen.

Marivaux war nicht der erste Dichter, der, durch die Art seines Talentes irre geführt, den Unterschied zwischen dem, was in der Gesellschaft vergnügt, und dem was der Bühne zugehört, verkannte; aber noch kein dramatischer Dichter seiner

Zeit

Zeit hatte den Irrthum so weit getrieben. Das ganze Streben seines Geistes ging darauf, den conventionellen Ton der Gesellschaft, als Natur, auf die Bühne zu bringen; und durch eine sonderbare Fatalität nahm er seinen eignen Ton für den des gesellschaftlichen Lebens überhaupt. In der Welt, die ihn umgab, sah er überall nur sich, und die Farbe, die er selbst andern lieb, sah er für die wahre Farbe der Gegenstände an c). Unfähig den Zauberkreis zu überspringen, den seine Eitelkeit um ihn gezogen hatte, oder außer seiner beschränkten Welt eine andere zu ahnden, untersuchte er mit mikroskopischen Augen die Gegenstände, die er auf dieser kleinen Fläche bemerkte. Alle seine Werke sind daher nichts anders, als eine Sammlung solcher mikroskopischen Beobachtungen. Sie haben den Werth von Bekennnissen und Beiträgen zur Geschichte des menschlichen Herzens und seiner Schwachheiten. Doch ist

c) Dalemberst S. 94. Il semblait prêter à ceux qui lui parlaient, une espee d'attention; mais en paraissant attentif, il écoutait peu ce qu'on lui disait; il épi-ait seulement ce qu'on voulait dire, et y trouvait souvent une finesse dont ceux même qui lui avaient parlé ne se doutaient pas. Aussi toutes les Sociétés lui étaient à peu près égales, parcequ'il savait en tirer le même avantage pour son amusement; les gens d'esprit le mettaient en action, et lui faisaient prendre librement tout son effor. Se trouvaient-ils avec des sots? Il faisait effort pour les faire accoucher (comme le disait Socrate) et ne s'apercevant pas qu'il leur prêtait son esprit, il leur savait gré de ses pensées, comme si elles eussent été les leurs.

auch dieser Werth bey der Flachheit und dem Mangel an Mannichfaltigkeit der Gefühle, die Marivaux in seinem Herzen fand, außerordentlich beschränkt. Eine erstarrende Eitelkeit herrschte in dem Innersten seiner Brust. Sie ist daher fast das einzige Geheimniß des menschlichen Herzens, das er enthüllt und studirt hat; die einzige Empfindung, die er in allen übrigen findet, welche alles durchdringt und färbt.

Bey dieser Beschränktheit seiner Gefühle und seines Gesichtskreises, ist es eben kein Wunder, daß er in den Werken der Kunst nur die Eigenschaften schätzte, die er selbst besaß, Wiß, Lebhaftigkeit und Feinheit. Das Große und Göttliche machte keinen Eindruck auf ihn. Ein wigiger Kopf, der dem Homer seine Göttlichkeit zu einem Spöttnahmen machte ^d), mochte immerhin auch das Genie Moliere's verkennen, und sich, mit belustigender Naivetät, mit diesem großen Meister zu messen wagen ^e). Man muß es der kurz-sichtigen Spinne vergeihen, daß sie ihr kleines dünnes Gewebe für schö-

^d) Er pflegte ihn immer spottweise den göttlichen zu nennen. Er unternahm es ihn zu travestiren, in der Absicht, die Achtung, die man diesem wahrhaft göttlichen Varden, seiner Meinung nach, ohne Grund und aus bloßer Pedanterey bewies, zu vernichten. Das Unternehmen mißlang vollkommen und die Parodie des Homer wurde vergessen, als sie kaum bekannt geworden war.

^e) Dalemberst S. 88.

ner und vollkommener hält, als den Pallast, in dessen Winkel sie ihre Wohnung aufgeschlagen hat.

Die Leichtigkeit, mit welcher sich in den Werken Moliere's das Gebäude seiner Dichtungen erhebt, die reiche Fülle von Einbildungskraft, die das Ganze durchströmet, die ungeschminkte Natur und Wahrheit seines Ausdruckes, alle diese Eigenschaften, welche eben so viele Kennzeichen eines wahren dramatischen Genies sind; konnten vielleicht Marivaux Augen entgehen, die auf die kleinen und buhlerischen Grazien des gesellschaftlichen Umgangs geheftet und von ihnen bezaubert waren. Er mochte sich leicht für einen größern Kenner des menschlichen Herzens halten, weil er einige leise Bewegungen desselben beobachtet und dargestellt hatte; Bewegungen, welche Moliere, in seiner kühnern und großen Manier, vielleicht absichtlich verschmähte. So verachtet der Anatom die Unwissenheit des Bildhauers, der an dem Körper eines vergötterten Herkules oder eines Apoll Adern und Muskeln verbirgt oder ihr Daseyn nur durch ein zartes Spiel auf der Oberfläche ahnden läßt.

Man darf aber nur die Werke beider Dichter vergleichen, um den Mann von Genie und den witzigen Kopf durch scharfe Grenzlinien unterschieden zu finden. Moliere ist in jedem seiner zahlreichen

Stücke neu. Jedes ist eine Welt für sich. Ueberall finden wir andere Menschen, andere Charaktere und nirgends den Dichter. Denn dieser Proteus verwandelt sich in alle Gestalten. Wir wissen wohl, daß wir durch einen Zauber getäuscht werden; aber dieser Zauber hat so ganz das Gepräge der Wahrheit, daß wir an den Urheber desselben gar nicht einmal denken können. Mit Kraft und Anmuth und in einer fruchtbaren Mannigfaltigkeit scheint hier alles von selbst mit göttlicher Leichtigkeit aus dem Schooße des Genies hervorzusprießen. Alles ist Dichtung und doch scheint alles Wahrheit zu seyn; alles ist Kunst und doch glauben wir nichts als Natur zu sehn.

Wie verschieden hiervon ist der Anblick, den uns Marivaux Schauspiele darbieten! Wir glauben ein Marionetten - Theater zu sehn, auf welchem immer die nemlichen Puppen nur in veränderter Kleidung spielen. Ueberall dieselben Manieren, dieselben Ausdrücke und beynahe die nemlichen Begebenheiten f). Der strahlende Flitterpuß bedeckt den

f) Dalember macht S. 70 ff. einige Bemerkungen über diese Einförmigkeit, wo er sehr richtig sagt, der Unterschied in den Schauspielen dieses Schriftstellers beruhe in den kleinen Verschiedenheiten, die der Verfasser in seinem Stoffe zu fassen und anzudeuten gewußt habe. Aber, fährt er fort, die große Menge, welche das Theater besucht, geht nicht hin um die Fibern des menschlichen Herzens durch das Vergrößerungsglas zu beobachten, sondern um die Bewegungen desselben enthüllt zu sehen, und findet, in den subtilen Operationen des Verfassers

unbeseelten Stoff doch nur schlecht, und alle Lebhaftigkeit und Gewandtheit, mit welcher diese Puppen bewegt werden, läßt uns doch die Hand nicht vergessen, die sie regiert. Wenn Moliere das Genie eines großen Mahlers besaß, so hatte Marivaux dagegen das Talent einer Puzmacherin, die denselben Stoff in mannichfaltige Formen zu drücken und ihm immer einen Schein von Neuheit zu geben weiß.

Diese Unfruchtbarkeit des Geistes, mit einem heftigen Streben nach Originalität verbunden, vollendete die Unnatur seiner Produkte, ohne daß er selbst etwas von dieser Erscheinung ahndete. Er pflegte, in seiner Manier, zu sagen: »Ich will unter der kleinen Anzahl originaler Köpfe lieber auf der hintersten Bank sitzen, als unter der zahlreichen Herde gelehrter Affen den ersten Platz behaupten.« Aber leider war die Originalität, in deren Besitze er sich glaubte, nichts weiter als eine fehlerhafte Manier, eine Verirrung von dem Wege der Schönheit in das Gebiet der Affectation.

§ 3

nichts als eintönige und ermüdende Wiederholungen. Dieses war eine der Hauptursachen, warum Marivaux Stücke bey der ersten Aufführung selten gefielen. Nur allmählig und bey öfterer Wiederholung wurden die Zuschauer in den Stand gesetzt, die Feinheit des Ganzen und der einzelnen Theile wahrzunehmen.

In diesem Gebiete war Marivaux gleichsam einheimisch. Hier war seine Natur. Sein Ausdruck, seine Charaktere, die Anlage und der Gang der Handlung, alles trägt in den Werken dieses Schriftstellers das Gepräge einer ihm eigenthümlichen Sonderbarkeit.

Marivaux war nicht wenig eitel auf das Verdienst, in seinen Lustspielen die Liebe auf eine ganz andere Weise als seine Vorgänger behandelt zu haben. Diese Leidenschaft, die seit dem Zeitalter Molière's die Grundlage der Komödie und gleichsam der Faden gewesen ist, an welchen sich die mannichfaltigen Mittel der Belustigung anspinnen, pflegt bey dem Anfange der Handlung vollkommen gebildet zu seyn, und das Geschäft des Dichters besteht in der Kunst, das liebende Paar über alle Schwierigkeiten hinweg zu dem gewünschten Ziele zu führen. Marivaux verließ diesen Weg, weil er ihm allzu betreten schien, und machte die Liebe, die nur eine Gelegenheit der Belustigung seyn kann, zum Gegenstande derselben. »Bey meinen Collegen, pflegte er zu sagen, liegt die Liebe im Streite mit dem, was sie umgiebt, und wird endlich, allem Widerstande zum Troze, glücklich. Bey mir streitet sie nur mit sich selbst und wird glücklich, ohne es gewollt zu haben.« Ueberall ist es die Liebe und nichts als die Liebe, was den

ganzen Rahmen seiner dramatischen Gemälde füllt. „In meinen Stücken, sagte er, wenn er sich gegen den Vorwurf der Eintönigkeit vertheiligen wollte, — in meinen Stücken herrscht bald eine Liebe, die beyden Liebenden unbekannt ist; bald eine Liebe, die sie fühlen, und sich gegenseitig verbergen, bald eine furchtsame Liebe, die sich nicht zu erklären wagt, bald endlich eine ungewisse und unschlüssige Liebe, eine Liebe, die, so zu sagen, erst halb gebohren ist, die sie ahnden, ohne ihrer gewiß zu seyn, und die sie in ihrem Innern belauschen, ehe sie ihr einen freyen Ausflug verstatten g).“

Uebrigens täuschte sich Marivaux, wenn er die Geheimnisse der Liebe und ihrer Ränke in dem menschlichen Herzen darzustellen glaubte b). Was er mit dem Rahmen der Liebe beehrt, ist nichts weiter als ein Schatten derselben; ein leerer Schein ohne Körper und Wärme. Man hat gesagt, Marivaux Personen liebten sich so spät, und heiratheten sich so schnell als möglich; aber man hätte eigentlich sagen sollen, daß sie sich meistens auf

§ 4

g) Dalember. C. 71.

b) Marivaux pflegte in seiner gesuchten Manier zu sagen: J'ai guetté, dans le coeur humain toutes les niches différentes où peut se cacher l'amour lorsqu'il craint se montrer, et chacune de mes Comédies a pour objet de le faire sortir d'une de ces niches.

den ersten Anblick einen gewissen Geschmack abgewinnen; viele Umstände machen, ihre Schwachheit zu bekennen, und, wenn endlich, nach langer Affectation, das erwünschte Geständniß ausgesprochen ist, sich auf der Stelle heirathen. Man könnte in dieser Rücksicht die Komödien dieses Schriftstellers einen praktischen Unterricht nennen, Liebeserklärungen zu machen und Liebeserklärungen auszuweichen.

Der flüchtige Geschmack zweyer Personen an einander, der in Marivaux Komödien mit dem Namen der Liebe ziemlich willkürlich belegt wird, bekommt meistens durch eine zufällig oder absichtlich erregte Eifersucht den Firniß der Leidenschaft. Denn als tiefes und herrschendes Gefühl zeigt sie sich hier nie; sondern als flache Eitelkeit, als Kotetterie und Heuchelen gegen sich und andere.

In diesem Charakter zeigt und entwickelt sie sich meistens in einigen peinlichen Situationen, die dieser Schriftsteller nicht ohne Mühe hervorbringt. Er scheint es für den Gipfel der dramatischen Kunst gehalten zu haben, seine Personen in einem engen Kreiße um einander herum zu treiben, sie mit falschen Angriffen, falschen Vertheidigungen zu ermüden, um sie nach unendlich vielen vergeblichen Schritten auf einen Punkt zu führen, den sie meistens auf den ersten oder zweiten Schritt hät-

ten erreichen können. Denn oft wäre die peinlichste Situation mit Einem Worte zu endigen oder zu vermeiden gewesen; aber dieses Eine Wort bleibt aus, bis der Dichter durch Entzweyungen und Ausföhnungen die erforderliche Anzahl von Scenen fortgesponnen hat i). Immer sieht man in seiner Hand den dünnen Faden schweben, den eine herzhafte Bewegung der handelnden Personen, wenn sie sich selbst überlassen wären, zerreißen würde.

Einige Beispiele werden den Geist, in welchem diese Schauspiele gedacht und ausgeführt sind, kenntlicher machen. Damis und Luzilie k) sind von ihren Eltern für einander bestimmt. Sie kennen sich nicht, als aus den günstigen Zeugnissen anderer, deren ungeachtet ihnen der Dichter eine entschiedene Abneigung gegen eine Verbindung mit einander einflößt. Da sie es aber nicht wagen, sich dem Willen ihrer Eltern geradezu entgegen zu setzen, so hofft

§ 5

i) Wenn Erast in der Erzählung, die er (in *La méprise*. Tom. IV. S. 21.) Hortensien von der Bekanntschaft macht, die er mit ihr errichtet zu haben glaubt, nicht den einzigen Umstand von dem gefundenen Handschuh anleihe, so wäre das Mißverständnis soalich gelöst und Hortensie würde wissen, daß er sie für ihre Schwester hält. Wenn weiter hin Frontin nicht vergessen hätte, daß die Geliebte seines Herrn eine Schwester hat, die ihr vollkommen gleicht, so würde das Mißverständnis keine weitere Dauer gehabt haben.

k) *Les Sermens indiscrets*.

jedes von ihnen , durch ein freyes Geständniß seiner Abneigung das andere zu bewegen, mit gemeinschaftlichen Kräften die beabsichtigte Heirath rückgängig zu machen. Damis kommt, voll von diesen Gesinnungen, an. Er findet Lisetten, die ihm, im Auftrage ihrer Gebieterin, seine Erklärung abnimmt, und ihn ermahnt, einem Vorsatze treu zu bleiben, dessen Ausführung durch Luziliens Reize erschwert werden dürfte. Die Zuversichtlichkeit, mit der er diese Erinnerung beantwortet, reizt die Eitelkeit Luziliens, die in einem Nebenzimmer Zeugin der ganzen Unterredung gewesen ist. Sie tritt heraus, mit dem Vorgeben, sich mit ihm über die Harmonie ihrer beyderseitigen Gesinnungen zu freuen; eigentlich aber mit der geheimen Absicht, seine Dreistigkeit zu bestrafen und seines Vorsatzes vergessen zu machen. Dieses Unternehmen wird ihr selbst gefährlich. Sie findet den Mann, dem sie entsagen will, liebenswürdig; auch er fühlt sich durch ihren Anblick besiegt; aber gleichwohl begehen sie die Thorheit, sich eine völlige Gleichgültigkeit auf das heiligste zuzusagen. An diesem, mühsam und widerwärtig gedrehten Faden spinnt sich die Handlung weiter fort. Die beyden Liebenden sind übereingekommen, daß Damis Neigung für Luziliens Schwester vorgeben und dadurch die Veranlassung eines Bruches herbeiführen soll. Dieser Umstand wird ein Mittel Luziliens Eifersucht zu erregen und die Katastrophe zu

bewirken, die natürlicher Weise in der Aufhebung des gegenseitigen Versprechens besteht. Die kleinen unmerklichen Schritte aber, die der Dichter bis zu diesem Punkte thut, ermüden den Leser. Damis wagt es nicht, der getroffenen Uebereinkunft zuwider, deutlich von Liebe zu reden; und Luzilie, die nichts mehr wünscht, als daß er sein Versprechen vergessen möchte, ist zu stolz, die Veränderung ihrer Gesinnungen deutlich genug merken zu lassen. Dieses gespannte Verhältniß, das viel zu lange dauert, um belustigend zu seyn, wäre, wenn es doch einmal entstehen sollte, mit ein wenig mehr wahrer Liebe von beyden Seiten, und etwas mehr Freymüthigkeit von Seiten des Liebhabers, sehr schnell geendigt gewesen. Aber man möchte sagen, daß dieser Schriftsteller seine Personen auf ein Seil nöthige, um mühsam einen kleinen Weg zurückzulegen, und ihnen schlechterdings nicht erlaube, sich durch einen herzhaften Sprung auf ebenen Boden aus dieser beschwerlichen Lage zu retten.

In einem andern Stücke 1) hat der letzte Wille eines Verwandten, Hortensien einem Marquis bestimmt, dem er den größten Theil seiner Güter hinterläßt, aber es ihm freystellt, sich dieser Verpflichtung gegen Hortensien durch ein ansehnliches Legat zu entledigen. Der Marquis, ein Mann von

1) Les Legs.

geſetztem Alter, liebt eine Gräfin; Hortenſie einen Chevalier; beyde haben alſo nicht die mindeſte Luſt, die erſte Bedingung des Teſtamentes zu erfüllen, eben ſo wenig, als auf der andern Seite das Legat aufzuopfern. Jedes erräth die Gefinnungen des andern, und beyde hoffen das Legat zu gewinnen, wenn ſie ſich bereit ſtellen, eine Verbindung mit einander einzugehn. Der Marquis wünſcht indeß vor allen Dingen der Gefinnungen der Gräfin gewiß zu ſeyn, mit der er in der freundschaftlichſten Verbindung lebt, ohne doch der Liebe noch jemals Erwähnung gethan zu haben. Er zieht ſie alſo wegen ſeiner Angelegenheiten mit Hortenſien zu rathe, und die Gräfin benutzt dieſe Gelegenheit, ihm eine Erklärung ſo nah zu legen, als es nur immer mit Anſtand geſchehn kann. Eine Stelle aus dieſer Scene, die in Marivaux Komödien ſo viele ihres gleichen hat, wird hier nicht am unrechten Plage ſtehn. Es iſt die Rede von Hortenſien, und man kann leicht glauben, daß ſich die Gräfin nicht eben ſehr eingenommen für ſie zeigt.

Marquis. Da treffen Sie den rechten Punkt. Sie denkt zu viel an ihre Reize. Um ihr zu gefallen, müßte man ſie immer mit Komplimenten unterhalten, und ich geſtehe, daß dieſes meine Stärke nicht iſt. Die Koketterie genirt mich und macht mich ſtumm.

Gräfin. Ha, ha! Etwas kokett ist sie freylich. Aber fast alle Weiber sind so. Sie werden überall das nämliche finden.

Marquis. Nur bey Ihnen nicht, Gräfin. Mein Gott, was ist das für ein Unterschied! Sie gefallen, ohne daran zu denken, ohne daß es Ihre Schuld ist. Sie wissen nicht einmal, daß Sie liebenswürdig sind; aber andere wissen es für Sie.

Gräfin. Für mich, Marquis? Ich meine, daß auf diesen Punkt andere eben so wenig an mich denken, als ich selbst.

Marquis. Verzeihen Sie. Ich kenne Leute, die Ihnen nicht alles sagen was sie denken.

Gräfin. Und wer wären denn die? Einige gute Freunde wie Sie, ohne Zweifel.

Marquis. Freunde? Von denen ist die Rede nicht. Und, wahrlich, Sie haben noch lange hin, ehe Sie Freunde haben können.

Gräfin. Ich danke Ihnen für das kleine Compliment en passant.

Marquis. Nicht en passant — ich sage es absichtlich.

Gräfin (lächelnd). Wie? Sie behaupten im Ernste, ich könnte keine Freunde haben? Sind Sie denn nicht mein Freund?

Marquis. Verzeihen Sie. Aber es wäre so erstaunlich nicht, wenn ich etwas anders wäre.

Gräfin. Und doch, die Wahrheit zu sagen, würde ich darüber erstaunen.

Marquis. Und noch mehr darüber zürnen!

Gräfin. Erstaunen, sage ich Ihnen. — Ich will indessen gern glauben, daß ich liebenswürdig bin, weil Sie es sagen.

Marquis. O! entzückend. Ich würde mich sehr glücklich preisen, wenn Hortensie Ihnen gliche. Mit Freuden würde ich sie heirathen. Aber jetzt habe ich alle mögliche Mühe, mich dazu zu entschließen.

Gräfin. Das glaube ich Ihnen; aber Ihr Fall wäre noch schlimmer, wenn Sie schon für eine andere Person eingenommen wären.

Marquis. Nun gerade dieser schlimmere Fall ist der meinige.

Gräfin. Wie? Sie lieben eine andere?

Marquis. Von ganzer Seele!

Gräfin (lächelnd). Das habe ich geahndet!

Marquis. Und haben Sie auch die Person geahndet?

Gräfin. Nein. Aber ich hoffe, daß Sie mir sie kennen werden.

Marquis. Sie würden mir ein großes Vergnügen machen, wenn Sie sie errathen wollten.

Gräfin. O warum soll ich mir diese Mühe geben, da Sie hier sind?

Marquis. Sie kennen sie auf das genaueste. Es ist die liebenswürdigste, freymüthigste Frau — sie hat ihres Gleichen nicht — und je mehr ich sie sehe, desto mehr muß ich sie bewundern.

Gräfin. O so heirathen Sie diese Frau und entsagen Hortensien! Sie dürfen sich hier gar nicht besinnen u. s. w.

Ganz unerwarteter Weise verfehlen alle diese Anforderungen ihren Zweck und das mit so vieler Mühe vorbereitete Geständniß bleibt aus, oder es wird vielmehr so zur unrichten Zeit und auf eine so ungeschickte Art vorgebracht, daß der Marquis keine entscheidende Antwort erhalten kann. Man sieht wohl, daß der Dichter noch einiger Mißverständnisse bedurfte und die Personen daher nach seiner Willkühr regiert. Der Marquis muß glauben, daß sein Antrag verschmäht werde. Als er eben im Begriff ist, sich zu entfernen, tritt Hortensie herein, erklärt ihm ihr Verhältniß mit dem Chevalier und verlangt zu wissen, ob der Marquis geneigt sey, die Bedingung des Testaments zu erfüllen. Dieser stellt sich bereit hierzu, um sie zu täuschen, und Hortensie, die seine Absicht erräth, bringt in ihn, sein Versprechen noch dem nämlichen Tag zu erfüllen. Die Situationen, welche hieraus entstehen, bringen fast gar keine Wirkung hervor. Hortensie ist vom Anfange an überzeugt, daß der Marquis sein Wort nicht halten

wird; und dem Marquis steht es jeden Augenblick frey, zurückzutreten, wenn er sich zur Auszahlung des Legats entschließen will. Niemand ist also in Verlegenheit, als die Gräfin, deren Aeußerungen lächerlich seyn würden, wenn sie eine Thörin wäre; aber da uns der Dichter Achtung für sie einflößen wollte, so verzeihen wir es ihm nicht, daß er ihr eine so klägliche Rolle zu spielen gibt. Wir wollen sehen wie sie genöthigt wird die Sache zu endigen:

Marquis. Hier ist der Brief an den Notarius. Aber ich weiß nicht, ob er abgehn wird. Ich bin mit mir selbst nicht eins. Man sagt, daß sie mich zu sprechen verlangen, Gräfin?

Gräfin. Ja, um ein gutes Wort für Lepinen einzulegen. Er hat geglaubt, Ihnen einen Dienst zu erzeigen, und er fürchtet seinen Abschied zu bekommen. Sie werden mich verpflichten, wenn Sie ihn behalten; und ich hoffe, daß Sie mir diese Gefälligkeit nicht abschlagen werden; da Sie sagen, daß Sie mich lieben.

Marquis. Allerdings liebe ich Sie und werde Sie nur noch allzu lange lieben.

Gräfin. Ich hindere Sie nicht daran.

Marquis. Eh, ich möchte auch sehn, wie Sie das anfangen wollten, da ich mich selbst nicht daran hindern kann.

Gräfin.

Gräfin. Ha, ha, ha! dieser brüste Ton macht mich lachen.

Marquis. O, die Sache ist auch sehr lustig!

Gräfin. Lustiger als Sie denken.

Marquis. Nun, auf Ehre, ich denke, daß ich Sie in meinem Leben nicht gesehn haben möchte!

Gräfin. Ihre Neigung drückt sich mit unendlicher Anmuth aus.

Marquis. Was Anmuth! Wozu könnte mir die helfen? Ist es Ihrem Herzen nicht gefällig gewesen, mich hassenswürdig zu finden?

Gräfin. Sie machen mich ungeduldig mit Ihrer Schimäre von Haß! Was haben Sie nur in aller Welt für Beweise von meinem Haße gegen Sie? Von meiner Geduld zwar habe ich Ihnen Beweise genug gegeben, da ich Ihre sonderbaren Unterhaltungen so oft angehört habe. Habe ich Ihnen nur je ein Wort von dem gesagt, was Sie mich sagen lassen: daß Sie mich unwillig machten, daß ich Sie haßte, daß ich Ihrer spottete? Läuter Schimären, die Sie aus Ihrem eigenen Kopfe nehmen, und die Gefälligkeit haben mir zuzuschreiben; Schimären, die Sie vergrößern und vermehren, so oft Sie mir antworten, oder mir zu antworten glauben. Denn in der That, lieber Marquis, Sie sind unglaublich linkisch. Ihre Antworten passen eben nicht mehr auf mich, als auf jemanden, der Sie in seinem Leben nicht

gesprachen hätte; und doch beklagen sich der Herr Marquis.

Marquis. Ohne Zweifel, weil der Herr Marquis extravagirt!

Gräfin. Wenigstens ist er der unerträglichste Mensch, den ich kenne. Ja, ja, Sie können es nur glauben, es gibt nichts originaleres, nichts unerhörteres, als ihre Unterredungen mit mir.

Marquis. Ich wundre mich nicht, daß es Ihnen bey der Abneigung, die Sie einmal gegen mich gefaßt haben, so vorkommt.

Gräfin. Nun, Sie sollen gleich sehn. Sie sagen, daß Sie mich lieben; nicht? Und ich glaube Ihnen. Aber lassen Sie uns sehn! Was möchten Sie wohl, daß ich Ihnen zur Antwort gäbe.

Marquis. Was ich möchte? Nun das ist wahrlich sehr schwer zu rathe! Sie wissen das mehr als zu gut.

Gräfin. Nun, hab' ich's nicht gesagt? Heißt das auf meine Frage antworten? Gehn Sie, ich werde Sie niemals lieben, nein, niemals.

Marquis. Desto schlimmer, Gräfin, desto schlimmer! ich hoffe, daß Sie es mir verzeihn werden, wenn mich das eben nicht in die beste Laune gegen Sie setzt.

Gräfin. Lernen Sie doch, daß, wenn man den Leuten sagt, daß man sie liebt, man sie wenigstens fragen muß, was sie davon denken.

Marquis. Wie Sie mich schikaniren!

Gräfin. Es ist nicht mit Ihnen auszuhalten! Lassen Sie wohl.

Marquis. Nun wohl denn, Gräfin, ich liebe Sie; was denken Sie davon? und abermals, was denken Sie davon?

Gräfin. Was ich davon denke? Daß ich es sehr gerne sehe, und abermahls, daß ich es gerne sehe. Denn, wenn ich es nicht so mache, kommen wir niemals zu Ende.

Marquis. Ah Sie sehen es gern? Ich komme wieder zu Athem! Gräfin, erlauben Sie mir, Ihnen die Hand zu küssen u. s. w.

Den Mangel an komischer Kraft ^{m)}, der in allen Komödien dieses Schriftstellers sehr fühlbar ist, und theils aus dem Mangel an Handlung, theils aus seiner gleichsam analysirenden Art Empfindung

J 2

m) Man kann auf Marivaux anwenden, was Johnson von Cœnareve sagt (The Lives of the english poets T. III. S. 57) „Seine Charaktere sind Geschöpfe der Kunst, mit wenig Natur und sehr wenig Leben. Er machte sich eine eigene Idee von komischer Vortreflichkeit, die, seiner Meinung nach, in lustigen Bemerkungen und unerwarteten Antworten bestand: aber was er sich zum Zweck machte, verfehlte er nicht leicht. Seine Scenen enthalten nicht viel Laune, Einbildungskraft oder Leidenschaft: seine Personen sind eine Art von intellectuellen Gladiatoren; der Gedanke ist ein Reich, der verfest werden, oder eine Parade, die den Streich abwenden soll. Die hört der Wettstreit des Witzes auf, und sein Witz ist ein Meteor, das mit abwechselnden blitzen hin und her streicht.“

gen darzustellen, entspringt, hat er durch einen großen Aufwand von Witz zu ersetzen gesucht. Aber das Komische, das nur in den Worten liegt, ist mit dem, was aus der Situation entspringt, in keine Vergleichung zu setzen. Man hat mit Recht gesagt, daß alles, was bey Marivaux belustigend ist, nur ein Lächeln erregt, das auf der Oberfläche schwimmt und nicht in das Innere dringt. Und in der That hat dieser Schriftsteller die Kraft dieses Mittels durch den übermäßigen Gebrauch desselben geschwächt. Alle seine Personen, bis zu dem untersten Bedienten herab, sind witzig, geistreich und fein. Dieses beständige Wetterleuchten des Witzes aber bringt nicht selten die nemliche Empfindung hervor, die in der physischen Welt ein häufiges schnell hervorblühendes und schnell verlöschendes Licht erzeugt: eine Empfindung, die dem Ekel sehr nahe verwandt ist ⁿ⁾.

ⁿ⁾ Marivaux hatte hiervon selbst einige Ahndung. Er verlangte, daß die Schauspieler in seinen Stücken den Schein annehmen müßten, den Werth dessen, was sie sagen, nicht zu fühlen. Indessen hat dieß bey der Auführung große Schwierigkeiten: denn da in diesen Komödien schlechterdings nichts interessant ist als die Reden, so ist zu fürchten, daß sie, bey einem solchen Vortrage, wie Marivaux verlangte, fast ganz leer scheinen würden. Daher fanden auch seine Vertheilungen bey den Schauspielern wenig Eingang. Einer derselben erwiderte ihm: Je jouerai mon rôle d'Amant aussi bêtement qu'il vous conviendra; mais me répondez-vous que le Parterre, et peut-être la moitié des Loges, m'entendent? Gardez-vous, et nous aussi, de supposer à vos spectateurs une intelligence qu'ils

Die Sonderbarkeit des Ausdrucks in den Werken dieses Schriftstellers ist berühmt. Gewöhnliche Gedanken immer auf eine ungewöhnliche Weise zu sagen; immer die natürliche Wendung zu vermeiden, um durch Neuheit zu überraschen o.); kleine

§ 3

n'ont pas; nous leur ferions un honneur dangereux pour nous et peu flatteur pour eux, qui n'en sauraient rien.

Q) Das Gesucht, kostbare auf der einen, und das Gesuchte, familiäre auf der andern Seite war diesem Schriftsteller so geläufig geworden, daß er sich selbst immer auf diese Weise ausdrückte und diese Art des Ausdrucks für Natur hielt. Er sagt in der Vorrede zu einem seiner Stücke: A l'égard du genre de style et de conversation, je conviens qu'il est le même que celui de la Surprise de l'Amour, et de quelques autres pièces; mais je n'ai pas cru pour cela me répéter en l'employant encore ici: ce n'est pas moi que j'ai voulu copier, c'est la nature, c'est le ton de la conversation en général, que j'ai tâché de prendre: ce ton-là a plu extrêmement et plaît encore dans les autres pièces, comme singulier, je crois; mais mon dessein était qu'il plût comme naturel, et c'est peut-être parce-qu'il est effectivement, qu'on le croit singulier, et que, regardé comme tel, on me reproche d'en user toujours. Dieser sonderbare Irrthum und die große Leichtigkeit, mit der sich Marivaux seines seltsamen Stils bediente, ist die einzige Entschuldigung, die ihm zu flatten kommt, und die den Fehler in der That bisweilen vergessen läßt. Dalembert bemerkt mit Recht (S. 153.) daß Marivaux bei dem angeschraubten, kostbaren und unnatürlichen Jargon, den er seine Personen sprechen läßt, das seltene Verdienst besitzt, seinem Dialoge eine große Wahrheit zu geben. „Man halte ihnen, setzt er hinzu, ihren seltsamen Jargon einen Augenblick zu Gute, man nehme an, daß sie keine andere Sprache sprechen könnten, und man wird sehn, daß sie sich immer das sagen und antworten, was sie sich in der Lage, in die sie gesetzt sind, sagen und antworten müssen.“

geseßtem Alter, liebt eine Gräfin; Hortensie einen Chevalier; beyde haben also nicht die mindeste Lust, die erste Bedingung des Testamentes zu erfüllen, eben so wenig, als auf der andern Seite das Legat aufzuopfern. Jedes erräth die Gesinnungen des andern, und beyde hoffen das Legat zu gewinnen, wenn sie sich bereit stellen, eine Verbindung mit einander einzugehn. Der Marquis wünscht indeß vor allen Dingen der Gesinnungen der Gräfin gewiß zu seyn, mit der er in der freundschaftlichsten Verbindung lebt, ohne doch der Liebe noch jemals Erwähnung gethan zu haben. Er zieht sie also wegen seiner Angelegenheiten mit Hortensien zu rathe, und die Gräfin benützt diese Gelegenheit, ihm eine Erklärung so nah zu legen, als es nur immer mit Anstand geschehn kann. Eine Stelle aus dieser Scene, die in *Marivaux* Komödien so viele ihres gleichen hat, wird hier nicht am unrichtigen Orte stehn. Es ist die Rede von Hortensien, und man kann leicht glauben, daß sich die Gräfin nicht eben sehr eingenommen für sie zeigt.

Marquis. Da treffen Sie den rechten Punkt. Sie denkt zu viel an ihre Reize. Um ihr zu gefallen, müßte man sie immer mit Komplimenten unterhalten, und ich gestehe, daß dieses meine Stärke nicht ist. Die Koketterie genirt mich und macht mich stumm.

Gräfin. Ha, ha! Etwas kokett ist sie freylich. Aber fast alle Weiber sind so. Sie werden überall das nämliche finden.

Marquis. Nur bey Ihnen nicht, Gräfin. Mein Gott, was ist das für ein Unterschied! Sie gefallen, ohne daran zu denken, ohne daß es Ihre Schuld ist. Sie wissen nicht einmal, daß Sie liebenswürdig sind; aber andere wissen es für Sie.

Gräfin. Für mich, Marquis? Ich meine, daß auf diesen Punkt andere eben so wenig an mich denken, als ich selbst.

Marquis. Verzeihen Sie. Ich kenne Leute, die Ihnen nicht alles sagen was sie denken.

Gräfin. Und wer wären denn die? Einige gute Freunde wie Sie, ohne Zweifel.

Marquis. Freunde? Von denen ist die Rede nicht. Und, wahrlich, Sie haben noch lange hin, ehe Sie Freunde haben können.

Gräfin. Ich danke Ihnen für das kleine Compliment en passant.

Marquis. Nicht en passant — ich sage es absichtlich.

Gräfin (lächelnd). Wie? Sie behaupten im Ernste, ich könnte keine Freunde haben? Sind Sie denn nicht mein Freund?

Marquis. Verzeihen Sie. Aber es wäre so erstaunlich nicht, wenn ich etwas anders wäre.

Gräfin. Und doch, die Wahrheit zu sagen, würde ich darüber erstaunen.

Marquis. Und noch mehr darüber zürnen!

Gräfin. Erstaunen, sage ich Ihnen. — Ich will indessen gern glauben, daß ich liebenswürdig bin, weil Sie es sagen.

Marquis. O! entzückend. Ich würde mich sehr glücklich preisen, wenn Hortensie Ihnen gliche. Mit Freuden würde ich sie heirathen. Aber jetzt habe ich alle mögliche Mühe, mich dazu zu entschließen.

Gräfin. Das glaube ich Ihnen; aber Ihr Fall wäre noch schlimmer, wenn Sie schon für eine andere Person eingenommen wären.

Marquis. Nun gerade dieser schlimmere Fall ist der meinige.

Gräfin. Wie? Sie lieben eine andere?

Marquis. Von ganzer Seele!

Gräfin (lächelnd). Das habe ich geahndet!

Marquis. Und haben Sie auch die Person geahndet?

Gräfin. Nein. Aber ich hoffe, daß Sie mir sie kennen werden.

Marquis. Sie würden mir ein großes Vergnügen machen, wenn Sie sie errathen wollten.

Gräfin. O warum soll ich mir diese Mühe geben, da Sie hier sind?

Marquis. Sie kennen sie auf das genaueste. Es ist die liebenswürdigste, freymüthigste Frau — sie hat ihres Gleichen nicht — und je mehr ich sie sehe, desto mehr muß ich sie bewundern.

Gräfin. O so heirathen Sie diese Frau und entsagen Hortensien! Sie dürfen sich hier gar nicht besinnen u. s. w.

Ganz unerwarteter Weise verfehlen alle diese Anforderungen ihren Zweck und das mit so vieler Mühe vorbereitete Geständniß bleibt aus, oder es wird vielmehr so zur unrichten Zeit und auf eine so ungeschickte Art vorgebracht, daß der Marquis keine entscheidende Antwort erhalten kann. Man sieht wohl, daß der Dichter noch einiger Mißverständnisse bedurfte und die Personen daher nach seiner Willkühr regiert. Der Marquis muß glauben, daß sein Antrag verschmäht werde. Als er eben im Begriff ist, sich zu entfernen, tritt Hortensie herein, erklärt ihm ihr Verhältniß mit dem Chevalier und verlangt zu wissen, ob der Marquis geneigt sey, die Bedingung des Testaments zu erfüllen. Dieser stellt sich bereit hierzu, um sie zu täuschen, und Hortensie, die seine Absicht erräth, dringt in ihn, sein Versprechen noch dem nämlichen Tag zu erfüllen. Die Situationen, welche hieraus entstehen, bringen fast gar keine Wirkung hervor. Hortensie ist vom Anfange an überzeugt, daß der Marquis sein Wort nicht halten

wird; und dem Marquis steht es jeden Augenblick frey, zurückzutreten, wenn er sich zur Auszahlung des Legats entschließen will. Niemand ist also in Verlegenheit, als die Gräfin, deren Aeußerungen lächerlich sehn würden, wenn sie eine Thörin wäre; aber da uns der Dichter Achtung für sie einflößen wollte, so verzeihen wir es ihm nicht, daß er ihr eine so klägliche Rolle zu spielen gibt. Wir wollen sehen wie sie genöthigt wird die Sache zu endigen:

Marquis. Hier ist der Brief an den Notarius. Aber ich weiß nicht, ob er abgehn wird. Ich bin mit mir selbst nicht eins. Man sagt, daß sie mich zu sprechen verlangen, Gräfin?

Gräfin. Ja, um ein gutes Wort für Lepinen einzulegen. Er hat geglaubt, Ihnen einen Dienst zu erzeigen, und er fürchtet seinen Abschied zu bekommen. Sie werden mich verpflichten, wenn Sie ihn behalten; und ich hoffe, daß Sie mir diese Gefälligkeit nicht abschlagen werden; da Sie sagen, daß Sie mich lieben.

Marquis. Allerdings liebe ich Sie und werde Sie nur noch allzu lange lieben.

Gräfin. Ich hindere Sie nicht daran.

Marquis. Eh, ich möchte auch sehn, wie Sie das anfangen wollten, da ich mich selbst nicht daran hindern kann.

Gräfin.

Gräfin. Ha, ha, ha! dieser brüste Ton macht mich lachen.

Marquis. O, die Sache ist auch sehr lustig!

Gräfin. Lustiger als Sie denken.

Marquis. Nun, auf Ehre, ich denke, daß ich Sie in meinem Leben nicht gesehn haben möchte!

Gräfin. Ihre Neigung drückt sich mit unendlicher Anmuth aus.

Marquis. Was Anmuth! Wozu könnte mir die helfen? Ist es Ihrem Herzen nicht gefällig gewesen, mich hassenswürdig zu finden?

Gräfin. Sie machen mich ungeduldig mit Ihrer Schimäre von Haß! Was haben Sie nur in aller Welt für Beweise von meinem Haße gegen Sie? Von meiner Geduld zwar habe ich Ihnen Beweise genug gegeben, da ich Ihre sonderbaren Unterhaltungen so oft angehört habe. Habe ich Ihnen nur je ein Wort von dem gesagt, was Sie mich sagen lassen: daß Sie mich unwillig machten, daß ich Sie haßte, daß ich Ihrer spottete? Läuter Schimären, die Sie aus Ihrem eigenen Kopfe nehmen, und die Gefälligkeit haben mir zuzuschreiben; Schimären, die Sie vergrößern und vermehren, so oft Sie mir antworten, oder mir zu antworten glauben. Denn in der That, lieber Marquis, Sie sind unglaublich linksch, Ihre Antworten passen eben nicht mehr auf mich, als auf jemanden, der Sie in seinem Leben nicht

gesprachen hätte; und doch beklagen sich der Herr Marquis.

Marquis. Ohne Zweifel, weil der Herr Marquis extravagirt!

Gräfin. Wenigstens ist er der unerträglichste Mensch, den ich kenne. Ja, ja, Sie können es nur glauben, es gibt nichts originaleres, nichts unerhörteres, als ihre Unterredungen mit mir.

Marquis. Ich wundre mich nicht, daß es Ihnen bey der Abneigung, die Sie einmal gegen mich gefaßt haben, so vorkommt.

Gräfin. Nun, Sie sollen gleich sehn. Sie sagen, daß Sie mich lieben; nicht? Und ich glaube Ihnen. Aber lassen Sie uns sehn! Was möchten Sie wohl, daß ich Ihnen zur Antwort gäbe.

Marquis. Was ich möchte? Nun das ist wahrlich sehr schwer zu rathe! Sie wissen das mehr als zu gut.

Gräfin. Nun, hab' ich's nicht gesagt? Heißt das auf meine Frage antworten? Gehn Sie, ich werde Sie niemals lieben, nein, niemals.

Marquis. Desto schlimmer, Gräfin, desto schlimmer! ich hoffe, daß Sie es mir verzeihn werden, wenn mich das eben nicht in die beste Laune gegen Sie setzt.

Gräfin. Lernen Sie doch, daß, wenn man den Leuten sagt, daß man sie liebt, man sie wenigstens fragen muß, was sie davon denken.

Marquis. Wie Sie mich schikaniren!

Gräfin. Es ist nicht mit Ihnen auszuhalten! Lassen Sie wohl.

Marquis. Nun wohl denn, Gräfin, ich liebe Sie; was denken Sie davon? und abermals, was denken Sie davon?

Gräfin. Was ich davon denke? Daß ich es sehr gerne sehe, und abermahls, daß ich es gerne sehe. Denn, wenn ich es nicht so mache, kommen wir niemals zu Ende.

Marquis. Ah Sie sehen es gern? Ich komme wieder zu Athem! Gräfin, erlauben Sie mir, Ihnen die Hand zu küssen u. s. w.

Den Mangel an komischer Kraft ^{m)}, der in allen Komödien dieses Schriftstellers sehr fühlbar ist, und theils aus dem Mangel an Handlung, theils aus seiner gleichsam analysirenden Art Empfindung

J 2

^{m)} Man kann auf Marivaux anwenden, was Johnson von Cœneve sagt (The Lives of the english poets T. III. S. 57) „Seine Charaktere sind Geschöpfe der Kunst, mit wenig Natur und sehr wenig Leben. Er machte sich eine eigene Idee von komischer Vortreflichkeit, die, seiner Meinung nach, in lustigen Bemerkungen und unerwarteten Antworten bestand: aber was er sich zum Zwecke machte, verfehlte er nicht leicht. Seine Scenen enthalten nicht viel Laune, Einbildungskraft oder Leidenschaft: seine Personen sind eine Art von intellectuellen Gladiatoren: der Gedanke ist ein Reich, der verfest werden, oder eine Parade, die den Streich abwenden soll. Die hört der Wettstreit des Witzes auf, und sein Witz ist ein Meteor, das mit abwechselnden blitzen hin und her streicht.“

gen darzustellen, entspringt, hat er durch einen großen Aufwand von Witz zu ersetzen gesucht. Aber das Komische, das nur in den Worten liegt, ist mit dem, was aus der Situation entspringt, in keine Vergleichung zu setzen. Man hat mit Recht gesagt, daß alles, was bey Marivaux belustigend ist, nur ein Lächeln erregt, das auf der Oberfläche schwimmt und nicht in das Innere dringt. Und in der That hat dieser Schriftsteller die Kraft dieses Mittels durch den übermäßigen Gebrauch desselben geschwächt. Alle seine Personen, bis zu dem untersten Bedienten herab, sind witzig, geistreich und fein. Dieses beständige Wetterleuchten des Witzes aber bringt nicht selten die nemliche Empfindung hervor, die in der physischen Welt ein häufiges schnell hervorblühendes und schnell verlöschendes Licht erzeugt: eine Empfindung, die dem Ekel sehr nahe verwandt ist ⁿ⁾.

ⁿ⁾ Marivaux hatte hiervon selbst einige Ahndung. Er verlangte, daß die Schauspieler in seinen Stücken den Schein annehmen müßten, den Werth dessen, was sie sagen, nicht zu fühlen. Indessen hat dies bey der Auführung große Schwierigkeiten: denn da in diesen Komödien schlechterdings nichts interessant ist als die Reden, so ist zu fürchten, daß sie, bey einem solchen Vortrage, wie Marivaux verlangte, fast ganz leer scheinen würden. Daher fanden auch seine Vertheilungen bey den Schauspielern wenig Eingang. Einer derselben erwiderte ihm: Je jouerai mon rôle d'Amant aussi bêtement qu'il vous conviendra; mais me répondez-vous que le Parterre, et peut-être la moitié des Loges, m'entendent? Gardez-vous, et nous aussi, de supposer à vos spectateurs une intelligence qu'ils

Die Sonderbarkeit des Ausdrucks in den Werken dieses Schriftstellers ist berühmt. Gewöhnliche Gedanken immer auf eine ungewöhnliche Weise zu sagen; immer die natürliche Wendung zu vermeiden, um durch Neuheit zu überraschen o.); kleine

J 3

n'ont pas; nous leur ferions un honneur dangereux pour nous et peu flatteur pour eux, qui n'en sauraient rien.

Q) Das Gesucht, kostbare auf der einen, und das Gesucht, familiäre auf der andern Seite war diesem Schriftsteller so geläufig geworden, daß er sich selbst immer auf diese Weise ausdrückte und diese Art des Ausdrucks für Natur hielt. Er sagt in der Vorrede zu einem seiner Stücke: A l'égard du genre de style et de conversation, je conviens qu'il est le même que celui de la Surprise de l'Amour, et de quelques autres pièces; mais je n'ai pas cru pour cela me répéter en l'employant encore ici: ce n'est pas moi que j'ai voulu copier, c'est la nature, c'est le ton de la conversation en général, que j'ai tâché de prendre: ce ton-là a plu extrêmement et plaît encore dans les autres pièces, comme singulier, je crois; mais mon dessein était qu'il plut comme naturel, et c'est peut-être parce-qu'il est effectivement, qu'on le croit singulier, et que, regardé comme tel, on me reproche d'en user toujours. Dieser sonderbare Irrthum und die große Leichtigkeit, mit der sich Marivaux seines seltsamen Stils bediente, ist die einzige Entschuldigung, die ihm zu flatten kommt, und die den Fehler in der That bisweilen vergessen läßt. Dalembergt bemerkt mit Recht (S. 153.) daß Marivaux bey dem geschraubten, kostbaren und unnatürlichen Jargon, den er seine Personen sprechen läßt, das seltene Verdienst besitzt, seinem Dialoge eine große Wahrheit zu geben. „Man halte ihnen, setzt er hinzu, ihren seltsamen Jargon einen Augenblick zu Gute, man nehme an, daß sie keine andere Sprache sprechen könnten, und man wird sehn, daß sie sich immer das sagen und antworten, was sie sich in der Lage, in die sie gesetzt sind, sagen und antworten müssen.“

Gedanken von allen Seiten zu zeigen; immer fein und überfein seyn zu wollen; das ist es, was man mit Einem Worte Marivaudage nennt p).

Was konnte Marivaux auch viel anders thun? Situationen, dergleichen er zu schaffen pflegt, erlauben kaum eine andere Sprache, und die Flachheit der Charaktere und Empfindungen zu verbergen, gab es kein Mittel, als eine Art des Ausdrucks, welche Tiefe heuchelt. Was sind die Menschen in Marivaux Schauspielen? Die besten sind leer, die leidenschaftlichsten kalt. Uechter Adel der Seele, reine Schönheit der Natur, Kraft des Charakters, dieß und alles was daraus entspringt und damit verwandt ist, war diesem Schriftsteller ziemlich fremd.

p) Eine treffende Vergleichung der Manier Fontenelle's, die in ihrer Art ebenfalls sonderbar genau ist, und der Manier unsers Schriftstellers aus Dalember's Eloge S. 98 wird hier nicht an der unrichtigen Stelle stehen: Fontenelle affecte quelque fois la familiarité dans l'expression des idées les plus nobles; Marivaux, la singularité dans celles des idées les plus communes: le premier rend la fin elle même avec simplicité: le second, la naïveté même avec affectation: Fontenelle ne dit souvent que la moitié de sa pensée, en ayant soin de faire entendre le reste; M. de Marivaux dit toute la sienne, en détail même jusqu'aux moindres faces; et l'on pourrait dire avec quelquesuns de ses Censeurs, qu'il ne quitte pas une phrase qu'il ne l'ait gâtée, si sa première façon de la dire n'était pas pour l'ordinaire, aussi peu naturelle que les autres: le premier peint la nature humaine en philosophe; le second les individus en observateur.

Wollen wir sehen, wie er die unverderbte, naive Natur faßt, so dürfen wir unsre Blicke nur auf jene Kinder werfen ²⁾ die, in einer vollkommenen Abgeschlossenheit von der Welt erzogen, nur einige schwarze Erzieher haben können lernen, die sie in einer gänzlichen Unwissenheit über die Welt außer ihnen gelassen haben. Zum erstenmal haben sie nun Geschöpfe ihres gleichen gesehn. Die junge Aegle hat die Bekanntschaft des liebenswürdigen Azor gemacht, der ihr Herz gewinnt, indem er ihrer Eitelkeit schmeichelt. Man sagt ihnen, daß sie sich bisweilen trennen müssen, um sich immer mit derselben Lebhaftigkeit lieben zu können. Azor hat sich entfernt, und Aegle ist mit ihrem Spiegel, den sie so eben erst zum Geschenk erhalten hat, allein geblieben. »Ich habe Unrecht gehabt ihn wegzuschicken, sagt sie, indem sie sich in ihrem Spiegel betrachtet; Carise und Mesfrou wissen nicht, was sie wollen. Um den Gegenstand, den ich hier vor mir sehe, ewig zu lieben, hätte er sich nicht zu entfernen gebraucht. — Ich will mich doch hier an den Bach setzen, so habe ich noch einen Spiegel mehr. — Aber was seh' ich? noch eine Person!

Adine. Ha! was ist denn das für ein neuer Gegenstand?

J 4

2) In dem Schauspiele La Dispute.

136 Pierre - Corlet de Marivaux.

Aegle. Sie betrachtet mich mit Aufmerksamkeit, aber sie bewundert mich nicht. Das ist kein Azor (sie betrachtet sich im Spiegel); noch viel weniger eine Aegle; und doch, glaube ich, vergleicht sie sich mit mir.

Adine. Ich weiß nicht, was ich aus dieser Gestalt machen soll; ich weiß selbst nicht, was ihr fehlt, aber sie hat etwas außerordentlich uninteressantes.

Aegle. Sie ist von einer Art, die mir gar nicht ansteht.

Adine. Ob sie wohl sprechen kann? — Wir wollen doch sehen! — Bist Du eine Person?

Aegle. Schöne Frage! Ich denke, allerdings.

Adine. Man! Und du hast mir nichts zu sagen?

Aegle. Nein! gewöhnlich kommt man mir zuvor; mich redet man an.

Adine. Aber bist du nicht entzückt, mich zu sehn?

Aegle. Dich? Ich entzücke andere.

Adine. Wie? Du bist nicht vergnügt über meinen Anblick?

Aegle. Weder vergnügt, noch traurig. Ganz gleichgültig.

Adine. Das ist doch sonderbar. Du betrachtest mich, ich zeige mich dir, und du fühlst nichts. Das macht, weil du wo anders hin siehst. Be-

trachte mich doch mit Aufmerksamkeit! Nun! wie findest du mich? u. s. w.

In diesem Geiste hat Marivaux überall die menschliche Natur behandelt. Was er uns für Nativität bietet, ist nur die Enthüllung einer ungemessenen kleinlichen Eitelkeit, nicht des reinen Naturgefühls, das bisweilen unerwarteterweise seine gefunden und frischen Blüthen zwischen den Ranken der Verkünstlung hervortreibt. Wenn uns dieses entzückt und rührt, lockt uns jenes kaum mehr als ein spöttisches Lächeln ab.

Es bleibt uns noch übrig einige Worte über Marivaux Romane zu sagen *). Derselbe Geist, der die Schauspiele dieses Schriftstellers besetzt, herrscht auch in jenen; denn seine Komödien sind Romane in dialogischer Form. Aber das Analysiren jeder Empfindung steht in dem Roman: doch mehr an seiner Stelle als auf der Bühne; und die Feinheit der psychologischen Untersuchungen würde hier oft belehrend und bisweilen selbst unterhaltend seyn, wenn Marivaux nicht jeden Augenblick den Fa-

§ 5.

*) Marivaux erster Roman war Pharsamon ou les nouvelles folies romanesques, in welchem er den Don Quichotte nachahmen wollte. Das Unternehmen mißlang. Mehr Glück machte Marianne und der Paysan parvenu.

den der Erzählung abbräche, um gleichsam ihre Wahrheit durch philosophische Beweise zu bekräftigen.

In den beyden Romanen, von denen hier die Rede ist, in der Marianne und dem Paysan parvenu, aber ganz vorzüglich in dem letztern, herrscht eine gemeine und oft sogar eine geistlose Natur. Die Darstellung der edlern Charaktere ist schwach und meistens nur als Schilderung erträglich; besser gelingt ihm die Darstellung gemeiner Seelen. Diese sind in beyden Romanen überall anzutreffen, und wo man sie antrifft, kommt man sobald nicht von ihnen weg. Der Charakter einer Dalain im Paysan parvenu, einer Dutour in der Marianne ist Natur; aber eine Natur, die in die äußersten Winkel eines Gemäldes verwiesen, nicht, wie hier, auf dem Mittelgrunde selbst einen so großen Raum einnehmen sollte.

Die Kunst, einen kleinen Raum in unendlich viele Theile zu spalten, sich immer zu bewegen, ohne doch sonderlich vorwärts zu kommen, — diese Kunst, in welcher Marivaux größtes Talent bestand — ist in diesen Romanen noch sichtbarer als in den Schauspielen. Das Detail seiner Erzählungen ist unendlich und artet oft in eine weibische Weit-
schweifigkeit in der Aufzählung geringfügiger Um-

stände aus, die zu keinem Zwecke führen und den Geist unbeschäftigt lassen.

Der beste Theil dieser Romane besteht in den Schilderungen von Charakteren, in denen man bisweilen La Bruyeres Feinheit, aber nicht leicht die Energie seines markigen Pinsels findet *).

Tiefgreifende Züge, die nicht bloß ein beobachtendes Auge, sondern Innigkeit und Allgemeinheit des Gefühls voraussetzen, sind auch in den belebtesten Situationen nur selten und die Fülle der Worte deckt die Armuth der Empfindung nicht. Nur selten trifft man auf einen empfundenen Zug, wie jener

*) Oft sind sie mit einer spitzfindigen Feinheit ausgemalt, welche die Stelle treffender Kraft ersetzen soll. Ich will hier nur Eine Probe aus der *Marianne* anführen (IV. Part. S. 306 ed. d. Erf.) die in Rücksicht auf Spitzfindigkeit, geschnittenen Ausdruck und ermüdende Wiederholungen charakteristisch, aber in diesen Romanen keineswegs einzig ist: *Madame Dorcin était belle; encore n'est ce pas-là dire ce qu'elle était. Ce n'aurait pas été la première idée qu'on eût eu d'elle en la voyant: on avait quelque chose de plus pressé à sentir, et voici un moyen de me faire entendre. Persuadons la beauté, et supposons qu'elle s'ennuie d'être si sérieusement belle, qu'elle veuille essayer du seul plaisir de plaire, qu'elle tempère sa beauté sans la perdre, et qu'elle se déguise en grace: c'est à Madame Dorcin à qui elle voudra ressembler; et voilà le portrait que vous devez vous faire de cette Dame. — Ajoutez à présent une âme qui passe à tout moment sur cette physionomie, qui va y peindre tout ce qu'elle sent, qui y répand l'air de tout ce qu'elle est, qui la rend aussi spirituelle, aussi délicate, aussi vive qu'elle l'est tout à tour elle-même: jugez par là les accidens de force, de grace, de finesse, et de l'infinité des expressions rapides qu'on voyait sur ce visage etc.*

in der Geschichte Mariannens, die, ohne ihre Schuld von der ganzen Welt verlassen, auf den geräuschvollen Straßen der Hauptstadt umherirrt, sich mitten in dem Gewühle der Menschen so einsam fühlt, mit dumpfen Staunen die bewohnten Häuser betrachtet und dann bey sich denkt: „Alles, was ich hier sehe, hat nicht die geringste Beziehung auf mich.“ Und dann: „Wie glücklich sind diese Menschen! Jeder von ihnen hat seinen Platz und seine Grenzstätte. Die Nacht wird kommen, und sie werden alle von hier verschwunden seyn; jedes hat sich dann nach Hause begeben. Aber ich weiß nicht, wo ich hingehen soll. Mich erwartet niemand; niemand wird bemerken, daß ich fehle!“

Martin Opitz^{a)}

und einige seiner Nachfolger

Wenn das einmüthige Lob der Zeitgenossen und der, Jahrhunderte lang fortbauernde, Nachhall

- ^{a)} Er wurde den 23. Sept. 1597 zu Bunzlau in Schlesien geboren, studirte hier und auf dem Magdalensäum in Breslau die alten Sprachen, ging 1618 auf die Universität Frankfurt an der Oder, und besuchte nachher noch Heidelberg, Straßburg und Tübingen. Im Jahr 1620 begleitete er einen jungen Adnen nach Holland und erhielt 1622 von dem Fürsten Gaöriel Bethlem in Siebenbürgen einen Ruf an das neugestiftete Gymnasium zu Weiskenburg, wo er als Professor mehrere alte Schriftsteller erklärte und den Plan zu einer Dacia antiqua entwarf, einem Werke, das die Alterthümer der genannten Provinz erörtern sollte, aber nie im Drucke erschienen ist. Aus Siebenbürgen, wo ihm weder Lust noch Lebensart zusanten, kehrte er schon im Jahre 1623 nach Schlesien zurück, erhielt von dem Herzoge in Liegnitz den Titel als Rath, bealeitete, nachdem er verschiedene Reisen in und außer seinem Vaterlande gemacht hatte, den liegnikischen Hofrath Kirchner nach Wien, und wurde daselbst von dem Kaiser Ferdinand dem zweiten zum Poeten gekrönt. Im Jahr 1626 nahm er die Stelle eines Secretairs bei dem Burggrafen von Dehna an, ward gegen 1628 vom Kaiser, unter dem Namen Opitz von Boberfeld, in den Adelsstand erhoben, reiste 1630

desselben über den Werth der Schriftsteller entscheiden könnten, so wäre keines Dichters Ruhm fester gegründet, als Opitzens seiner. Wir mögen zurückgehen in die Zeiten, in denen er lebte, oder die Aeußerungen späterer Kritiker über ihn sammeln, — immer und überall scheint man sich das Wort gegeben zu haben, ihn zu erheben und als den Schöpfer der deutschen Dichtkunst zu preisen. Durch ihn, glaubte Flemming, habe die deutsche Sprache das Ziel errungen, das sie zu erringen geschickt sey 6);

auf Kosten des Burggrafen nach Paris und trat, als dieser 1633 starb, in die Dienste der Herzoge zu Liegnitz und Brieg. Im Jahr 1635 ließ er sich mit Genehmigung seines Gönners, des Herzogs Johann Christian in Danzig nieder, ward das Jahr darauf königlich polnischer Historiograph, und Sekretair, und starb den 6. August 1639 an der Pest (Man sehe Umständliche Nachricht von des Schlesiers Martin Opitz von Hoberfeld Leben, Tod und Schriften, herausgegeben von Kaspar Gottlieb Lindner. Leipzig 1740 Zwen Theile.) Die erste Ausgabe von Opitzens Gedichten erschien durch die Besorgung seines Freundes Zinzars 1624 zu Straßburg in 4. die zweite, von ihm selbst verbesserte und vermehrte, 1635 zu Breslau in 4. Eine kritische Ausgabe, von der aber nur der erste Theil herausgekommen ist, unternahm Bodmer zu Zürich 1735 in 8. eine vollständige, aber nichts weniger als kritische, lieferte Triller in vier Bänden in 8. 1746 zu Frankfurt an Main. Einen ansehnlichen, zum Theil aus noch ungedruckten Stücken bestehenden, Apparat zu einer neuen Ausgabe, den der Rector Arletius zu Breslau gesammelt hat, verwahrt die elisabethanische Bibliothek daseibst. (Man vergleiche hierüber den Neuen Bücheraal Th. VII, S. 25..)

6) Wie übermäßig hoch Flemming Opitzens Werth und Ruhm anschlug, kann folgende Stelle aus einem Ge-

in ihm glaubten die Schweizer, als Haller bereits gesungen hatte, noch immer das Muster der Nachahmung für sich und andere zu finden c); von ihm reden Kenner heute noch, wenn auch nicht mit Begeisterung, doch mit feltner Achtung und ungewöhnlicher Zurückhaltung. Eine so allgemeine und alte Bewunderung, gegen die kaum hier und da ein leiser und gleichsam wie verloren hingeworfener Zweifel hervortritt, als ungegründet zu verwerfen, oder

Lichte an den deutschen Oberdollmetscher Nienborg in Rußland. Lehren.

Was war er, (heißt es unter andern,) als nicht
 zahm,
 Der angelehrte Rhein. Als nur mein Dops kam,
 Und ließ den schönen Ton erst um den Bober
 schallen.
 So sagt man, hab' es ihm so überwohl gefallen,
 Daß er sein schlicht Haupt hat dreymahl hoch em-
 pört,
 Und dreymahl laut geächzt. Die nahe Meise hört
 Und schrie es weiter auf. Der alte Neckar lachte,
 Die niederdeutsche Maas entsetzte sich, und dachte:
 Was ist dieß für ein Lied das höher wird geführt,
 Als meine Künstler thun? Drum ist er auch ge-
 zert,
 Als keiner noch vor ihm. Der Tajo kann ihn
 nennen,
 Die Seine lobet ihn, die Themse wird ihn kennen.
 So seh' ich selbstten ist, daß eurer Wolga auch
 Er nicht ist unbekannt. Das ist der Tugend Brauch,
 Sie dringt durch alle Welt. Nun glaub' ich, daß
 dem Tiger
 Er unbewußt nicht sen, ingleichen auch dem Neger,
 Und wo Maragnon braust, u. s. w.

c) Man sehe in der Sammlung zürcherischer Streitschris-
 ten. Stück 2. S. 83. und St. 9. S. 3.

136 Pierre - Earet de Marivaux.

Aegle. Sie betrachtet mich mit Aufmerksamkeit, aber sie bewundert mich nicht. Das ist kein Azor (sie betrachtet sich im Spiegel); noch viel weniger eine Aegle; und doch, glaube ich, vergleicht sie sich mit mir.

Adine. Ich weiß nicht, was ich aus dieser Gestalt machen soll; ich weiß selbst nicht, was ihr fehlt, aber sie hat etwas außerordentlich uninteressantes.

Aegle. Sie ist von einer Art, die mir gar nicht ansteht.

Adine. Ob sie wohl sprechen kann? — Wir wollen doch sehen! — Bist Du eine Person?

Aegle. Schöne Frage! Ich denke, allerdings.

Adine. Man! Und du hast mir nichts zu sagen?

Aegle. Nein! gewöhnlich kommt man mir zuvor; mich redet man an.

Adine. Aber bist du nicht entzückt, mich zu sehn?

Aegle. Dich? Ich entzücke andere.

Adine. Wie? Du bist nicht vergnügt über meinen Anblick?

Aegle. Weder vergnügt, noch traurig. Ganz gleichgültig.

Adine. Das ist doch sonderbar. Du betrachtest mich, ich zeige mich dir, und du fühlst nichts. Das macht, weil du wo anders hin siehst. Be-

trachte mich doch mit Aufmerksamkeit! Nun! wie findest du mich? u. s. w.

In diesem Geiste hat Marivaux überall die menschliche Natur behandelt. Was er uns für Nativität bietet, ist nur die Enthüllung einer ungemessenen kleinlichen Eitelkeit, nicht des reinen Naturgefühls, das bisweilen unerwarteterweise seine gefunden und frischen Blüthen zwischen den Ranken der Verkünstlung hervortreibt. Wenn uns dieses entzückt und rührt, lockt uns jenes kaum mehr als ein spöttisches Lächeln ab.

Es bleibt uns noch übrig einige Worte über Marivaux Romane zu sagen *). Derselbe Geist, der die Schauspiele dieses Schriftstellers beseelt, herrscht auch in jenen; denn seine Komödien sind Romane in dialogischer Form. Aber das Analysiren jeder Empfindung steht in dem Roman? doch mehr an seiner Stelle als auf der Bühne; und die Feinheit der psychologischen Untersuchungen würde hier oft belehrend und bisweilen selbst unterhaltend seyn, wenn Marivaux nicht jeden Augenblick den Fa-

J 5.

*) Marivaux erster Roman war Pharsamon ou les nouvelles folies romanesques, in welchem er den Don Quichotte nachahmen wollte. Das Unternehmen mißlang. Mehr Glück machte Mariamne und der Paysan parvenu.

den der Erzählung abbräche, um gleichsam ihre Wahrheit durch philosophische Beweise zu beurfunden.

In den beyden Romanen, von denen hier die Rede ist, in der Marianne und dem Paysan parvenu, aber ganz vorzüglich in dem letztern, herrscht eine gemeine und oft sogar eine geistlose Natur. Die Darstellung der edlern Charaktere ist schwach und meistens nur als Schilderung erträglich; besser gelingt ihm die Darstellung gemeiner Seelen. Diese sind in beyden Romanen überall anzutreffen, und wo man sie antrifft, kommt man sobald nicht von ihnen weg. Der Charakter einer Dalain im Paysan parvenu, einer Dutour in der Marianne ist Natur; aber eine Natur, die in die äußersten Winkel eines Gemäldes verwiesen, nicht, wie hier, auf dem Mittelgrunde selbst einen so großen Raum einnehmen sollte.

Die Kunst, einen kleinen Raum in unendlich viele Theile zu spalten, sich immer zu bewegen, ohne doch sonderlich vorwärts zu kommen, — diese Kunst, in welcher Marivaux größtes Talent bestand — ist in diesen Romanen noch sichtbarer als in den Schauspielen. Das Detail seiner Erzählungen ist unendlich und artet oft in eine weibische Weit-
schweifigkeit in der Aufzählung geringfügiger Um-

stände aus, die zu keinem Zwecke führen und den Geist unbeschäftigt lassen.

Der beste Theil dieser Romane besteht in den Schilderungen von Charakteren, in denen man bisweilen La Bruyeres Feinheit, aber nicht leicht die Energie seines markigen Pinsels findet *).

Tiefgreifende Züge, die nicht bloß ein beobachtendes Auge, sondern Innigkeit und Allgemeinheit des Gefühls voraussetzen, sind auch in den belebtesten Situationen nur selten und die Fülle der Worte deckt die Armuth der Empfindung nicht. Nur selten trifft man auf einen empfundenen Zug, wie jener

*) Oft sind sie mit einer spitzfindigen Feinheit ausgemalt, welche die Stelle treffender Kraft ersetzen soll. Ich will hier nur Eine Probe aus der *Marianne* anführen (IV. Part. S. 306. ed. d. Erf.) die in Rücksicht auf Spitzfindigkeit, geschraubten Ausdruck und ermüdende Wiederholungen charakteristisch, aber in diesen Romanen keineswegs einzig ist: *Madame Dorlin était belle; encore n'est ce pas-là dire ce qu'elle était. Ce n'aurait pas été la première idée qu'on eût eu d'elle en la voyant; on avait quelque chose de plus pressé à sentir, et voici un moyen de me faire entendre. Personne n'ignore la beauté, et supposons qu'elle s'ennuie d'être si sérieusement belle, qu'elle veuille essayer du seul plaisir de plaire, qu'elle tempère sa beauté sans la perdre, et qu'elle se déguise en grace: c'est à Madame Dorlin à qui elle voudra ressembler; et voilà le portrait que vous devez vous faire de cette Dame. — Ajoutez à présent une âme qui passe à tout moment sur cette physionomie, qui va y peindre tout ce qu'elle sent, qui y répand l'air de tout ce qu'elle est, qui la rend aussi spirituelle, aussi délicate, aussi vive qu'elle l'est tout à tour elle-même: jugez par là les accidens de force, de grace, de finesse, et de l'infinité des expressions rapides qu'on voyait sur ce visage etc.*

in der Geschichte Mariannens, die, ohne ihre Schuld von der ganzen Welt verlassen, auf den geräuschvollen Straßen der Hauptstadt umherirrt, sich mitten in dem Gewühle der Menschen so einsam fühlt, mit dumpfen Staunen die bewohnten Häuser betrachtet und dann bey sich denkt: „Alles, was ich hier sehe, hat nicht die geringste Beziehung auf mich.“ Und dann: „Wie glücklich sind diese Menschen! Jeder von ihnen hat seinen Platz und seine Grenzstätte. Die Nacht wird kommen, und sie werden alle von hier verschwunden seyn; jedes hat sich dann nach Hause begeben. Aber ich weiß nicht, wo ich hingehen soll. Mich erwartet niemand; niemand wird bemerken, daß ich fehle!“

Martin Opitz^{a)}

und

einige seiner Nachfolger

Wenn das einmüthige Lob der Zeitgenossen und der, Jahrhunderte lang fortbauernde, Nachhall

- a) Er wurde den 23. Sept. 1597 zu Bunzlau in Schlesien geboren, studirte hier und auf dem Magdalensäum in Breslau die alten Sprachen, ging 1618 auf die Universität Frankfurt an der Oder, und besuchte nachher noch Heidelberg, Straßburg und Tübingen. Im Jahr 1620 begleitete er einen jungen Dänen nach Holland und erhielt 1622 von dem Fürsten Gáriel Berthlem in Siebenbürgen einen Ruf an das neugegründete Gymnasium zu Weissenburg, wo er als Professor mehrere alte Schriftsteller erklärte und den Plan zu einer *Dacia antiqua* entwarf, einem Werke, das die Alterthümer der genannten Provinz erörtern sollte, aber nie im Drucke erschienen ist. Aus Siebenbürgen, wo ihm weder Lust noch Lebensart zusahen, kehrte er schon im Jahre 1623 nach Schlesien zurück, erhielt von dem Herzoge in Liegnitz den Titel als Rath, begleitete, nachdem er verschiedene Reisen in und außer seinem Vaterlande gemacht hatte, den lieantischen Hofrath Kirchner nach Wien, und wurde daselbst von dem Kaiser Ferdinand dem zweiten zum Poeten gekrönt. Im Jahr 1626 nahm er die Stelle eines Secretairs bei dem Burggrafen von Dehna an, ward gegen 1628 vom Kaiser, unter dem Namen Opitz von Bobersfeld, in den Adelsstand erhoben, starb 1639

desselben über den Werth der Schriftsteller entscheiden könnten, so wäre keines Dichters Ruhm fester gegründet, als Opitzens seiner. Wir mögen zurückgehen in die Zeiten, in denen er lebte, oder die Aeußerungen späterer Kritiker über ihn sammeln, — immer und überall scheint man sich das Wort gegeben zu haben, ihn zu erheben und als den Schöpfer der deutschen Dichtkunst zu preisen. Durch ihn, glaubte Flemming, habe die deutsche Sprache das Ziel errungen, das sie zu erringen geschickt sey 6);

auf Kosten des Burggrafen nach Paris und trat, als dieser 1633 starb, in die Dienste der Herzoge zu Liegnitz und Brieg. Im Jahr 1635 ließ er sich mit Genehmigung seines Gönners, des Herzogs Johann Christian in Danzig nieder, ward das Jahr darauf königlich polnischer Historiograph, und Sekretair, und starb den 6. August 1639 an der Pest (Man sehe Umständliche Nachricht von des Schlesiens Martin Opitz von Hohersfeld Leben, Tod und Schriften, herausgegeben von Rudolph Gottlieb Lindner. Hirschberg 1740 Zwen Theile.) Die erste Ausgabe von Opitzens Gedichten erschien durch die Besorgung seines Freundes Zinzars 1624 zu Straßburg in 4. die zweite, von ihm selbst verbesserte und vermehrte, 165 zu Breslau in 4. Eine kritische Ausgabe, von der aber nur der erste Theil herausgekommen ist, unternahm Bodmer zu Zürich 1755 in 8. eine vollständige, aber nichts weniger als kritische, lieferte Triller in vier Bänden in 8. 1746 zu Frankfurt am Main. Einen anscheinlichen, zum Theil aus noch ungedruckten Stücken bestehenden, Arrivat zu einer neuen Ausgabe, den der Rector Arletius zu Breslau gesammelt hat, vermehrt die elisabethanische Bibliothek daseibst. (Man vergleiche hierüber den Neuen Büchersaal Th. VII, S. 25..)

6) Wie übermäßig hoch Flemming Opitzens Werth und Ruhm anschlug, kann folgende Stelle aus einem Ge-

in ihm glaubten die Schweizer, als Haller bereits gesungen hatte, noch immer das Muster der Nachahmung für sich und andere zu finden c); von ihm reden Kenner heute noch, wenn auch nicht mit Begeisterung, doch mit feltner Achtung und ungewöhnlicher Zurückhaltung. Eine so allgemeine und alte Bewunderung, gegen die kaum hier und da ein leiser und gleichsam wie verloren hingeworfener Zweifel hervortritt, als ungegründet zu verwerfen, oder

Lichte an den deutschen Oberdollmetscher Nienborg in Rußland lehren,

Was war er, (heißt es unter andern,) als nicht
 zahn,
 Der angelehrte Rhein. Als nur mein Dols kam,
 Und ließ den schönen Ton erst um den Bober
 schallen.
 So sagt man, hab' es ihm so überwohl gefallen,
 Daß er sein schlicht Haupt hat dreymahl hoch em-
 pört,
 Und dreymahl laut gejauchzt. Die nahe Meise hört
 Und schrie es weiter aus. Der alte Neckar lachte,
 Die niederdeutsche Maas entsetzte sich, und dachte:
 Was ist dieß für ein Lied das höher wird geführt,
 Als meine Künstler thun? Drum ist er auch ge-
 zert,
 Als keiner noch vor ihm. Der Tajo kann ihn
 nennen,
 Die Seine lobet ihn, die Themse wird ihn kennen.
 So seh' ich selbstest ist, daß eurer Welaa auch
 Er nicht ist unbekannt. Das ist der Tugend Brauch,
 Sie dringt durch alle Welt. Nun glaub' ich, daß
 dem Tiger
 Er unbewußt nicht sen, ingleichen auch dem Neger,
 Und wo Maragnon braußt, u. s. w.

c) Man sehe in der Sammlung Zürcherischer Streitschris-
 ten. Stück 2. S. 83. und St. 9. S. 3.

als übertrieben in ihre Gränzen zurückweisen zu wollen, scheint allerdings etwas kühn, oder wenigstens nicht von aller Annahme frey. Indeß, warum sollte man nicht prüfen, was einer genauern Prüfung werth ist, und eine Untersuchung erneuern, die man nicht für geschlossen erkennt? Hören wir zuvörderst die Stimme eines einsichtsvollen und geschätzten Kunstrichters unserer Tage über ihn!

„Opitz, sagt er ^{a)}, fand unsere Poesie und Sprache in einer Entkräftung und Niedrigkeit, die den fähigsten und entschlossensten Kopf abschrecken konnten, ihr aufzuhelfen. Aber sein vielumfassendes Genie, seine Kenntniß der Natur, der Philosophie, der Welt und des menschlichen Herzens, sein angeborener fester Geschmack und die glückliche Zusammentreffung äußerer Umstände machten ihn vor vielen andern geschickt, durch vortrefliche Muster in Prosa und Versen, der Schöpfer einer neuen Epoche zu werden. Er reinigte die Sprache von allerley wilden Auswüchsen, er bereicherte sie mit Wendungen, Ausdrücken und Wörtern, die er aus den ungetrübten Quellen ihres Ursprungs, aus den ältesten Urkunden ihrer rohen, nervigen Jugend hervorsuchte. Er gab ihr Mannheit, Geschmeidigkeit und Anmuth; er eroberte viel von den Griechen, viel

^{a)} Charaktere deutscher Dichter und Prosaisien. Th. I. S. 126.

viel von unsern geistreichen Nachbarn; er versuchte neue Einkleidungen und Verarten; und führte, an die Stelle der zu seiner Zeit allgemein üblichen kurzen Jamben, den vollern Alexandriner ein. Fast alle Gattungen der Poesie, vom philosophischen Lehrgedichte bis zum kleinen Epigramm, umfaßte sein glückliches Genie; doch schien ihm die malerische und didaktische Dichtkunst von der Natur angewiesen zu seyn. Sein Versuch ist das erste Lehrgedicht der Deutschen; voll kräftiger Malerey, tiefsinniger Beobachtungen und großer Gedanken. Mit gleicher Würde und bezauberndem Colorit singt er die poetische Ruhe des Landlebens, zu der sein fühlbares Herz so ganz hingängt, den unerschöpflichen Reichtum der schönen Natur, die stille Zufriedenheit des Weisen, und das Lob der Götter und Helden. Naive Leichtigkeit und muntere Laune sind seinen Einnegedichten eigen; und seine prosaische Uebersetzung der Argenis des Barflay ist ein Muster guter Verdeutschung. Sie verräth den Meister seiner Sprache, den Schriftsteller von seinem Gehör und kritischem Verstande, der auf Wohlklang und Correktheit ausgeht. — Das Originalgepräge und die klassische Vollkommenheit, die Opiß allen seinen Werken zu geben wußte, wird keine Zeit unkennlich machen. Er verdient mit großem Rechte den Namen eines Vaters und Wiederherstellers unserer Poesie.

and die Aufmerksamkeit und Bewunderung der dankbaren Nachwelt.«

Es wäre in der That, wenn dieses Urtheil in allen Theilen unbedingt wahr wäre, ein Wunder, wie ein solcher Dichter in eine solche Vergessenheit unter uns hätte gerathen und seine Leser verlieren können. Gleichwohl enthält es, bey aller Uebersreibung, so viel Stoff zu weiterm Nachdenken, daß ich keiner Entschuldigung zu bedürfen glaube, wenn ich von ihm ausgehe und es gleichsam als den Text ansehe, an den ich meine Bemerkungen knüpfe.

bleiben wir einzig bey dem Zeitalter, in welchem, und bey den Umständen, unter denen Opitz dichtete; stehen, oder, mit andern Worten, schränken wir uns auf eine bloße Vergleichung seines Vorgänger mit ihm ein, so ist, denke ich, sein Verdienst um die deutsche Poesie und sein Vorrang vor allem, die früher auftraten, entschieden. Wie weit hinter seinen poetischen Versuchen stehen, um von der Sprache anzufangen, auch die besten, die jener Zeitraum aufweisen kann, in Absicht auf Ausdruck und Darstellung, zurück! Man lese, nicht etwa die Gedichte, die um ein ganzes oder halbes Jahrhundert vor ihm geschrieben wurden, man lese die Poesien derer, die entweder zu seinen unmittelbaren Vorgängern gehörten, oder zugleich mit ihm blühten,

nämentlich die eines Demetrius, Melissus und Beckherlin, und zweifle, wenn man kann, an seinem Werthe. Es ist keine allgemeine Redensart, es ist der bestimmte und eigenthümliche Ausdruck, wenn es in der angezogenen Stelle heißt, daß unsre Sprache an einer harten Entkräftung darnieder gelegen habe. Keines von allen poetischen Ueberbleibseln aus jenen Tagen zeichnet sich durch irgend eine geistreiche Anlage oder sinnreiche Erfindung, keines durch eine auch nur erträgliche Einkleidung aus. Wo wir hinschauen, herrscht eine fürchterliche Gedankenleere und eine Niedrigkeit und Plattheit des Ausdrucks, die auch nicht die leiseste Ahndung, daß hier ein Dichter rede, erweckt. Unter einem solchen Heere von Reimern strahlt Opiß allerdings, wie der Mond unter den kleinern Sternen, hervor; oder löscht sie vielmehr durch seinen überstrahlenden Glanz völlig aus. Er zuerst verräth durch die Wahl seines Stoffes, daß die Lesung der Alten einen glücklichen Einfluß auf ihn, als auf alle, vor und mit ihm lebenden, Dichter, gehabt hat: denn statt, wie sie, dem Lächerlichen und Possierlichen nachzujagen, widmet er seine Muße der Bearbeitung ernsthafter Gegenstände und verweilt am liebsten auf dem Gefilde der didaktischen Poesie. Er zuerst zeigt, wie durch diese Wahl, so durch die Behandlung des Gewählten, daß er die Muster der Vorwelt nicht

bloß um der Sprache willen gelesen, sondern ihren Geist selbst in sich aufgenommen hat: denn während die andern nicht einmahl zu wissen scheinen, daß wahre Poesie ohne Ideentreichthum gar nicht bestehen könne, sucht er unablässig der seinigen diesen Vorzug zu ertheilen. Er endlich, indeß die übrigen die Schönheiten der Griechen und Römer nur griechisch und lateinisch wiederzugeben vermögend sind, ist so glücklich, oder beeifert sich wenigstens, selbige auch in die deutsche Sprache überzutragen und diese, auf Kosten des Auslandes, zu verherrlichen und zu schmücken. In der That, schon diese weise Benutzung der Alten würde ihm ein entschiedenes Uebergewicht über alle seine Mitbuhler geben, wenn er auch in sich selbst keine weitem Hülfsmittel zur Ausbildung unserer Poesie und Sprache gefunden hätte. Aber wer kann es läugnen, oder wer kann es verkennen, daß überhaupt in Opitz ein reger und thätiger Geist wohnte, und dieser Geist sich durch Reisen, Umgang, Unterricht und Erfahrung gendhrt und gestärkt hatte. Auf wie viele und mannigfaltige Kenntnisse stoßen wir nicht in seinen Gedichten! Wie gelehrt und nach damaliger Art so gar gründlich spricht er nicht in seinem Besud über mehrere Erscheinungen der Natur und deren Ursachen und Wirkungen! Wie richtig urtheilt er in seinem Vielgut und anderwärts über den Werth der menschlichen Güter und deren Einfluß auf wahre

Glückseligkeit! Wie eindringend weiß er die Zurückziehung aus dem Getümmel der Welt in die ruhige und belohnende Stille der Einsamkeit zu empfehlen! Wie innig äußert er sich in mehreren Stellen über die Freundschaft und die Freuden, mit denen sie das Leben beglückt und veredelt! Wie viel ächte Philosophie und wahre Ansichten des Lebens offenbaren sich in seinem Trostgedichte über die Widerwärtigkeiten des Krieges! Wie herzlich spricht er in eben demselben über die Tugend und die Beruhigung, welche sie im Leiden gewährt! Man durchlaufe die Gedichte seiner Vorgänger und Zeitgenossen, und überzeuge sich, wie haltlos sie gegen ihn sind. Alle geben uns Worte ohne Ende, und wenig Sinn, oder wenn sie etwas Einseitiges sagen, so begraben sie es unter gezwungenen Allegorien und wunderlichen Erzählungen, die zu unwitzig sind, um belacht zu werden, und zu nüchtern, um belehrend zu seyn. Dpiß, immer reich an Gedanken, und nie verlegen sie auszudrücken, noch in Gefahr, ihnen durch seine Einkleidung zu schaden, weil er nichts weiter beabsichtigt, als, was er denkt und empfindet, ungekünstelt und ungesucht darzulegen, steht daher, wir mögen auf Ideen oder Sprache sehen, allein. Von innerer Kraft unterstützt und seinem eigenen Genius vertrauend, hat er einen Weg eingeschlagen, der noch von keinem vor ihm betreten worden war, und auf ihm den Ruhm sich erworben,

daß er zuerst als Dichter in unserer Sprache mündlich gedacht und sich würdig ausgedrückt habe e).

Unstreitig würde schon dieß Verdienst hinreichen, ihn über alle seine Mitbewerber um die poetische Krone hinwegzuheben, wenn er sich auch durch kein anderes hervorgethan hätte: allein man braucht nur den Zustand unserer Prosodie vor ihm zu kennen, um zu wissen, daß jenes nicht das einzige ist, durch welches er seinen Vorzug begründete. Ehe Opitz erschien, war unsere Prosodie höchst unvollkommen, oder existirte eigentlich, die Wahrheit zu sagen, noch gar nicht. Alle Dichter, selbst die, welche gegen den Ausgang des sechszehnten Jahrhunderts lebten, und als seine Vorkäufer angesehen werden, beobachteten in ihren Versen, wie die Franzosen immer gethan haben und noch thun, nichts weiter, als die richtige Sylbenzahl nebst den Abschnitten und Reimen; an eine bestimmte Quantität hingegen oder an einen gleichförmigen Wechsel der langen und kurzen Sylben war nicht zu denken. Jamben, Trochäen und Daktylen paarten sich daher in einem und

e) Einige der hier und in der Folge gedauerten Ideen fanden sich bereits, der Hauptsache nach, im ersten Theile der Nachträge S. 237. u. f. vergl. S. 123. u. f. Ich hoffe sie in diesem Aufsatze näher bestimmt, und oft be-
richtigt und gründlicher ausgeführt zu haben. Wenn ich Abriaens hier zuweilen etwas strenger urtheile, als dort, so rührt dieß nicht von Veränderlichkeit oder Laune, sondern von dem fortgesetzten Studium der Dichter aus der spanischen Periode her.

henselben Verse mit einander, und es kam Niemanden in den Sinn, diese mannigfaltig gemischten Füße zu sondern und aus ihnen rein-jambische, trochäische und daktylische Sylbenmaße zu bilden. Zwar scheinen einige Dichter vor ihn den Uebelflang, der aus der Vermischung ungleichartiger Sylbenfüße in unsere Sprache kommt, schon empfunden zu haben, und in den Versuchen eines Denaisius, Melissus und anderer kommen wirklich nicht bloß einzelne Zeilen, sondern ganze Strophen vor, die richtig gemessen sind und den Forderungen des Ohres genug thun. Allein bei einem kleinen Nachdenken überzeugt man sich bald, daß die prosodische Richtigkeit einzelner Versuche nicht der Ueberlegung, sondern dem Ungefähr und der Natur unserer Sprache, die sich von selbst zu ihr hinneigt, angehört f), und

§ 4.

f) Folgende von den Zürchern (St. 9. S. 10.) angeführte Alexandriner Weckherlins, welche Cartel des ehrwüthenden deutschen Adels überschrieben sind und, von Selten der Prosodie, nicht unter die schlechtesten gehören, können von dem Zustande unserer Poesie vor. Opiß einen kleinen Begriff geben.

Wir kommen nicht hieher, und selbstn viel zu rühmen,
 Oder durch fremde Sprach die Wahrheit zu verblümen,
 Als ob wir kämen ist aus einem End der Welt,
 Oder wieder belebt vom Elisißchen Feld.
 Nein. Teufel sind wir nicht, noch Riesen, noch Halbgötter,
 Noch Helben, noch Wildleut, noch unser Lands-
 Verspötter.

Opitz wirklich der erste ist, der die theils falsche theils unsichere Quantität unserer Sylben bestimmte und unserer Prosodie ihr Daseyn gab. Seine Gedichte sind, ohne Widerrede die ersten, in denen durchgehends ein wahrer und vollkommener prosodischer Rhythmus herrscht und der volltönendere, vor ihm selten gebrauchte, Alexandriner eine größere Allgemeinheit und durch die Verlegung der Einschnitte und Ruhepunkte und das Verschlingen der Zeilen in einander mehr Mannigfaltigkeit und Abwechselung gewonnen.

Das deutsche Reich bekannt ist unser Vaterland,
Deutsch sind wir von Geburt, vom Stamme,
Herz und Hand.

Was dient es, fremden Preis und Nahmen zu ent-
leihen?

Deutschland bedarf sich nicht mit Ausländern be-
schämen.

Wie dann die Welt wohl weiß, daß es zu aller
Zeit

Trefliche Leut genug hatte zum Fried und Streit.
Dafur, ob wir wohl jung, nicht sonder viel
erfahren,

Begehren wir doch nicht unsere Fäust zu sparen,
Sondern erscheinen nur in unsrer deutschen Tracht,
Mit deutsch-redlichem Muth, um unsre erste
Macht

An diesen Rittersn hier (die so hoch triumphiren)
Ihrer Begierd gemäß, gewaffnet zu probiren,
Verhoffend zweifelsfren, daß diese erste Prob,
Vollendend ihren Ruhm, anfangen soll das Lob,
So man von nun an wird durch die Streich unsrer
Wehren

Unter dem Firmament täglich erschallen hören.

Mehrere Gedichte von Beckherlin hat Eschenburg dem dritten Theile der auserlesenen Stücke deutscher Dichter S. 169. einverleibt.

hat. Weder diejenigen, welche die Verdrängung des regellosen Rhythmus für eine Einbuße, noch die, welche eine Einführung des geschlichen und strengen für eine Kleinigkeit halten, verdienen eine ernsthafte Widerlegung. Jene kennen den Genius unserer Sprache nicht, und vergessen noch überdem, daß sie durch die prosodischen Gesetze, an die sie Opitz gewöhnte, die erste Empfänglichkeit für die Nachbildung der alten Sylbenmaße, über deren Vortreflichkeit die Stimmen unter uns hoffentlich nicht mehr getheilt sind, erhielt, und diese bedenken nicht, oder wollen nicht bedenken, daß die Größe und Wichtigkeit einer Erfindung richtiger nach den Wirkungen, die sie hervorbrachte, als nach der Mühe, die sie kostete, gewürdigt wird.

So, denke ich, fällt das Urtheil über Opitzens Werth und Verdienst aus, wenn man ihn neben seine Zeitgenossen stellt. Er ragt in der That so weit über alle hervor, daß keiner über ihn gesetzt, wenige mit ihm verglichen werden können. Aber eine ganz andere Ansicht gewinnt die Untersuchung, wenn man fragt, nicht, was er, an die Dichter unserer Tage gehalten, ist, — diesen Vergleichungspunkt kann kein billiger Kunstrichter auffassen, — sondern, wie viel er überhaupt, unabhängig von aller Vergleichung, werth war, ob ein wahrhaft dichterischer Geist ihn beseelte, und er, wie man von höhern Genien erwartet, unserer Sprache wirklich ei-

nen Umschwung gegeben und ihr einen poetischen Charakter aufgedrückt hat. Ich glaube bey der Beantwortung dieser Frage nicht unparthenischer verfahren zu können, als wenn ich einige längere, auch von andern für vorzüglich erkannte, Stellen aus Opitz vorausschicke und meine Leser selbst zu Zeugen und Richtern seines Verdienstes mache.

Die erste, eine didaktische Stelle, die aus dem Besub genommen ist, und diesem Gedichte zur Einleitung dienet, lautet also:

Der Mensch, der kluge Mensch pflegt zwar
mit vielen Dingen

Die Zeit, das kurze Pfand des Lebens, zu voll-
bringen,

Und leget allen Wiß bey schönen Künsten an:

Noch bessers weiß er nichts, damit er zeigen
kann,

Daß er, die kleine Welt, zum Herren sey ges-
setzt

Der großen, die ihn nährt, als wenn er sich ers-
getet

Mit seiner Sinnen Kraft, beschaut dieß weite
Haus,

Vom höchsten Giebel an zu allen Seiten aus

Mit Augen der Vernunft, verschicket das Ver-
müthe

In seines Schöpfers Werk, da alles reich an
Güte

Und voller Weisheit ist, und macht ihm auf dem
Grund.

Die Sitten der Natur, sammt ihrem Wesen, kund,
Er steigt hervor aus dahin, woher er kommen,
Auf seinen Himmel zu, aus welchem er genommen
Das Theil der Göttlichkeit; da sieht er und ertieft,
Wie dieses Hauses Zeug ganz schlecht und einfach
ist.

Von Ansehn und Gestalt gewölbet aufgeführt,
Daran kein Winkelmaß, noch Größe wird gespi-
ret,

Rein von Beschaffenheit, ganz, nimmer wandelbar,
Vollkommen, zirkelrund, erleuchtet, hell und
klar,

Beweglich, schneller Art, an Wirkung reich und
mächtig,

An Kreisen, wo der Thron des Höchsten steht,
prächtigt,

Und wo die Sterne gehn, der Nächte Trost und
Zier.

Auf diesen Himmelsleib erlernt er mit Begier

Die Körper unter ihm, Luft, Feuer, Wasser,
Erde,

Ein jedes, wie es ist, und was aus ihnen werde,
Wann warm, kalt, trocken, naß, zusammen sind
gebracht,

Durch welche Mischung dann die Farbe wird ge-
macht.

Der Dinge, denen ist verliehen und gegeben
Schmack, Kochung und Geruch, imgleichen Seel
und Leben.

Darunter dann der Mensch nichts edlers finden kann,
Als sich, den Menschen selbst, der billig geht
voran

Vor wilder Thiere Schaar, vor Pflanzen und Met-
tallen,

Vor diesem, was wir sehn hier auf der Erde wallen,
Und was die Lust gebiehet, vor allem, was die
Welt

Von dem, was weltlich ist, in ihren Armen hält:
Die Welt, das große Buch, aus deren Thun und
Wesen

Er von demselben kann auf allen Blättern lesen,
Der sie erschaffen hat, und seines Segens Kraft
So reichlich in sie geußt. Sollt uns die Wissenschaft
Nicht frey und offen stehn, was wollten wir viel
leben?

Ist's darum, daß wir nur nach Gold und Gelde
streben,

Auf Pracht und Ehre gehn, uns füllen Nacht und
Tag,

Und etwas anders thun, das ich nicht sagen mag?
Alsdann kann erst ein Mensch sich einen Menschen
nennen,

Wann seine Lust ihn trägt, was über uns, zu len-
nen,

Steigt Eifers voll empor, und dringt sich in den
Echooß.

Und Gründe der Natur: da geht sein Herze los,
Nacht von den Sternen her der Zimmer, die wir
bauen,

Des Goldes, welches wir tief aus der Erden hauen,
Wie auch der Erden selbst. Und wann er oben her
Den engen Klumpen sieht, der theiles durch das
Meer

Bedeckt, theiles bloß und unbewohntet liegt,
Ist Sand und Wüsteney, wird nirgends ganz ge-
pflüget,

Und klagt hier Schnee, da Brand, so fängt er bey
sich an:

Ist dieses da der Punkt, der nimmer ruhen kann,
Er werde dann durchs Schwert und Feuer abge-
theilet?

Ist dieses, wo der Mensch nach nichts so eifrig
eilet?

Wir Thoren! jenes soll der Deutschen Gränze seyn:
Darüber greife man nicht dem Franzosen ein;
So weit geht Spanien? Ein Sinn der Weisheit
liebet,

Sieht, was man heute nimmt, und morgen wieder
giebet,

Mit sichern Augen an, und ist gar wohl vergnügt,
Wann er den Tod und Neid durch Wissenschaft be-
siegt,

Und kennt, wie möglich ist die Ursach aller
Dinge.

O wer verletzt auch mich, daß ich mich nummehr
schwinge

Auf meinen Vorsatz zu! mein Sinn der steigt
schon

Geflügelt in die Luft, und reißet mich davon.

Die zwente Stelle aus dem Gedichte, Ruhe des Gemüths, gehört zu den mahlerischen und schildert das Glück des Landlebens in folgenden Zeilen:

O wohl denselben, wohl! der so kann einsam
leben,

Und seine ganze Zeit den Feldern hat gegeben,
Liebt nicht der Städte Lust und ihren falschen
Schein,

Da oft zwar pflegt mehr Geld, doch auch mehr
Schuld zu seyn!

Er darf sein Hütlein nicht stets in der Hand be-
halten,

Wann er nach Hofe kommt, und vor der Thür
erfalten,

Ob, als er Audienz (Verhör ist viel zu schlecht)
zu Wege bringen kann, und ungerechtes Recht.
Da prahlet einer her mit großen weiten Schritten,
Der, wann ein guter Mann ihn hat um was
zu bitten,

Der besser ist als er, und viel mehr weiß und kann,
So siehet er ihn kaum halb über Achsel an,
Und fertigt ihn kahl ab. Bald trifft sich eine
Stunde,

Wann niemand drauf gedenkt, so geht er selbst zu
Grunde

Und seine Pracht mit ihm, es pflegt nun so zu
geh'n,

Man muß hier, wie es kömmt, bald liegen, und
bald stehn.

Noch blähen sie sich auf, und dürfen sich erheben,
Als jeder, gebe Gott, muß ihrer Gnade leben,
Verbringen mit Banket und Spielen ihre Zeit,
Und mangelt ihnen nichts als bloß die Frömmigkeit.
Das weiß ein Feldmann nicht, und was die Städte
haben,

Da der ein Weibchen freyt, Ein anderer läßt begrat
ten;

Der läuft, der weint, der lacht, die meisten spar
chen Geld,

Und wann es funden ist! so muß es in die Welt.

Da sieht man eine Frau, die ihren Mann zu schat
ten,

Der ohne dieß schwach ist, den Knechten pflegt zu
lohn'n.

Und giebt umsonst hinweg das, was ihr dennoch
bleibt,

Und was man weiter noch in solchen Dörtern treibt,

daß er zuerst als Dichter in unserer Sprache männlich gedacht und sich würdig ausgedrückt habe e).

Unstreitig würde schon dieß Verdienst hinreichen, ihn über alle seine Mitbewerber um die poetische Krone hinwegzuheben, wenn er sich auch durch kein anderes hervorgethan hätte: allein man braucht nur den Zustand unserer Prosodie vor ihm zu kennen, um zu wissen, daß jenes nicht das einzige ist, durch welches er seinen Vorzug begründete. Ehe Opitz erschien, war unsere Prosodie höchst unvollkommen, oder existirte eigentlich, die Wahrheit zu sagen, noch gar nicht. Alle Dichter, selbst die, welche gegen den Ausgang des sechzehnten Jahrhunderts lebten, und als seine Vorkäufer angesehen werden, beobachteten in ihren Versen, wie die Franzosen immer gethan haben und noch thun, nichts weiter, als die richtige Sylbenzahl nebst den Abschnitten und Reimen; an eine bestimmte Quantität hingegen oder an einen gleichförmigen Wechsel der langen und kurzen Sylben war nicht zu denken. Jamben, Trochäen und Daktylen paarten sich daher in einem un-

e) Einige der hier und in der Folge gedauerten Ideen finden sich bereits, der Hauptsache nach, im ersten Theile der Nachträge S. 237. u. f. vergl. S. 123. u. f. Ich hoffe sie in diesem Aufsatze näher bestimmt, und oft be-
richtigt und gründlicher ausgeführt zu haben. Wenn ich Abriaens hier zuweilen etwas strenger urtheile, als dort, so rührt dieß nicht von Veränderlichkeit oder Laune, sondern von dem fortgesetzten Studium der Dichter aus der spanischen Periode her.

demselben Verse mit einander, und es kam Niemanden in den Sinn, diese mannigfaltig gemischten Füße zu sondern und aus ihnen rein-jambische, trochäische und daktylische Sylbenmaße zu bilden. Zwar scheinen einige Dichter vor ihn den Uebelflang, der aus der Vermischung ungleichartiger Sylbenfüße in unsere Sprache kommt, schon empfunden zu haben, und in den Versuchen eines Denaisius, Melissus und anderer kommen wirklich nicht bloß einzelne Zeilen, sondern ganze Strophen vor, die richtig gemessen sind und den Forderungen des Ohres genug thun. Allein bei einem kleinen Nachdenken überzeugt man sich bald, daß die prosodische Richtigkeit einzelner Versuche nicht der Ueberlegung, sondern dem Ungefähr und der Natur unserer Sprache, die sich von selbst zu ihr hinneigt, angehört f), und

§ 4.

f) Folgende von den Zürchern (St. 9. S. 10.) angeführte Alexandriner Weckherline, welche Cartel des ehrwährenden deutschen Adels überschrieben sind und, von Selten der Prosodie, nicht unter die schlechtesten gehören, können von dem Zustande unserer Poesie vor. Ditz einen kleinen Begriff geben.

Wir kommen nicht hieher, und selbstn viel zu rühen,

Oder durch fremde Sprach die Wahrheit zu verblümen,

Als ob wir kämen ist aus einem End der Welt,

Oder wieder belebt vom Elisischen Feld.

Nein. Teufel sind wir nicht, noch Riesen, noch Halbgötter,

Noch Helben, noch Wildleut, noch unser Lands-
Verspötte,

Opitz wirklich der erste ist, der die theils falsche theils unsichere Quantität unserer Sylben bestimmte und unserer Prosodie ihr Daseyn gab. Seine Gedichte sind ohne Widerrede die ersten, in denen durchgehends ein wahrer und vollkommener prosodischer Rhythmus herrscht und der volltönendere, vor ihm selten gebrauchte, Alexandriner eine größere Allgemeinheit und durch die Verlegung der Einschnitte und Ruhepunkte und das Verschlingen der Zeilen in einander mehr Mannigfaltigkeit und Abwechselung gewonnen.

Das deutsche Reich bekannt ist unser Vaterland,
Deutsch sind wir von Geburt, vom Stamme,
Herz und Hand.

Was dient es, fremden Preis und Mahnen zu ent-
lehnen?

Deutschland bedarf sich nicht mit Ausländern be-
schämen.

Wie dann die Welt wohl weiß, daß es zu aller
Zeit

Trefliche Leut genug hatte zum Fried und Streit.
Dahum, ob wir wohl jung, nicht sonderd viel
erfahren,

Begehren wir doch nicht unsere Tüß zu sparen,
Sondern erscheinen nur in untrer deutschen Tracht,
Mit deutsch-redlichem Muth, um unsre erste
Macht

An diesen Rittersn hier (die so hoch triumphiren)
Ihrer Begierd gemä, gewaffnet zu probiren,
Verhoffend zweifelsfren, daß diese erste Prob,
Vollendend ihren Ruhm, anfangen soll das Lob,
So man von nun an wird durch die Streich unsrer
Wehren

Unter dem Firmament täglich erschallen hören.

Mehrere Gedichte von Weckherlin hat Eschenburg dem dritten Theile der auserlesenen Stücke deutscher Dichter S. 169. einverleibt.

hat. Weder diejenigen, welche die Verdrängung des regellosen Rhythmus für eine Einbuße, noch die, welche eine Einführung des geschlichen und strengen für eine Kleinigkeit halten, verdienen eine ernsthafte Widerlegung. Jene kennen den Genius unserer Sprache nicht, und vergessen noch überdem, daß sie durch die prosodischen Gesetze, an die sie Opitz gewöhnte, die erste Empfänglichkeit für die Nachbildung der alten Sylbenmaße, über deren Vortreflichkeit die Stimmen unter uns hoffentlich nicht mehr getheilt sind, erhielt, und diese bedenken nicht, oder wollen nicht bedenken, daß die Größe und Wichtigkeit einer Erfindung richtiger nach den Wirkungen, die sie hervorbrachte, als nach der Mühe, die sie kostete, gewürdigt wird.

So, denke ich, fällt das Urtheil über Opitzens Werth und Verdienst aus, wenn man ihn neben seine Zeitgenossen stellt. Er ragt in der That so weit über alle hervor, daß keiner über ihn gesetzt, wenige mit ihm verglichen werden können. Aber eine ganz andere Ansicht gewinnt die Untersuchung, wenn man fragt, nicht, was er, an die Dichter unserer Lage gehalten, ist, — diesen Vergleichungspunkt kann kein billiger Kunstrichter auffassen, — sondern, wie viel er überhaupt, unabhängig von aller Vergleichung, werth war, ob ein wahrhaft dichterischer Geist ihn beseelte, und er, wie man von höhern Genien erwartet, unserer Sprache wirklich ei-

nen Umschwung gegeben und ihr einen poetischen Charakter aufgedrückt hat. Ich glaube bey der Beantwortung dieser Frage nicht unparthenischer verfahren zu können, als wenn ich einige längere, auch von andern für vorzüglich erkannte, Stellen aus Opitz vorausschicke und meine Leser selbst zu Zeugen und Richtern seines Verdienstes mache.

Die erste, eine didaktische Stelle, die aus dem Besub genommen ist, und diesem Gedichte zur Einleitung dienet, lautet also:

Der Mensch, der kluge Mensch pflegt zwar
mit vielen Dingen
Die Zeit, das kurze Pfand des Lebens, zu voll-
bringen,
Und leget allen Wiß bey schönen Künsten an:
Doch bessers weiß er nichts, damit er zeigen
kann,
Daß er, die kleine Welt, zum Herren sey ges-
setzt
Der großen, die ihn nährt, als wenn er sich er-
getet
Mit seiner Sinnen Kraft, beschaut dieß weite
Haus,
Vom höchsten Giebel an zu allen Seiten aus
Mit Augen der Vernunft, verschicket das Ge-
müthe
In seines Schöpfers Werk, da alles reich an
Güte

Und voller Weisheit ist, und macht ihm auf dem
Grund.

Die Sitten der Natur, sammt ihrem Wesen, kund,
Er steigtet hervor aus dahin, woher er kommen,
Auf seinen Himmel zu, aus welchem er genommen
Das Theil der Göttlichkeit; da sieht er und ertieft,
Wie dieses Hauses Zeug ganz schlecht und einfach
ist.

Von Ansehn und Gestalt gewölbet aufgeführt,
Daran kein Winkelmaß, noch Größe wird gespi-
ret,

Rein von Beschaffenheit, ganz, nimmer wandelbar,
Vollkommen, zirkelrund, erleuchtet, hell und
klar,

Beweglich, schneller Art, an Wirkung reich und
mächtig,

An Kreisen, wo der Thron des Höchsten steht,
prächtigt,

Und wo die Sterne gehn, der Nächte Trost und
Zier.

Auf diesen Himmelsleib erlernt er mit Begier

Die Körper unter ihm, Luft, Feuer, Wasser,
Erde,

Ein jedes, wie es ist, und was aus ihnen werde,

Wann warm, kalt, trocken, naß, zusammen sind
gebracht,

Durch, welche Mischung dann die Farbe wird ge-
macht.

Der Dinge, denen ist verliehen und gegeben
Schmack, Kochung und Geruch, imgleichen Seel
und Leben.

Darunter dann der Mensch nichts edlers finden kann,
Als sich, den Menschen selbst, der billig geht
voran

Vor wilder Thiere Schaar, vor Pflanzen und Met-
tallen,

Vor diesem, was wir sehn hier auf der Erde wallen,
Und was die Lust gebiehet, vor allem, was die
Welt

Von dem, was weltlich ist, in ihren Armen hält:
Die Welt, das große Buch, aus deren Thun und
Wesen

Er von demselben kann auf allen Blättern lesen,
Der sie erschaffen hat, und seines Segens Kraft
So reichlich in sie geußt. Sollt uns die Wissenschaft
Nicht frey und offen stehn, was wollten wir viel
leben?

Ist's darum, daß wir nur nach Gold und Gelde
streben,

Auf Pracht und Ehre gehn, uns füllen Nacht und
Tag,

Und etwas anders thun, das ich nicht sagen mag?
Alsdann kann erst ein Mensch sich einen Menschen
nennen,

Wann seine Lust ihn trägt, was über uns, zu kens-
nen,

Steigt Eifers voll empor, und dringt sich in den
Echsoß.

Und Gründe der Natur: da geht sein Herze los,
Lacht von den Sternen her der Zimmer, die wir
bauen,

Des Goldes, welches wir tief aus der Erden hauen,
Wie auch der Erden selbst. Und wann er oben her
Den engen Klumpen sieht, der theiles durch das
Meer

Bedeckt, theiles bloß und unbewohntet lieget,
Ist Sand und Wüsteney, wird nirgends ganz ge-
pflüget,

Und flagt hier Schnee, da Brand, so fängt er bey
sich an:

Ist dieses da der Punkt, der nimmer ruhen kann,
Er werde dann durchs Schwert und Feuer abge-
theilet?

Ist dieses, wo der Mensch nach nichts so emsig
eilet?

Wir Thoren! jenes soll der Deutschen Gränze seyn:
Darüber greife man nicht dem Franzosen ein;
So weit geht Spanien? Ein Sinn der Weisheit
liebet,

Sieht, was man heute nimmt, und morgen wieder
giebet,

Mit sichern Augen an, und ist gar wohl vergnügt,
Wann er den Tod und Reid durch Wissenschaft be-
siegt,

Und kennt, wie möglich ist die Ursach aller
Dinge.

O wer verletzt auch mich, daß ich mich nunmehr
schwinge

Auf meinen Vorsatz zu! mein Sinn der steigt
schon

Geflügelt in die Luft, und reißet mich davon.

Die zweite Stelle aus dem Gedichte, Ruhe des Gemüths, gehört zu den mahlerischen und schildert das Glück des Landlebens in folgenden Zeilen:

O wohl demselben, wohl, der so kann einsam
leben,

Und seine ganze Zeit den Feldern hat gegeben,
Liebt nicht der Städte Lust und ihren falschen
Schein,

Da oft zwar pflegt mehr Geld, doch auch mehr
Schuld zu seyn!

Er darf sein Hütlein nicht stets in der Hand be-
halten,

Wann er nach Hofe kommt, und vor der Thür
erkalten,

Eh, als er Audienz (Berhör ist viel zu schlecht)
zu Wege bringen kann, und ungerechtes Recht.

Da prahlet einer her mit großen weiten Schritten,
Der, wann ein guter Mann ihn hat um was
zu bitten,

Der besser ist als er, und viel mehr weiß und kann,
So siehet er ihn kaum halb über Achsel an,
Und fertigt ihn kahl ab. Bald trifft sich eine
Stunde,

Wann niemand drauf gedenkt, so geht er selbst zu
Grunde

Und seine Pracht mit ihm, es pflegt nun so zu
geh'n,

Man muß hier, wie es kömmt, bald liegen, und
bald stehn.

Noch blähen sie sich auf, und dürfen sich erheben,

Als jeder, gebe Gott, muß' ihrer Gnade leben,

Verbringen mit Banket und Spielen ihre Zeit,

Und mangelt ihnen nichts als bloß die Frömmigkeit.

Das weiß ein Feldmann nicht, und was die Städte
haben,

Da der ein Weibchen freyt, ein andrer läßt begrat
ten;

Der läuft, der weint, der lacht, die meisten sa-
chen Geld,

Und wann es funden ist? so muß es in die Welt.

Da sieht man eine Frau, die ihren Mann zu schat-
ten,

Der ohne dieß schwach ist, den Knechten pflegt zu
lohn'n.

Und giebt umsonst hinweg das, was ihr dennoch
bleibt,

Und was man weiter noch in solchen Dörtern treibt,

Da List, da Hurerey, da schwören, schelten, für-
chtn,

Gemeine Sachen sind, da nichts ist, als besuchen,
Als tiefe Reverenz, die nicht von Herzen künmt;
Da einer dem sein Gut, und der dem andern nimmt.
Das weiß ein Feldmann nicht. Die grausame Trom-
pete,

Noch auch der Trommelschall jagt ihn nicht aus dem
Bette,

Wie er noch halb voll Schlaf muß auf die Wälle
gehn,

Aus seines Weibes Schooß, und in der Rüstung
stehn.

Er schwebt nicht auf der See, da Himmel, Wind
und Wellen

Ein armes schwaches Schiff fast stürzen zu der Hölle;
Und stoßen an den Grund; er ehrt den Herken nicht;
Der oftmahls wenig hält und dennoch viel verspricht.
Sein Thun ist schlecht und recht, man sieht ihn nie-
mand' neiden,

Noch an des Nächsten Noth die falschen Augen weis-
den;

Nicht wünschen, was ihm fehlt, ist seine größte
Lust,

Lebt außer Furcht und Trost, und ist ihm wohl be-
wußt.

Er liebt das grüne Feld vor allen andern Sachen,
Kann in der freyen Luft sich etwas größer machen,

Und

Und faßt ihm frischen Muth. Da gehen seine Röh,
Mit Lämmern untermengt, ins Gras bis an die
Knie.

Der schwarze Schäfer steht bey einer hohen Linde,
Gelehnet auf den Stab, und schneidet in die Rinden
Der Liebsten Nahmen ein, bald schwingt er in die
Höh

Ein treues Hirtenlied von seiner Galathee.

Nicht allzuweit davon da sieht er seine Stuten
Vor Weilheit lustig seyn, und nagen an den Ruthen.
Dann geht er ferner auch zu seinen Bienen hin,
Schaut wie zwey grimme Heer oft an einander ziehn,
Und um des Nachbars Klee sich bey den Stöcken
zanken,

Die voller Honig sind, führt nachmahls seine Ranken
Und junge Reben auf. Indessen kömmt sein Weib,
Die nicht nach Bissen riecht, und ihren schönen Leib,
Wie falscher Haar geschieht, vollauf an allen Enden
Hat prächtig ausgeputzt; sie trägt in ihren Händen,
Die grob durch Arbeit sind, von grünem Majoran
Und Rosen einen Kranz, und krönet ihren Mann.
Bald setzt sie sich mit ihm bey einem Walde nieder,
An dem ein schönes Quell mit Rauschen hin und
wieder

Fließt heller noch, als Glas. Der leichten Vögel
Schaar

Springt auf den Nestern um, der grüne Specht, der
Staar

So ofte reden lernt. Die Nachtigall, vor allen
Singt dem, der sie ernährt, und ihnen zu ge-
fallen:

Die Lerche schreyt auch: dir, dir lieber Gott
allein

Singt alle Welt, dir, dir, dir will ich dank-
bar seyn.

Indessen schleicht der Schlaf, u. s. w.

Was kann der unbefangene Kunstrichter über die-
se beyden Stellen, die, wie gedacht, zu den vor-
züglichsten gehören, die aus Opitzens Feder geflos-
sen sind, urtheilen? was von ihnen rühmen? Mich
dünkt, er wird sich etwa folgender Gestalt über sie
erklären.

Der Dichter dieser Stellen ist ein Mann, den
man eine genaue Bekanntschaft mit den Alten bald
anmerkt. In allem, was er sagt, offenbart sich ein
schlichter gesunder Verstand, und in seinem Aus-
drucke eine Einfalt und Treuherzigkeit, die durch
den Rost des Alterthums, der auf seinen Worten
und Wendungen ruht, erhöht wird und uns viel-
leicht noch angenehmer vorkommt, als seinen Zeit-
genossen. Seine Reime fließen, ohne daß sie ihm
Mühe zu kosten scheinen, dahin, und sein Perioden-
bau ist leicht und gefällig; er belehrt zuweilen durch
seine Schilderungen; und fährt einige Details in
seiner Art nicht unglücklich aus. Aber wer mehr

von ihm rühmt, oder ihm Originalität und klassische Vollkommenheit zuschreibt, der irrt und läßt sich durch eine ungebührliche Vorliebe für das Alte oder für einen oft genannten Namen täuschen. Opitz's Manier und Darstellung übersteigt in keiner Hinsicht das Gewöhnliche und verräth nirgends einen Geist, der einer ungeborenen Wissenschaft oder Kunst das Daseyn geben, oder eine schon bestehende auf eine höhere Stufe der Ausbildung erheben könnte. Seine Gedanken sind richtig, aber weder stark noch neu, sein Kolorit oft munter, aber weder kräftig noch warm, sein Ausdruck natürlich, aber von der Prosa fast durch nichts, als Reim und Sylbenfall, unterschieden, seine Beobachtungen nützlich, aber weder reichhaltig noch tiefgeschöpft, seine Schönheiten einzeln und auch diese einzelnen nicht hervortretend. Wer die Ursache, warum Opitz kein größerer Dichter ward, auf die Sprache schiebt, und ihn durch die Unvollkommenheiten derselben zu entschuldigen glaubt, der versteht sich selbst nicht und übersteht, daß er seinen Schüßling anklagt, indem er ihn zu vertheidigen meint. Eben darin offenbart sich der große Dichter, daß er auch ein ungeschmeidiges Organ überwältigt, es seinem Zwecke unterwirft, ihm Gewandtheit, Stärke und Fülle giebt, es veredelt und bildet. Man entsinne sich, was gleichzeitig mit Opitz, Edmund Spenser in England und, hundert Jahre später, Haller in Deutschland,

beyde unter nicht viel günstign Umständen, und der letztere wenigstens ohne alle achtungswerthe Vorgänger, leistete und entscheide, ob Opitz, den man den Vater der deutschen Poesie nennen will, Feuer, Einbildungskraft und wahrhaftes Talent besaß, oder ob seine Muse nicht vielmehr einzig die Tochter einer gesunden Vernunft und einer wohl genutzten Belesenheit war. Zwey Erscheinungen, welche, so wie sie selbst sich aus dem Gesagten erklären, eben so ihm wieder zur Bestätigung dienen, mögen mein Urtheil bey denen, die es zu hart oder zu gewagt finden, unterstützen.

Die erste, auf die ich sie aufmerksam machen möchte, ist diese: Wie kommt es doch, daß, so oft von Opitzens Verdiensten die Rede ist, immer nur seiner didaktischen Gedichte erwähnt, seine Uebersetzungen aus den Alten hingegen und seine lyrischen Stücke entweder mit Stillschweigen übergangen, oder für mittelmäßige und an jene nicht hinanreichende Versuche erklärt werden? Eine scheinbare Antwort auf diese Frage wäre freylich, weil ein Dichter, der in einer Gattung groß ist, es darum nicht in jeder ändern seyn muß. Aber gesetzt, Opitz glänzte nicht als Uebersetzer und Lyriker, so würde er doch, als solcher, hätte er großes poetisches Talent gehabt, immer noch die Aufmerksamkeit fesseln und wenigstens von seinen Verehrern nicht ohne Ruhm genannt werden. Die wahre Ursache liegt, denke

Ich, tiefer. Was Opiß von der Natur erhalten, oder durch Fleiß erworben hatte, — seine Beobachtungsgabe, seine Kenntnisse, seine Sprache, — langte aus, um im Gebiet der didaktischen Poesie nicht ohne Glück aufzutreten; aber um einen Sophokles zu erreichen, oder den Flug in die Regionen der lyrischen Muse zu wagen, dazu fehlte es ihm an innerer Kraft und Erhebung des Geistes. In diesen beiden Hinsichten gilt von ihm selbst, was er den Reimern seiner Zeit, in einem Gedichte an seinen Freund Zingref, zuruft:

Es ist hier nicht genug, die arme Rede zwingen,
Die Sinnen über Hals und Kopf in Reime bring-
gen,

Der Wörter Henter seyn; wer nicht den Himmel
fühlt,

Nicht scharf und geistig ist, — wer die gemeine
Bahn

Nicht zu verlassen weiß, ist zwar ein guter Mann
Doch nicht auch ein Poet.

In der That, Niemand ist dieß weniger als Opiß in seiner Antigone, und in seinen poetischen Wäldern. Wer in folgenden Versen einen Chorgesang des Sophokles g), ich will nicht sagen, wieder erkennt, nein, nur aus dunkler Ferne ahndet:

§ 3

g) B. 1115 — 1154.

O der Cadmer Nymphen Zier
 Des Donnergottes Jovis Art
 Die ganz Italien bewahrt,
 Der du Eleusis stehst für
 Und sie in Ceres Schooß hast innen
 O Bacche! Schutzgott der Bacchinnen,
 Der du bewohnst die Theber Stadt,
 Wo des Ismenus Quellen fließen,
 Und wo man Zähne, wie wir wissen,
 Vom Drachen ausgesäet hat.

Dich hat und hält der Berg mit zweyen Spitz
 zen,
 Der helle Rauch hat dich da sehen sitzen,
 Wo man Corycus Höle findt,
 Wo deine Bacchus Nymphen find,
 Wo Castalis sein Quell springet,
 Wo Nysa Eppich bringet,
 Das sich an deine Klippen windt,
 Daselbst, wo du, von schönen grünen Strande,
 Der Weinwachs hat in seinem guten Sande,
 Mit Singen wirst und Klugen hergebracht,
 Du, dessen Günst für Thebe treulich wacht.
 Die du für den Städten allen
 Deiner Liebe hast gewährt,
 Die der Mutter auch gefallen,
 So vom Donner ward verzehrt.

Komm auch jetzt, die Stadt erlieget,
 Weil sie große Krankheit krieget;
 Setze deinen Helfer: Fuß
 Auf Parnassus hohe Stellen,
 Oder auf des Meeres Wellen,
 Daß das Uebel weichen muß.
 O du Sternen Einfurirer,
 O du Nachtgesänge Führer,
 Komm, Sohn Jupiters, und bringe
 Naro's Weibern auch dazu,
 Dieses Volk das ohne Ruh.
 Und mit Rasen dir stets singe,
 Das, Jähe, durch die Nacht
 Dich erhebt, sich lustig macht.

Aber wer aus dem unendlichen Heere der epigischen Liebes- und Gelegenheits-Gedichte auch nur drey, die ächten lyrischen Geist verrathen, herauszuklauben weiß, der darf ohne Widerrede Anspruch auf eine eigene poetische Spürkraft machen.

Eine zweite merkwürdige Erscheinung ist der, bald nach Opitz eintretende, Verfall der deutschen Poesie und die fast allgemein werdende Herrschaft eines verkehrten Geschmacks unter den deutschen Dichtern jener Zeit. Ist es nicht sonderbar, hat man öfters gefragt, daß nach einem Vorgänger, wie Opitz war, unsre Sprache und Dichtkunst sich in diesem Grade wieder verschlimmern, und Abwege, wie auf der einen Seite Hofmannswaldau und

Lohenstein, und auf der andern Neufirch und seine Nachfolger einschlugen, für die geraden Wege zur Unsterblichkeit gelten konnten? Wie war es möglich, sich von dem Pfade der Natur und Schönheit von neuem so weit zu entfernen; und bald Schwulst, Unsinn und Spizfindigkeit, bald süße Geschwätzigkeit und glatte aber gedankenleere Reimerei lieb zu gewinnen? Allerdings würde dieß Räthsel unauflöslich seyn, wenn Opiz wirklich das wäre, wozu ihn seine Verehrer erheben. Allein umsonst wollen uns diese bereden, unsre Poesie sey nur darum so schnell und unaufhaltsam rückwärts gegangen, weil er nur wenige Gattungen derselben bearbeitet und für so viele andre kein Muster der Nachahmung hinterlassen habe. Er kann, die Wahrheit zu gestehn, in keiner Gattung als Muster auftreten, und seine Manier nirgends eine Regel oder einen Maßstab der Vollkommenheit abgeben. Hätte er sich mit der Kraft eines höhern Genius über sein Zeitalter emporgeschwungen und unsrer Sprache einen wirklich poetischen Charakter aufgedrückt, so würde unsre Poesie sicher schon durch ihn geworden seyn, was sie erst durch Hallern ward, und, wenn auch unter Kämpfen und Stürmen, dennoch immer bestanden und sich nie so ganz verloren haben, daß sie, wie alle wissen, von neuem wiedergeboren und aus dem Nichts zum Leben gebracht werden mußte: denn wahre Poesie hat, wenn sie einmahl einem Volke

zu Ebel geworden war, sich immer unter diesem Volke erhalten, und immer wieder wahre Dichter erzeugt. Aber nichts beweist vielleicht die Richtigkeit meines über ihn ausgesprochenen Urtheils so sehr, als der geringe Erfolg und die auf eine so kurze Zeit eingeschränkte Wirkung seiner Bemühungen. Eine flüchtige Vergleichung dessen, was er für Poesie ausgab, mit dem, was die Italiäner und Franzosen dafür erkannten, mußte die, welche nach ihm kamen, belehren, daß seine Darstellung der Anfang, nicht der Gipfel der Kunst sey. Sie mußten es fühlen, und fühlten es, wie aus ihren Versuchen hervorgeht, wirklich sehr lebhaft, daß unsre Sprache noch ganz anders bearbeitet werden könne, und von Seiten der Lebhaftigkeit und der Stärke, wie von Seiten der Zierlichkeit und des Wohlklangs, einer ungleich höhern Ausbildung fähig sey. Diese Ausbildung war es, welche sie sich ihr zu geben bemühten und auf mehreren, aber immer verkehrten und unglücklichen Wegen versuchten. Ist es wahrscheinlich, daß sie den von Dpiß betretenen würden verlassen haben, oder konnten sie einen Augenblick über ihre Wahl zweifelhaft seyn, wenn er sich ihnen mit mehr Bestimmtheit als den einzig richtigen ankündigte? Sie hätten dann gethan, was später diejenigen thaten, denen Haller und Klopstock vorleuchteten, — sie hätten ihn verfolgt, geebnet, erweitert, und sich so dem Ziele, das sie auf Neben-

pfaden umgingen, frühzeitigen und ohne Irrthum genähert.

Unter den bessern Nachfolgern Opitzens gewährt keiner Stoff genug zu einer ausführlichen und zugleich lehrreichen Schilderung. Aber einige derselben verdienen allerdings eine kurze Erwähnung. Vielleicht ist hier der schicklichste Ort von ihnen zu reden.

Friedrich von Logau ^{b)}, ist vor etwa vierzig Jahren, durch Lessings und Ramlers Bemühungen, aus der Dunkelheit, in der er begraben lag, wieder hervorgezogen und seine Einngedichte durch eine neue Ausgabe der unverdienten Vergessenheit entrisen worden. „Es ist un widersprechlich, sagten die Herausgeber, daß wir in ihm allein einen Martial, einen Catull und einen Dionysius Cato besitzen,“ und sprachen somit ein Urtheil aus, daß vielleicht damahls nothwendig, wenigstens sehr geschickt war, dem vergessenen Dichter die Aufmerksamkeit der Leser zuzuwenden, das aber auch zu-

b) Er wurde im Junius 1604 geboren und starb den 5. Julius 1655. (nicht 1654. wie im ersten Theile der Nachträge S. 239 steht.)

gleich jeden Maßstab zur Bestimmung der Verdienste Erffings und anderer Epigrammatisten unmöglich macht. Genauer entwickelt möchte dieß Urtheil wohl dahin berichtigt werden dürfen, daß Logau, abgesehn von den Unvollkommenheiten seiner Sprache, es schon an nachdrücklichen Gedanken und lehrreicher Kürze mit Cato aufnehmen, an Wiß und Schärfe sich zuweilen dem Martial an die Seite stellen; an Zartheit, Feinheit und Lieblichkeit hingegen sich nur selten mit Catull messen könne. Diese Einschränkung seines Werthes, in Vergleichung mit andern, benimmt indeß seinem eigenthümlichen nichts. Wenn er gegen die Alten verliert, so steht er darum doch, als Sentenzen- und Epigrammen-Dichter, um mehrere Stufen höher, als Opitz und eine Menge nach ihm, und hat überdem noch den Vorzug vor jenem voraus, daß er mehr Original ist und seine dreystausend fünfshundert und drey und funfzig Sinngedichte, nebst verschiedenen eingeschobenen größern Poesien, ihm, bis auf einige wenige, als Eigenthum angehören. In der That ist Logau für sein Zeitalter in jeder Rücksicht ein ausgezeichneteter Dichter. Er kennt den ganzen Umfang seiner Sprache und nutzt ihn. Mit schlauer Gewandtheit zügelt er ihre Ungeschmeidigkeit, und weiß sie jedem Tone, den er anstimmt, dem ernsthaften, wie dem munteren, dem naiven, wie dem satyrischen, anzupassen, seine Kernsprache, wie seine launigen Ein-

fälle und scherzhaften Ländeleien, in ihr auszudrücken. Wenn er, was nicht zu läugnen ist, zuweilen ins Kindische und Spielende, zuweilen ins Platte und Niedrige, zuweilen selbst ins Ungefitzte und Schmutzige fällt, so muß man bedenken, daß einen Theil dieser Schuld nicht er, sondern die Zeit trägt, und die Zahl seiner Sinngedichte sich über dreystausend beläuft. Doch bedarf es eines andern Beweises für seine Vorzüglichkeit, als den, daß ein Kunstrichter, wie Lessing, nicht erröthen durfte, ihn neben den Alten zu nennen, und wir, nach beynahe zweyhundert Jahren, was er aus ihm gegeben hat, noch immer mit Vergnügen und Zufriedenheit lesen?

So wie man Opitz für den ersten didaktischen und Logau für den ersten epigrammatischen Dichter des siebenzehnten Jahrhunderts erklärt, so pflegt man Paul Fleming i) die oberste Stelle unter den Lyrikern einzuräumen, und man kann ihm diese Ehre schon gönnen, wenn man nur zugleich anerkennt, daß er in seiner Gattung noch nicht ist, was jene in der andern sind. Wenn irgend ein Dichter Gelegenheit hatte, Welt und Menschen kennen zu lernen, und von großen Naturscenen und ungewöh-

i) Seine Gedichte wurden, nach seinem Tode, durch seinen Schwiegervater, den Kaufmann Milhausen in Meisdal, zuerst im Jahre 1641 zum Druck befördert, und nachher, unter andern 1685 in Kolbens Verlage in Ramburg, wiederholt.

lichen Erscheinungen ergriffen und begeistert zu werden, so war er, der zu Wasser und zu Lande herumgeworfen wurde, Rußland und Persien durchstrich, Abenteuer in eigener Person bestand und den seltsamsten Auftritten als Zeuge beynohnte. In der That scheinen auch die eigenthümlichen Lagen, in denen er sich so oft befand, und die sonderbaren Ereignisse, die ihm begegneten, nicht ohne Einfluß auf seine Stimmung gewesen zu seyn. Man glaubt wirklich zuweilen in seinen poetischen Wäldern eine höhere Begeisterung wehen zu hören und die Töne eines fremden Genius aus ihnen zu vernehmen. Allein jene ist von keinem Bestande, und diese lösen sich bald wieder in gemeine Accorde auf. Ich wüßte unter seinen längern alexandrinischen Stücken keines, das sich ungeschwächt vom Anfang bis zu Ende erhielt und von einem gleichen Feuer durchdrungen wäre: aber es giebt mehrere, die einzelne starke Verse und glückliche Stellen enthalten. Desto seltener sind diese dagegen in seinen eigentlich lyrischen Stücken, vielleicht weil ihm dort der längere Vers freyern Spielraum ließ und hier der kürzere beschwerliche Fesseln anlegte, oder weil er in jenen gewöhnlich seine eigenen Empfindungen ausdrückt, und in diesen, (denn die meisten seiner Oden und Lieder sind Gelegenheitsgedichte,) der Dolmetscher fremder Freuden und Leiden werden mußte. Am meisten befriedigen noch seine Sonnette, eine Dichtungsart,

in der er sich, ihrer Schwierigkeit ungeachtet, oft genug versucht hat. Mehrere erinnern wirklich an den schwärmerischen Petrarca, und sind so zart und lieblich gedacht und so fein und glücklich gewendet, daß man sie gern für die Erzeugnisse einer spätern Zeit halten würde, wenn die Unschönheiten der Sprache und die Härte der Wortfügungen es erlaubten. Folgende zwey mögen zur Probe dienen.

Auf ihr Bildniß.

Und darf ein frecher Kiel sich dieses unterfangen,
 Daß er die ganze Zier, die an der Liebsten scheint,
 In ein so enges Thun zu zeichnen ab vermeint?
 Wahr ist es, dieses Haar, die Stirne, diese
 Wangen

Sind denen ähnlich ganz, die an derselben
 prängen.

Die Augen seh ich da, um die ich oft geweint,
 Und dieß hier ist der Mund, der meinen nennet
 Freund.

Ganz dieß, das ist ganz das, nach dem ich muß
 verlangen,

Die Zucht, dieß freundlich seyn, die Sit-
 ten, diese Tracht

Und alles steht vor mir, was sie so trefflich macht.
 Nur, daß es sich nicht regt, und nicht will Ant-
 wort geben.

Seh drum nicht halb so stolz, Du fühner
Pinself, du.

Was schönste, das man wünscht, gehöret noch
hierzu.

Entwirfst du ihren Leib ~~so~~ so mahl' auch drein sein
Leben.

An den Westwind.

Flieg, feuchter Zephyr, aus, flieg, wie nach
deiner Floren

Du ist noch pflegst zu thun. Such meinen Auf-
enthalt,

Ob er bey deinem ist, durch diesen Tannenwald.

Such! wie du deine hast, so hab ich sie verloren.

Such sie, und sag ihr das in ihre leise
Ohren:

Dort ist er, der dich wünscht, du göttliche Ge-
stalt:

Dort ist er, der dich hofft. Erfreust du ihn nicht
bald,

So hat er seinen Ort zum Grabe schon erkohren.

Nimm sie, so bald sie will, in deinen Blum-
enschooß,

Daß keine trübe Luft auf meine Schönheit stoß'

Und hülle sie in dich, und laß' es niemand
wissen.

Hier wart' ich meine Post, ich warte mit
Begier,

Dich bald zu nehmen an mit-tausend Göttern hier;
Sie, meiner Augen Trost, mit hundert tausend
Küssen

Eine Reihe späterer Dichter übergeht man am besten mit Stillschweigen. Es ist genug ihre Tendenz im Allgemeinen geschildert zu haben ^k). Den Geist jedes Einzelnen darzustellen ist oft unmöglich, weil sie dessen gänzlich ermangeln, oder ein in hohem Grade undankbares Geschäft, weil man überall auf Verkehrtheiten stößt und immer auf die nämlichen zurückkommen muß. Erst an der Schwelle des siebenzehnten Jahrhunderts begegnen uns noch zwei Dichter aus der opitzischen Schule, die Achtung verdienen, Wernicke und Drollinger; doch gehört der letztere schon mehr dem achtzehnten Jahrhundert an.

Christian Wernicke, von dessen Lebensumständen nicht viel mehr bekannt ist, als daß er im Jahre 1685 zu Kiel studierte, dann durch Holland, England und Frankreich reiste, und zu Hamburg, wo er seinen Wohnort aufgeschlagen zu haben scheint, mit dem damaligen Operndichter, dem
hoch-

^k) Man vergleiche, was über diese im ersten Theile der Nachrichten S. 240. u. f. gesagt worden ist.

hochtrabenden Postel, in Streitigkeiten gerieth, weil er ihn und den verkehrten Geschmack jener Zeit angriff, lag, wie Logau, vergessen und unbeachtet, als zuerst Bodmer sein Andenken weckte, und später Hamler es wieder erneuerte 1). Er schrieb, außer einigen unbedeutenden Eklogen und einem kleinen komischen Heldengedichte auf den eben genannten Postel, zehn Bücher Ueberschriften, (oder Sinngedichte,) welche aus Sittensprüchen und Epigrammen bestehen und von ihm selbst mit oft witzigen, oft scharfsinnigen Anmerkungen erläutert werden. Wenn Bernicke l.irt, so lehrt er stets mit Nachdruck und Ernst, und wenn er die Thoren angreift, so geht er mehr darauf aus, sie zu züchtigen und zu strafen, als dem Spotte und Gelächter preis zu geben. Man kann ihm mit Recht nachrühmen, daß er ein gelehrter, an Erfindungen reicher und in Wendungen glücklicher Dichter ist, aber man darf ihm mit eben so viel Recht vorwerfen, daß er den Gedanken nicht immer den Worten zu unterwerfen weiß, daß er oft undeutlich wird, und es noch öfter seyn würde, wenn seine Anmerkungen den Leser nicht zurecht wiesen, endlich daß er seinen Vorgänger Logau zwar an Würde, Scharfsinn und Beobachtungsgeist übertrifft, aber ihm in der Geschmeidigkeit der Sprache und leichten Handhabung des Reims nachsteht.

1) Man sehe die genauern Angaben am angez. D. S. 250.
VI. B. I St.

In Karl Friedrich Drollingers Gedichten *m*) erscheint unsre Sprache in aller der Reinheit, Zierlichkeit, Klarheit und Harmonie, die sie, seit Reufirch den Ton angab, unter den Händen, obgleich meistens gedankenleerer und wässeriger, doch sorgfältiger und geglätteter Dichter erlangt hatte. Wäre dieß jedoch Drollingers einziges Verdienst, (und leider können mehrere seiner Versuche auf kein höheres Anspruch machen;) so wäre keine Ursache abzusehn, warum man ihn gerade aus der Menge herausheben und allein oder vorzüglich nennen sollte. Sein eigentlicher Ruhm gründet sich auf nicht mehr, als auf drey Oden, überschrieben Lob der Gottheit, Unsterblichkeit der Seele und göttliche Fürsorge; aber auf drey wahre Oden. Man kann dreist behaupten, daß der starke, männliche, volle, sich immer gleiche Ton, wie er in diesen Oden herrscht, unsrer Sprache vor Hallern völlig fremd war, und daß Strophen in ihnen vorkommen, deren sich U nicht geschämt, sondern die er als seiner vollkommen würdig erkannt haben würde.

m) Spreng, Professor zu Basel, hat sie gesammelt, und zu Frankfurt am Main 1745 herausgegeben. Der vorangeschickten Gedächtnisrede zu folge, ward Drollinger den 26. December 1688 zu Durlach geboren und starb als Badendurlachischer Hofrath und Archivarius den 1. Jun. 1742.

Apollonius, der Rhodier.

(Er war aus Alexandrien gebürtig und lebte eine Zeitlang zu Rhodus, wo er das Bürgerrecht erhielt, die Rhetorik, kehrte aber von dannen in seine Vaterstadt zurück, und ward, nach Eratosthenes Tode, Vorsteher der berühmten alexandrinischen Bibliothek ^a). Seine Blüthe fällt in die Regierung des Ptolemäus Euergetes, nach Sappho Ol. 146. 1.)

Denken wir uns, sagt der scharfsinnige Königin ^b), einen durchaus reinen und fehlerfreien Schriftsteller. Wird es dann nicht der Mühe werth seyn, zu untersuchen, ob in Gedichten und Reden Größe, mit einigen Flecken gepaart, oder eine richtige Mittelmäßigkeit, die nie gegen die gesunde Vernunft und den guten Geschmack verstößt, den Vorzug verdiene? nicht minder, ob in den redenden

M 2

^a) Man vergl. Fabricii Bibl. Gr. Tom. IV. p. 262. Ed. Harles.

^b) De Sublimitate. c. 33.

Künsten die Menge oder die Größe der Schönheiten über den Vorrang entscheiden solle? Ich weiß, Schriftsteller von ausgezeichneten Talenten sind selten ganz fehlerlos, — denn die größte Genauigkeit in allem verräth etwas Kleinliches, und vortreffliche Köpfe dürfen sich schon, wie reiche Leute, einige Sorglosigkeiten erlauben, — aber daraus folgt keinesweges, daß schwache und mittelmäßige Naturen, weil sie sich keiner Gefahr aussetzen und keinen hohen Flug wagen, gemeiniglich vor Verirrungen und Fehlritten sicher sind, vorzügliche hingegen, eben wegen ihrer Sorglosigkeit, fallen müssen. Eben so wenig ist es mir unbekannt, daß in menschlichen Werken das Schlechte immer am ersten bemerkt wird, und das Andenken an das Fehlerhafte unauslöschlich dauert, die Erinnerung an das Schöne aber geschwind vorübergeht. Ich selbst habe im Homer und in andern Schriftstellern, die größten nicht ausgenommen, mannigfaltige Fehler bemerkt, und freue mich ihrer gar nicht: allein ich halte diese Fehler nicht sowohl für willkürlich, als für Versehen, deren sie sich aus Sorglosigkeit und Unachtsamkeit, wie das großen Naturen zu begegnen pflegt, schuldig machen, und bin darum immer der Meinung, daß ihre überwiegenden Schönheiten, wenn selbige gleich nicht überall hervortreten, ihnen doch jederzeit den obersten Rang zusichern, und wäre es auch allein wegen der Geistesgröße, die sie verrathen. Apol-

lonius, der Sänger der Argonauten, strauchelt nirgends. Allein wer wollte darum lieber Apollonius seyn, als Homer? — Apollonius ein Dichter, der niemahls strauchelt, und gleichwohl mit dem oft strauchelnden Homer nicht zu vergleichen! Was vermochte den griechischen Kunstrichter zu diesem Urtheile, und wie und wodurch wird es gerechtfertigt? Das Gedicht, die Argonautika, das er vor Augen hatte, ist glücklicher Weise erhalten worden, und verdient eine desto umständlichere Würdigung, da es sich nicht allein durch seinen Umfang vor vielen andern auszeichnet, sondern auch der Verfasser desselben gewisser Maßen als der Repräsentant seines Zeitalters angesehen werden darf. Was es darstellt, lehrt zwar die Aufschrift; und der Inhalt jedes einzelnen Buches läßt sich ebenfalls in wenige Worte zusammenfassen. Die beyden ersten enthalten die Hinreise und Ankunft der Argonauten in Kolchis, das dritte schildert die Eroberung des goldenen Vlieses, des Gegenstandes der Unternehmung, und das vierte erzählt die Abenteuer, die ihnen auf der Heimkehr begegneten. Aber diese kurze und allgemeine Andeutung dürfte für die Wenigsten, (denn noch gehört Apollonius zu den selten gelesenen Dichtern,) hinreichend seyn. Eine ausführliche und ins Einzelne gehende Anzeige des Inhalts der Argonautiken scheint der Betrachtung derselben vorausgeschickt werden zu müssen. Ich werde hierbey vorzüglich

dem neuesten und verdienten Herausgeber des Gedichts folgen.

Erstes Buch. Ein Drafet, so beginnt, nach einer kurzen Anrufung an die Mäsen, der Dichter, hatte den König Pelias gewarnt, sich vor dem Manne zu hüten, der, nur mit einem Schuhe angethan, vor ihn treten würde. Einst, als er ein Opfer brachte, erschien Jason, der der Feyerlichkeit bewohnen wollte und beim Durchwaden des Flusses Anaurus um einen Schuh gekommen war, ohne seinen Verlust zu ersetzen, vor ihm, und Pelias, des Götterspruches eingedenk, befahl ihm sogleich, einen Zug über die See zu unternehmen, um sich seines auf diese Art zu entledigen. (1 — 17.) »Da schon mehrere Dichter, sagt Apollonius, den Bau der Argo geschildert haben, so gehe ich, ohne weiteren Verzug, zur Geschichte selbst über, und nenne zuerst die Helden, die sich zu der Seereise verbanden.« (— 23.) Es sind derer, den Jason ungerechnet, drey und fünfzig, die sämmtlich nach Geschlecht und Schicksalen bezeichnet werden. (— 223.) Alle versammeln sich unter einem großen Zulaufe des Volkes und unter den lauten Klagen der Alcimede, der Mutter Jasons, in dem Hafen Pagasä, und erwählen daselbst den genannten Helden, weil Herakles die Ehre ausschlägt, zu ihrem Führer. (— 348.) Auf Befehl desselben, wird das Schiff

vom Stapel gelassen, mit allem Zubehör versehen, dem Liphys das Steueruder anvertraut und dem Apoll ein Opfer gebracht, aus dessen Flammen Idmon seinen Gefährten eine glückliche Heimkunft weissagt. (— 447.) Gegen Abend schmausen die Jünglinge und freuen sich. Jason allein ist ernst und stille, und wird hierüber von Idas in Anspruch genommen. Idmon setzt sich der Prahlerei des Idas entgegen, und beide gerathen in einen Wortwechsel, den Jason beizulegen sucht. (— 494.) Orpheus singt in seine Cither die Entwicklung des Chaos und die Thaten der Götter; und die Argonauten, nachdem sie sich durch Gastmahl und Gesang ergeßt haben, legen sich an dem Ufer schlafen. (— 518.) Mit dem Anbruche des Morgens begiebt sich jeder an seine Stelle, und bewegt nach Orpheus Gesang das Ruder. (— 546.) Alle Götter und Göttinnen saunen das Werk Minervens und die es lenken an; (— 552.) Chiron eilt an das Ufer, ihnen eine glückliche Schifffahrt zu wünschen, und die Helden, die Orpheus durch ein Loblied auf Dionen unterhält, erreichen das Vorgebirge Lisäum. (— 579.) Nach einer Reise von etlichen Tagen gelangen sie zu der Insel Lemnos, (— 608.) woselbst die Weiber, ein Jahr zuvor, alle Männer getödtet und nur Hypsipyle sich ihres Vaters Thoas erbarmt hatte. (— 632.) Als daher die Lemnierinnen die Argo erblicken, so glauben sie, daß Thracier, zur Bestrafung des be-

gangenen Mordes, heranrücken, und waffnen sich: allein ein Herold, von den Argonauten gesandt, beruhiget sie, (— 652.) und man beschließt die Fremdlinge nicht nur zu beschenken, sondern sogar in die Stadt aufzunehmen, und läßt sie durch Iphinoe einladen. (— 716.) Hierauf schmückt sich Jason mit einem schön gestickten Gewande, der Arbeit Minervens, (— 768.) und besucht Hypsipyle, welche ihn, den an den Männern begangenen Mord verschweigend, durch eine schlaueersonnene Erzählung täuscht, und ihn auffordert, sich mit seinen Gefährten auf dem Enlande niederzulassen. (— 833.) Der Erfolg dieser Unterredung ist, daß Jason und seine Begleiter, mit Ausschluß des Herkules, der freiwillig zur Bewachung des Schiffes zurückbleibt, in die Stadt eintreten und sich hier der Freude und Liebe so ganz überlassen, (— 856.) daß sie, nur nach einer ernstlichen Ermahnung des Herkules, sich losreißen, (— 909.) und nach der Insel der Atlantide Elektra abfahren, wo sie, um sicherer der Gefahr des Meeres zu trogen, sich, auf Orpheus Rath, in heilige Geheimnisse einweihen lassen. (— 921.) Von der genannten Insel verfolgen sie ihren Weg durch den Hellespont, nach einer andern, im Propontis gelegenen und von den Dolionen bewohnten, Rahmens Enyktus, (— 960.) deren Volk und König sie gastfreundlich aufnehmen, und über die Städte und Bufen des zu befahrenden Meeres

unterrichten. (— 984.) Aber als sie absegeln wollen, werden sie zuerst von den Giganten, die die Berge der Insel bewohnen, angegriffen, (— 1011.) und, als sie, nach Erlegung derselben, wirklich absegeln, durch einen Sturm an das Ufer zurückgeworfen, und in der Dunkelheit und, ohne daß sie das geringste ahnden, mit den Dolionen und ihrem Könige selbst, der seine Feinde, die Makrienser, zu bekriegen glaubt, in eine Schlacht verwickelt, die ihm und einem großen Theile seines Volkes das Leben kostet (— 1052.) und, da der Morgen den Irrthum enthüllt, ein allgemeines Trauern verursacht. (— 1077.) Auch die folgenden Tage dauern die Stürme fort und halten die Argonauten zurück. (— 1080.) Erst am dreizehnten früh vergönnt ihnen, nachdem sie vorher der Enbele ein Opfer gebracht haben, ein günstiger Wind die Segel aufzuspannen und führt sie nach Cius in das Gebiet der Mysier. Hier steigen sie aus und thun sich gütlich, und Herkules, der unterwegs sein Ruder zerbrochen hat, geht in einen Wald, um eine Eanne zu diesem Behufe auszureißen. (— 1206.) Mittlerweile sucht Hylas, der Gefährte des Herkules, eine Quelle auf, um Wasser zu schöpfen, (— 1220.) und wird von der Nymphe der Quelle, die sich in ihn verliebt, hinabgezogen. (— 1239.) Der Argonaut Polphem hört ihn schreien, sucht ihn vergebens, und hinterbringt den Verlußt dem zurückkehrenden Herku-

leß, (— 1260.) der wüthend nach dem Knaben umherläuft. (— 1272.) Mit Tages Anbruch segeln die Helden weiter, ohne zu bemerken, daß Herkules und Polyphem ihnen nicht folgen. Telamon bringt darauf, daß man umkehren solle. Die Söhne des Boreas widersetzen sich, und es entsteht ein heftiger Wortwechsel. (— 1309.) Endlich erscheint der Seegott Glaucus und belehrt sie, es sey einmahl in dem Schicksale beschlossen, daß Herkules zu Argos wirken, Polyphem in Mysien umkommen und Hylas bey der Nymphe leben solle. (— 1325.) Telamon bittet den Jason um Verzeihung, (— 1343.) die Cianer versprechen dem Herkules, den Hylas unaufhörlich zu suchen, (— 1356.) und die Argonauten landen an dem Ufer der Bebryster. (— 1362.)

Zweytes Buch. Hier stellt sich ihnen Amyntus, der König des Volkes, der alle Fremden zum Faustkampfe zu zwingen pflegte, entgegen, und fordert sie auf sich mit ihm zu messen. (1 — 18.) Polux nimmt die Ausforderung an und ist so glücklich ihn zu erlegen. (— 97.) Auch die Bebryster, die ihres Königes Mord zu rächen suchen, werden geschlagen und zerstreut, (— 154.) und die Argonauten segeln, nachdem sie die Nacht in Schmaus und Gesang zugebracht haben, (— 163.) den andern Tag durch den thracischen Bosporus und landen an der, Bithynien gegen über liegenden, Küste. (— 177.)

An dieſer wohnt Phineus, den Jupiter, wegen des Mißbrauchs der ihm bewohnenden Weiſſagungs-
gabe, des Geſichts beraubt und der Verfolgung der
Harpyien preis gegeben hat. (— 193.) Raun er-
fährt er alſo die Ankunft der Argonauten, ſo be-
ſchwert er ſie, den ihm ertheilten Orakelspruch zu
erfüllen, und ihn von den Ungeheuern zu befreien.
(— 240.) Die geſtügelter Söhne des Boreas er-
heben ſich hierauf und verfolgen die Harpyien bis zu
den ſtrophadiſchen Inſeln, (— 300.) indeß Phineus
die übrigen Argonauten bewirthe und ihnen manche
nützliche Reiſenachrichten ertheile. (— 425.) Nach
der Rückkehr der Boreaden wird dem Apoll ein Opfer
gebracht; (— 497.) das Schiff ſelbſt aber muß, weil
die Eteſten, deren Uſprung bey der Gelegenheit
(500 — 528.) eingeſchaltet wird, zu wehen anfan-
gen, noch vierzig Tage verweilen. (— 536.) End-
lich, nachdem der Wind ſich geändert hat, ſtoßen
die Argonauten vom Lande und gelangen zu den cy-
anischen Klippen, denen ſie, unter dem Beſtande
Minervens, und nicht ohne große Gefahr entrin-
nen. (— 606.) Zephyrus, der Steuermann, ſowohl, als
die übrigen Reiſegenossen, schöpfen, nach dieſem
glücklich überſtandenen Abenteuer, neuen Muth und
beleben, durch die Beweiſe ihres Zutrauens, auch
den Jaſon mit ſtärkerer Zuverſicht. (— 649.) Von
iſt an ſegeln die Argonauten immer längs der Süd-
küſte des euxiniſchen Meeres morgenwärts. Zuſetzt

erreichen. Sie die wüste Insel Thynias, wo sie dem ihnen erscheinenden Apoll, ein von Tanz und Gesang begleitetes, Opfer bringen, und von neuem den Bund der Eintracht und wechselseitigen Hülfe beschwören. (— 719.) Sodann wenden sie sich in das Land der Marandiner. (— 751.) Enkus, der König desselben, der lange Zeit mit dem Amykus in Feindschaft gelebt und dessen Erlegung durch Pollux bereits gehört hatte, nimmt sie willfährig auf. (— 761.) erfährt von Jason ihre bisherigen Schicksale, (— 771.) schildert ihm selbst die Verdienste des Herkules um seinen Vater und giebt ihnen Geschenke und seinen Sohn Daschylus zum Begleiter. (— 814.) Während des Aufenthalts an dieser Küste, sterben Idmon, der Wahrsager, (— 850.) und Liphys, der Steuermann, (— 860.) dessen Amt Ancaus übernimmt. (— 898.) Von dem Gebiete der Marandiner aus segeln die Argonauten, nach einer Ruhe von zwölf Tagen, vor mehreren merkwürdigen Orten vorüber, (— 961.) und erreichen die Mündung des Thermodon im Lande der kriegerischen Amazonen, (— 984.) die sich zu einem Angriffe zusammenziehen, aber, weil während der Zeit ein günstiger Wind das Schiff davon fährt, zu spät kommen. (— 1000.) Weiterhin berühren sie die Küsten mehrerer wilden Völker, deren Sitten kürzlich geschildert werden (— 1030.) und landen, nach Phineus Rath, an der Mars-Insel, dem

Bohnorte streitbarer Vögel, (— 1046.) deren Angriff sie durch ihr Geschrey und das Zusammenschlagen ihrer Schilde und Speere abwenden. (— 1090.) Auf der Insel selbst findet Jason seine Verwandten, die Söhne des Phrixus, die, als sie auf einem kolchischen Fahrzeuge abgesegelt waren, um ihr väterliches Vermögen aus Orchomenus zu holen, sich aus einem Schiffbruche hieher geflüchtet hatten, (— 1167.) und beredet sie an seinem Zuge Theil zu nehmen. (— 1225.) Von der Mars-Insel, wo sie nur einen Tag blieben, kommen sie zu der Insel Philyräis, berühmt durch die Liebe und Verwandlung der Philyra, der Mutter Chirons, (— 1241.) feuern an den Ufern mehrerer Völkerschaften vorbey, (— 1245.) sehen die Gipfel des Rautasus und vernehmen die Geufzer des dort angeschmiedeten Prometheus, (— 1259.) und laufen endlich in den kolchischen Fluß Phasis, den Ort ihrer Bestimmung, ein. (— 1285.)

Drittes Buch. Nach der Ankunft Jasons in Kolchis, überlegen Juno und Minerva, wie sie ihren Lieblingen thätigen Beystand leisten wollen, (1—24.) und vereinigen sich, die Venus anzusprechen und durch die Mutter den Sohn zu überreden, Medeen, der Tochter des kolchischen Königs, Meetes, Liebe für Jason einzufloßen. (— 35.) Nach einigen Bedenklichkeiten, unterzieht sich Me-

nus des Geschäftes, und Amor tritt seine Reise mit Köcher und Bogen bewaffnet, an: (— 166.) Mittlerweile berathschlagen sich auch die Helden über die Ausführung ihres Unternehmens und kommen überein, den Jason selbst, nebst den Söhnen des Phrixus und zwey andern Gefährten, an den Aeetes zu senden und die Auslieferung des goldnen Vlieses zu fordern. (— 198.) Diese machen sich sogleich auf den Weg, und erreichen, von Juno in eine Wolke gehüllt, ungesehn, die Burg des Aeetes, (— 246.) wo sie zuerst von Medeen und ihrer Schwester Chalciope, (— 268.) und sodann von Aeetes und seiner Gemahlin Idjia empfangen werden, (— 274.) und Amor der Gelegenheit wahrnimmt und Medeen für Jason entzündet. (— 298.) Nach der Mahlzeit befragt Aeetes seine Enkel, (die Söhne des Phrixus und der Chalciope,) über die Ursache ihrer Rückkehr und die Absicht der fremden Ankömmlinge, (— 316.) und wird nicht wenig aufgebracht, als ihm Argus die letztere entdeckt, und nur mit Mühe durch Jasons Erklärung befänstigt. (— 395.) Endlich, nachdem er lange mit sich zu Rathe gegangen ist, eröffnet er dem Helden, daß er, um das goldene Vlies zu besitzen, mit feuerspendenden Stieren ein Feld pflügen, Drachenzähne hineinsäen, und die daraus emporkeimenden Männer erlegen müsse. (— 421.) Jason erschrickt, nimmt aber die Bedingungen an (— 438.) und

kehrt, während Medea im Stillen sein Schicksal besammert, mit dem Argus, dem einen Sohne des Phrixus und seinen beiden Gefährten, zu dem Schiffe zurück. (— 471.) Als er daselbst anlangt, legt er seinen Begleitern die Bedingungen des Meetes vor und findet mehrere sogleich entschlossen, die Gefahr mit ihm zu theilen: (— 520.) allein Argus schlägt ihm vor, zuvörderst, durch seine Mutter Chalciopé, die der Zauberer kundige Medea auszuforschen, ob sie vielleicht hülfreiche Hand leisten wolle, (— 539.) und da sowohl die Augurien, als auch die Ermahnung des Phineus, sich mit der Venus zu vereinigen, dem gegebenen Rathe entsprechen, (— 555.) und Niemand, als Idas, dagegen eifert, (565.) so wird Argus unverzüglich in die Stadt zurück gesandt und das Schiff an das Land gezogen. (— 575.) Meetes ist so eben beschäftigt, seinen Kolchern Gehorsam gegen sich und Aufmerksamkeit auf die Fremden zu empfehlen, (— 608.) als Argus eintrifft und seine Mutter ermuntert, Medeen für Jason zu gewinnen. Aber, bei dieser hat die Liebe bereits jeder Aufforderung vorgearbeitet. Träume von Jason haben sie die Nacht durch beunruhigt, (— 630.) und nur die Scham hält sie zurück, sich ihrer Schwester zu entdecken. (— 664.) Eine Sklavinn, die ihre Thränen bemerkt, thut es an ihrer Stelle, (— 673.) und Chalciopé säumt nicht, herbeizueilen und Medeen um die Ur-

sache ihrer Betrübniß und Unruhe zu befragen. Da Medea einzig für die Söhne ihrer Schwester bekümmert zu seyn vorgiebt, (— 654.) so empfiehlt ihr Chalciope zuerst diese (— 717.) und dann den griechischen Helden selbst, und erhält leicht eine zusagende Antwort. (— 738.) Die Nacht darauf erneuert sich der Kampf in Medeens Brust heftiger, als zuvor. Die widerstrebendsten Leidenschaften zerreißen sie abwechselnd und foltern sie so gewaltig, daß sie sogar Gift zu nehmen beschließt. Endlich erscheint die erwünschte Morgenröthe und beruhiget sie durch die Thätigkeit, zu welcher sie auffodert. (— 823.) Schön geschmückt und mit einer unverwundbar machenden Salbe versehen, fährt sie sogleich in den Tempel der Hefate, (— 889.) entdeckt den Sklavinnen, die ihr folgen, daß sie entschlossen sey, dem Jason beyzustehen, und befehlet ihnen, wenn er erscheine, sich zu entfernen. (— 911.) Nicht lange, so geleiten Argus und Mopsus den Jason zu dem Tempel der Göttin, (— 925.) und lassen ihn daselbst, auf Befehl einer von der Juno gesandten Krähe, mit Medeen allein. (— 965.) Hier bietet der junge Held zuvörderst seine ganze Beredsamkeit auf, um die beschämte und furchtsame Schöne zu beruhigen, und spricht sie sodann dringend um Beystand an, (— 1007.) und sie, die kaum weiß, was sie antworten soll, giebt ihm die Salbe, belehrt ihn, wie er sie anwenden

und

und überhaupt das ganze Geschäft betreiben solle; (— 1061.) klagt, daß er sie verlassen werde, erwähnt ihn, iheer nie zu vergessen, und befragt ihn um Vaterland, Aeltern und Freunde. (— 1075.) Jason ertheilt ihr hierauf Nachricht von seinem Geschlechte (— 1101.) und gelobt ihr, sie mit sich nach Griechenland zu führen und als Gattin zu lieben. (— 1130.) Beide scheiden vergnügt, und Jason hinterbringt den Seinigen die Rathschläge der Schönen. (— 1170.) Den folgenden Tag erhalten die Argonauten von Aetes die zu sendende Drachenzähne. (— 1190.) Jason reiniget sich und opfert, wie ihm Medea befohlen hat; (— 1223.) säht und säet sich mit der erhaltenen Salbe und schiffet mit seinen Gefährten dem Kampfsplatze zu, wo die Kolcher und ihr König bereits angelangt sind. (— 1278.) Ist beginnt die gefährliche Arbeit. Aus einem unterirdischen Stalle holt er köstliche feuerspeisende Stiere, spannt sie, ohne daß sie ihn mit ihrem Hörnern verwunden, oder durch ihre Flammensströme schaden, ans Joch, (— 1305.) pflügt mit ihnen die Erde und säet die Zähne, (— 1339.) und begiebt sich, nachdem er die Stiere wieder abgesspannt hat, zu seinem Schiffe, um sich ein wenig zu erholen. (— 1354.) Mittlerweile heben gewaffnete Männer im Felde empor. (— 1363.) Aber Jason, Medeas Rath eingedenk, wirft einen ungeheuren Feldstein unter sie, der die Wirkung hervor-

bringt, daß sie auf einander losgehn, sich größtentheils selbst umbringen und die übrig bleibenden, eine leichte Beute, unter dem Schwerte des Helden fallen. (— 1403.) Aeetes kehrt trostlos in die Stadt zurück. (— 1407.)

Viertes Buch. Nach dem glücklichen Erfolge der Unternehmung Jasons fängt Medea, durch die Einwirkung der Juno, zu fürchten an, daß ihr Vater ihren Antheil an dem Ausgange des Kampfes argwohnen und sie zur Reichenschaft fordern möge, (1—19.) und flüchtet ungesäumt aus dem väterlichen Hause zu dem Schiffe der Griechen. (— 75.) Hier verspricht sie, den Drachen, der das goldne Vließ bewahre, einzuschläfern, (— 91.) erhält von Jason die eidliche Versicherung, daß er sie mit sich nach Griechenland nehmen wolle, und segelt, nachdem sie, noch vor Anbruch des Tages, ihre Zusätze erfüllt, und ihn zum Besitzer des goldnen Vlieses gemacht hat, davon. (— 211.) Am dritten Tage erreichen sie, verfolgt von den Kolchern, Paphlagonien: (— 252.) und wenden sich, eingedenk der Warnung des Phineus, der ihnen auf einem andern Wege nach Griechenland zurückzuführen geboth, nördlich nach der Mündung des Isters, (— 302.) während ein Theil der Kolcher durch die cyparissischen Klippen, südlich, streut, und der andere, unter der Anführung des Absyrtus, des Bruders Medeens,

sch eine zweite Mündung des Isters segelt und, die Argonauten durch den südlichen Arm des Stroms in das adriatische Meer einlaufen, sie dast erwartet und anzufallen droht. (— 337.) Nach der vorhergegangenen hinterlistigen Betäubung zwischen Jason und Medeen, wird die Sache damit vermittelt, daß jener das goldene Vließ behalten, und diese auf die Dianen-Insel ausgesetzt werden. (— 451.) Aber kaum ist sie daselbst angelangt, ermordet Jason den Absyrtus, der ihn mit einer von seinen Gefährten nachgefolgt ist, (— 492.) und steuert sofort, nachdem er Medeen wieder eingenommen hat, nach der Insel Elektris, am Ausflusse des Eridanus, und von hier aus tiefer hinab nach Corcyra, während die übrigen Kolcher, durch die Hitze und die Furcht vor Aeetes geschreckt, sich auf die Inseln des adriatischen Meeres, in der Nähe von Priens, niederlassen. (— 575.) Mittlerweile ist Jund die Entdeckung, Jupiter habe, durch Absyrtus Ermordung aufgebracht, den Entschluß gefaßt, daß die Argonauten, um sich von ihrer Missethat zu reinigen zu lassen, an der Insel Corcyra landen, vorher aber noch viele Leiden bestehen müßten, und erregt zu dem Ende einen Sturm, der die Helden an die Insel Elektris zurückwirft. (— 603.) Hier vernehmen sie von dem Schiffsführer, daß Minerva die Gabe der Rebe verliehen hat, daß ihnen bestimmte Schicksal und treten eine neue und

gefährvolle Reise an: (— 591.) denn, nachdem sie in den Busen des Eridanus eingelaufen sind, kommen sie in den Rhodan, den jener aufnimmt, aus dem Rhodan in die Sümpfe des Eeltenlandes, (— 642.) aus diesen, nachdem sie eine Menge unbekannter Völker vorbegegelt sind, an die stöchadischen Enlande c), und endlich an die Insel der Circe, (— 661.) welche die Sühne vollzieht (— 717.) und Medeen, nachdem sie ihre Geschichte gehört hat, sie sogleich zu verlassen auffordert. (— 752.) Von der Circe-Insel wenden sich die Argonauten weiter nach Süden, entrinnen, mit Hülfe der Ihetis und des Aeolus, die Juno gewonnen hat, (— 879.) den Sirenen (— 919.) und den übrigen Gefahren des sicilischen Gewässers, (— 979.) und landen endlich in Phäacien, bey dem Könige Alcinous. (— 1000.) Aber hier stößt Medea auf diejenigen Kolcher, die ihren Weg durch die epanischen Inseln genommen hatten, und vereitelt, nur durch die Freundschaft Aretens, der Gemahlin des Alcinous, und durch ihre in Eile vollzogene eheliche Verbindung mit Jason, die Ansprüche, die ihre Verfolger, wegen ihrer Auslieferung, an diesen machen. (— 1216.) Am sechenten Tage verlas-

c) Man vergl. über diesen sonderbaren Weg, den übrigens nicht Apollonius merkt, sondern frühere Dichter schon die Argonauten nehmen lassen, Mannerts Geographie. B. IV. S. 44.

sen die Abenteurer Phäacien und sehen bereits die peloponnesische Küste vor sich, als sie plötzlich durch einen Sturm in die libyschen Syrten geschleudert werden, von wannen den Schiffenden keine Rückkehr gestattet ist. (— 1243.) Aus diesem durchaus hilflosen Zustande rettet sie der dunkle, aber durch Pteleus richtig enträthselte Ausspruch der Schutzgötterinnen Libyens, die dem Jason erscheinen. (— 1380.) Ihm folgend, tragen sie die Argo, zwölf Tage lang, auf ihren Schultern durch die Wüste und erreichen zuletzt den tritonischen See, (— 1392.) wo sie, von dem heftigsten Durste übermannt, durch eine der Hesperiden, denen Herkules, den Tag vorher, die goldenen Äpfel entrißen hat, zu einer Quelle gewiesen werden, (— 1456.) auch den Herkules von weitem erblicken, ohne ihn jedoch erreichen zu können, (— 1484.) und zwei von ihren Gefährten, den Ranthus durch Gewalt, und den Mopsus durch einen Schlangenbiß verlieren. (— 1537.) Aus dem genannten See, dessen Bewohner Triton, durch Geschenke und Opfer versöhnt, ihnen den Weg anzeigt, und dem Euphemus eine Erdscholle als Gastgeschenk anbiethet, (— 1619.) schiffen sie in das offne Meer, und erreichen in wenigen Tagen Kreta, wo sie, nachdem Medea den nur an einem Orte verwundbaren Taurus, den Hüter der Insel, der ihnen die Landung verwehret, durch ihren Zauber gebändigt hat, eine Nacht zubringen und Miner-

den am andern Morgen einen Tempel errichten. (— 1691.) Von Ireta aus segeln sie durch eine pechschwarze Finsterniß, die Phoebus endlich auf Jasons Bitte zerstreut, zu der sporadischen Insel Anaphe, (— 1730.) von dieser Insel, ohnfern welcher Euphemus, auf Veranlassung eines Traums, die vom Triton erhaltene Erdscholle in das Meer wirft, und das Eiland Kalliste, den Wohnsitz seiner Nachkommen, hervorstiegen sieht, nach Megina, (— 1764.) und von hier aus, ohne weitere Unfälle, in den thessalischen Hafen Pagasä. (— 1781.)

Ich hoffe, dieser Auszug wird auslangen, um die Megnautika nicht bloß im Allgemeinen, sondern auch nach ihren einzelnen Bestandtheilen kennen zu lernen. Geheu wir von ihnen zur Anordnung des Gedichtes und deren Beurtheilung über, so eröffnet sich ein doppelter Gesichtspunkt. Man kann fragen, was ist Apollonius Plan an sich, und was ist er, in Vergleichung mit dem Plane einer Ilias und Odyssee, werth. Ich will von der letztern Frage, als der näher liegenden und leichter zu erörternden, ausgehn. Gesezt auch, daß ursprünglich weder die Ilias noch die Odyssee ein zusammenhängendes Ganzes ausmachten, so kann doch dieser Umstand, die gedachte Rücksicht nicht aufheben oder ihre Beachtung unnöthig machen. Seit dem Aristoteles war man gewohnt, in beiden Gedichten das Gesez

der Einheit ausgedrückt und beobachtet zu finden, und nach einem andern Grundsatz urtheilten sicher auch Apollonius und Longin nicht.

Wenn der eben genannte Kunstrichter, bey seinem oben erwähnten Ausspruche über die Argonautika, auch die Zusammensetzung derselben vor Augen hatte, und sie von der Seite mit dem homerischen Gedichte verglich, so ist sein Urtheil unstreitig so gegründet, wie irgend eines. Der Plan der Ilias und Odyssee mag der Kritik noch so viel Blößen geben, — so wie wir beyde Werke ist lesen, verräth ihre Ordnung einen Geist, der sich auszeichnet und auf Größe und Erhabenheit Anspruch macht. Homer erscheint schon in seinen Entwürfen als ein von feinem Gegenstande begeisterter und durchdrungener Dichter, Apollonius dagegen ist nirgends mehr, als ein Erzähler, der sich begnügt, seine Leser aus Ziel zu bringen, gleich viel, ob auf einem leichten oder beschwerlichen, auf einem unterhaltenden oder langweiligen Wege. Wie ganz anders verhalten sich die Herumirrungen des Ulysses, (denn die Odyssee ist es eigentlich, die bey dieser Zusammenstellung in Betrachtung kommt,) gegen die Irrsaher Argonauten! Jene nehmen zwar ebenfalls einen großen Theil des homerischen Gedichts ein: aber sie sind ihm, als Episoden, einverleibt und der eigentlichen Handlung ganz und glücklich untergeord-

net; diese hingegen lassen es zweifelhaft, ob ihre Erzählung oder die Eroberung des goldenen Vließes der wahre Zweck des Gedichtes sey: so sehr verliert sich die Unternehmung in die Abenteuer der Helden und ihrer Reise. Ueß, nachdem wir alle seine Wanderungen und ausgestandenen Leiden kennen, hat unsere Wißbegierde so wenig gestillt, daß wir vielmehr ist erst anfangen, recht lebhaft für ihn zu empfinden und zu wünschen; die Argonauten, nachdem sie ihren Schatz erbeutet haben, müssen freylich mit ihm nach Hause kehren. Aber die Absicht ihrer Reise ist erfüllt und die Handlung folglich geendigt. Kein Leser erwartet, nachdem er schon zwey Bücher Sturm- und Gefahr bestanden hat, eine neue Reihe von Abenteuern, oder vermag dem Dichter, wenn dieser den abgerissenen Faden wieder aufnimmt, mit Antheil zu folgen, weil er mit Bestimmtheit voraussetzt, daß das endliche Ziel, wohin er gelangt, kein anderes ist und seyn kann, als der thessalische Hafen Nagasä, von welchem er mit ihm ausgeht. Wen allem Bestreben, das poetische Interesse von dem Interesse der Neugierde zu trennen, wird er sich nie des Gefühls entschlagen können, daß diese Einkufung der Begebenheiten zur Rechten und Linken, diese doppelte Umgebung der Haupthandlung, von Seiten des Umfangs, wie von Seiten des Einflusses, in einem zu großen Mißverhältnisse gegen die letzte steht, um für das Erzeugniß einer frey schaffenden

Einbildungskraft und für eine, dem Gesetze der Schönheit entsprechende, Dichtung erkannt zu werden.

Nicht minder groß ist der Abstand zwischen beiden Dichtern, wenn man auf den Gebrauch sieht, den beide von den, an der Handlung theilnehmenden, höhern Wesen und deren Kräften und Diensten machen. Die beiden Gottheiten, welche den Zug der Argonauten unterstützen, sind Pallas und Juno: aber keine von beiden beweist sich thätig, weil sie durch eine besondere Zuneigung für den Jason geleitet wird, oder, weil ihr Interesse mit dem feini- gen und dem Gelingen der Unternehmung verflochten ist. Die Gründe, welche sie zur Theilnahme bewegen, sind eben so zufällig, als unbedeutend. Pallas begünstigt die Argonauten, weil sie die Erbauerin des Schiffes ist, auf dem sie die Reise antreten, und Juno nimmt sich des Führers an, weil Pelias, der ihn sendet, sie bey einem Opfer, das er dem Neptun und andern Göttern brachte, ob aus Vorsatz oder aus Uebereilung, erfährt man nicht einmal, vergessen oder vernachlässiget hat. Es ist wahr und bekannt genug, daß die Triebfedern, durch welche die homerischen Götter zum Handeln betrogen werden, ebenfalls weder die edelsten noch die wichtigsten sind. Indes fehlt es ihnen doch nie an einem persönlichen oder an einem leidenschaftlichen Interesse, das ihre Einmischung begreiflich macht,

oder ihre Wirksamkeit begründet. Apollonius dagegen weiß von dem einen so wenig, als von dem andern, und hat es nicht einmal der Mühe werth gefunden, uns über die Bewegungsgründe, von denen geleitet die beiden Göttinnen sich für Jason verwenden, gehörig zu unterrichten: denn daß Pallas die Werkmeisterinn der Argo sey, setzt er, sonderbar genug, als aus andern Dichtern bekannt, voraus, und die Ursache der zwischen dem Pelias und der Juno obwaltenden Feindschaft erwähnt er nur beiläufig und in einem gleichsam wie verloren hingeworfenen Verse d). Welchen Gebrauch macht Apollonius überdem von dem Bestande seiner Gottheiten? Beym Homer sind die Götter die Seele seiner Dichtungen, die Kraft, die alles bindet und ordnet. Nichts von Wichtigkeit geschieht ohne sie, und nicht selten überträgt er ihnen, selbst zur Unzeit und bey unbedeutenden Verrichtungen, eine Rolle. Den letztern Fehler hat sich Apollonius vielleicht nicht zu Schulden kommen lassen: aber darum kann er doch keinen Anspruch auf Lob machen. Wenn beym Homer die Götter alles und oft zu viel sind, so sind sie dagegen bey ihm zu wenig. Da sie nicht innig und leidenschaftlich genug in die Handlung verflochten sind, sondern nur zuweilen zu Hülfe gerufen werden, so scheinen sie gewöhnlich auch da, wo sie

d) l. 14.

eintreten, entbehrlich und weniger um des epischen Bedürfnisses, als um des poetischen Herkommens willen hergerufen. Wenn Pallas vom Himmel heruntersteigt, und mit eigener Hand der Argo durch die chanischen Klippen hilft, wenn sie und Juno sich gemeinsam an Venus wenden, um Medeen durch Amorn eine unbezwingliche Leidenschaft für Jason einzustößen, wenn bald nachher Juno einen Vogel abschickt, um dem Argus und Kopsus anzudeuten, daß sie die Unterhaltung der Liebenden durch ihre Gegenwart nicht stören oder erschweren sollen, wenn eben diese Göttin, nachdem Jason die kolchischen Ungeheuer besiegt hat, Medeen eine plötzliche Furcht einjagt, um den Entschluß zur Flucht in ihr zur Reife zu bringen, so kann man, in Hinsicht dieser Fälle, weder behaupten, daß die Dazwischentunft der Göttinnen zwecklos oder lächerlich sey, noch läugnen, daß Homer seine Götter um weit unbedeutender Angelegenheiten willen bemühe. Gleichwohl machen die Maschinerien der beyden Dichter einen ganz verschiedenen Eindruck. Homer kann, wie gesagt, wegen der zu häufigen und bisweilen unschicklichen Einmischung seiner Götter, Tadel verdienen, allein: überhaupt genommen, greifen sie in die Handlung ein und befördern sie. Man ist auf ihre Erscheinung vorbereitet und erwartet selbige, der Anlage des Ganzen gemäß, mit Gewisheit. Apollonius bedient sich der höhern Wesen sparsamer, allein,

wie es scheint, hat er auch da, wo er sich ihrer bedient, keine hinlängliche Veranlassung sie einzuführen. Man ist geneigt zu glauben, daß auch ohne den Zutritt der himmlischen Mächte, die Argo entkommen, Jason Medea sprechen und diese sich in den jungen Helden verlieben und ihm ihr Vaterland aufopfern könne. Apollonius hat den Antheil der Götter an dem Zuge der Argonauten, von allem Anfange an, zu wenig begründet, um uns in der Folge zu überreden, daß ihre Gegenwart und Einwirkung mehr, als bloße Verzierung, — daß sie nothwendig und wesentlich sey.

Nicht viel besser verhält es sich mit der Rolle, die er dem Führer der Unternehmung zugetheilt hat. Auch Jason ist der Mann nicht, der unsere Bewunderung erregen und unsere Liebe verdienen kann. Um jene zu erwerben, mußte er selbstständiger und größer handeln, und um diese zu gewinnen, in minder entehrenden Lagen erscheinen. Ein kurzer Ueberblick dessen, was er thut, wird entscheiden, ob ihn der Dichter anziehend und bedeutend genug geschildert hat.

Offenbar erweckt schon die Art, wie Jason den Oberbefehl überkömmt, die Erwartung nicht, die Achtung und Zutrauen einflößt. Es ist weder das Ansehn der Geburt, noch der Ruf großer Thaten, was ihm die erste Stelle erwirbt, es ist eigentlich die

Weigerung des Herkules, sich der Führung der Argo zu unterziehen, und der Wunsch dieses Helden, statt seiner, den Jason mit dieser Würde bekleidet zu sehn. Eben so wenig führt der Dichter auf der ganzen Seereise nach Kolchis eine Gelegenheit für den Jason herbei, sich durch irgend ein glänzendes Verdienst und durch Proben von Entschlossenheit, Muth und Tapferkeit über die andern zu erheben. Das einzige, was ihn empfiehlt, ist die ruhige Mäßigung, mit der er einige Mahle die unter seinen Gefährten entstandenen Fehden beylagt, und eigene Beleidigungen verzeiht, übrigens verhält er sich durchgehends leidend; und vergißt sogar, während seines Aufenthalts in Lemnos, in den Armen der schönen Hippipyle, sich und den Zweck seiner Reise so sehr, daß Herkules bewogen wird, ihn durch einen harten und schimpflichen Verweis an seine Schuldigkeit zu erinnern und zu seiner Pflicht zurückzuführen. Als er hierauf in Kolchis, dem eigentlichen Schauplatze seines Ruhmes, anlangt, hat er das Glück der Tochter des Aeetes, einer allmächtigen Zauberin, zu gefallen, und statt herrlicher Thaten von ihm, sehen wir nichts, als die Wirkungen des mächtigen Zaubers, den seine Geliebte zu seiner Rettung anwendet, und in diesen Wirkungen allen Ruhm und alle Gelegenheit zum Ruhme für ihn untergehn. Nach der Eroberung des goldnen Uießes, eröffnet sich ihm obermüht eine große Aussicht zur

Bestehung wichtiger und ehrenvoller Abenteuer, eine lange und Gefahr drohende Heimreise, aber ohne daß er glänzendere Vorzüge entfaltet, als auf der Hinreise. Die That, bey deren Vollführung er sich am geschäftigsten erweist, ist gerade eine der schwärzesten und weder durch den Zeitgeist noch durch die Umstände zu entschuldigen, — der Mord, den er in Gemeinschaft mit Medeen, an deren Bruder, Absyrtus, begeht, und dessen Abscheulichkeit der Dichter nicht einmahl zu verhüllen oder auch nur zu mildern Sorge getragen hat. Den übrigen Theil des Wegs sind die Götter allein, oder doch nicht mehr, als seine Gefährten überhaupt, beschäftigt. Selbst die eine sich ihm nochmahls darbiethende Gelegenheit, als Held zu sprechen und zu handeln, — sein Zusammentreffen mit den Kolchern in Phäacien und die Aufforderung dieser, ihnen Medeen auszuliefern, geht verloren. Statt hervorzutreten und seine Braut zu schützen, feyert er, was freylich leichter war, in aller Eile und Stille seine Hochzeit mit ihr, und verpflichtet dadurch den Alcinous und dessen Gemahlin, die Vermählten in ihren Schutz zu nehmen und die Kolcher zurückzuweisen.

Es ist kaum nöthig zu erinnern, daß auch Medea, ungeachtet sie in die Handlung mehr und öfter eingreift, als Jason, darum doch die einzelnen Theile derselben weder zu einem Ganzen verbindet

noch von Seiten des Charakters den Leser zufriedener stellt, als er. Eine ungestüme Leidenschaft, die alle Gränzen der Schamhaftigkeit überschreitet und alle Bande der Pflicht gewaltsam zerreißt, giebt ihr freylich eine gewisse Größe: aber diese Größe ist keineswegs edel oder erhaben. Sie ist nicht einmahl schrecklich, wie sie wohl zuweilen auf der Bühne, wo ihr die Eifersucht zur Folie dient, erscheint; sie ist im Gegentheil verächtlich und niedrig. Vergebens sagen wir uns, daß sie eine Ungriechin war und im vorhomerischen Zeitalter lebte, vergebens erzählt der Dichter, daß Juno die heftige Flamme der Liebe für Jason in ihr entzündet hatte, — so lange von der Täuschung des Vaters, von der Unterstützung des Fremdlings gegen ihn, von der Entwendung des goldenen Vließes, und von der heimlichen Flucht aus dem väterlichen Hause die Rede ist, treten diese Gründe als rechtfertigend oder entschuldigend, ein; aber sie werden für ungültig befunden, wenn Absyrtus und seine Gefährten durch die Schwester und Landsmännin dem Bürgergeschwerte des Griechen überantwortet werden. Mag sie dann immerhin den Schleier über ihr Antlitz ziehen, um die Greuelthat nicht zu sehen, der nämliche Schleier wird mit dem Bruderblute bespritzt und erregt den Schauer der Menschheit! Um wie viel weiser und edler handelt Homer, der selbst Helenen so viel Züge von schöner Weiblichkeit leiht, und

wenn er von Klytemnästra reden muß, sie, als die Unholdin ihres Geschlechts mit gerechtem Abscheu verurtheilt!

Solche und ähnliche Ansichten sind es, unter denen uns die Argonautika des Apollonius erscheinen, wenn wir sie als ein Werk betrachten, das eine dichterische Einbildungskraft aus dem rohen Stoffe des Mythos, der vor ihm lag, freywirkend, bildete, und sie nach den Gedichten Homers, wie wir sie jetzt lesen, und den aus ihnen abgezogenen Gesetzen der Epopöe beurtheilen. Aber es läßt sich noch eine zweite Ansicht auffassen, und sie darf um so weniger vernachlässiget werden, da nach ihr das Urtheil über den Werth der Argonautika ganz anders ausfallen muß, als nach der ersten. Der Argonautenzug war, wie wir mit Sicherheit wissen, schon in frühern Zeiten von mehreren Dichtern bearbeitet worden, und die spätern, bis herunter zu den alexandrinischen, und diese mit eingeschlossen, hatten nicht unterlassen, sich wiederholt an demselben Gegenstande zu versuchen *). Als daher Apollonius die Feder ergriff, um eine neue Ausführung zu wagen, fand er eine, im Ganzen genommen, schon völlig geordnete.

*) Eine Uebersicht der in den Schollen zum Apollonius erwähnten Schriften, die der Dichter bey der Verfertigung seines Werkes benutzte, hat H. Groddel in der Bibl. der alten Litteratur und Kunst St. II. S. 61. u. f. gegeben.

geordnete und geründete Erzählung, und Leser, die an den Gang derselben gewöhnt waren, vor sich. Unter diesen Umständen eröffneten sich ihm mehr nicht, als zwei Wege. Entweder er mußte den oder die Mythen vom Argonautenzuge, wie etwa in unsern Tagen mehrere Dichter die Märchen der Lafelrunde, als bloße Veranlassung, als Materie, aus der erst ein Plan geschaffen und ein Gedicht gebildet werden sollte, behandeln, oder den einmahl gebahnten und geebneten Pfad der Geschichte verfolgen und sich auf die Ausschmückung der einzelnen Sagen, oder überhaupt, auf Darstellung und Verschönerung des einmahl Vorhandenen und schon Geordneten einschränken. Es ist klar, daß alle Erinnerungen, die ich gegen ihn vorgebracht habe, ihn nur unter der ersten Voraussetzung treffen. Aber gesetzt nun, daß Apollonius, was allerdings das Wahrscheinlichere ist, nicht von der Idee ausging, der Schöpfer eines neuen Werkes, oder einer Epopee, nach dem Vorbilde der homerischen, zu werden, sondern, daß er, sey es aus Achtung für bereits von frühern Dichtern erfundene und begründete Entwürfe, oder aus Ueberzeugung, durch eine veränderte Anlage schon verwöhnten Lesern nicht zu gefallen, in die Fußstapfen seiner Vorgänger trat, wie werden wir ihn dann beurtheilen müssen, oder mit andern Worten, was ist der Plan seines Gedichts, ohne Rücksicht auf Homer und Ideal, werth?

Zuerst dünkt mich, ist es nicht zu verkennen, daß der Argonautenzug in der Art, wie ihn Apollonius ausgeführt hat, wenn er auch den, nach Einheit, Ründung und Zusammenhang strebenden, Verstand nicht befriedigt, doch die Phantasie nicht leer ausgehen läßt. Die Reise der griechischen Helden von Theffalien aus nach Kolchis und von da zurück in ihr Vaterland hat im Ganzen dasselbe Interesse, welches heute noch die Entdeckungstreisen für jeden Neugierigen haben. Apollonius rollt vor unsern Augen ein großes und reiches Landschaftsgemählde auf. Eine uns oft unbekannte Natur breitet sich vor uns aus; versteckte Küsten und Länder treten aus ihrem Dunkel hervor; wilde Meere und reißende Ströme erfüllen uns mit Schrecken und Grauen, und fremde Nationen und Menschen ziehen uns durch ihre Eigenheiten und Sitten an. Zu diesen an sich schon merkwürdigen und der poetischen Einkleidung nicht unfähigen Gegenständen gesellt sich noch eine lange Reihe von wunderbaren Tugen und seltsamen Abenteuern, denen man ebenfalls das Verdienst, zu unterhalten und Mannigfaltigkeit in die Erzählung zu bringen, nicht absprechen kann. Bald tödtet sich eine zärtliche Gattin aus Liebe für ihren in der Finsterniß der Nacht durch seinen eigenen Gastfreund erschlagenen Gemahl, und bald wird ein schöner Jüngling von den Nymphen entdeckt und entführt; hier verketten bewegliche Felsen, die jedes sie durch-

segelnde Schiff verschlingen, nachdem die Argo ihnen entronnen ist, die Kräfte sich ferner zu öffnen, und wurzeln fest in den Boden ein, und dort geht eine neue Insel aus einer in das Meer geworfenen Erdscholle hervor; das eine Mahl folgen wir den geflügelten Göttern, die einen unglücklichen Sterblichen von seinen ebenfalls geflügelten Peinigern befreien, und das andere Mahl werden wir über den Ursprung der kühnen Thaten unterrichtet. Man würde sich in der That einer Ungerechtigkeit gegen den Apollonius schuldig machen, wenn man läugnen wollte, daß er alles, was die einmahl bestehende Anlage seines Gedichtes erlaubt, geleistet und, durch die Menge der eingewebten Begebenheiten, seiner Erzählung die nöthige Abwechslung gegeben und die Eintönigkeit der langen Seereise seiner Helden so viel als möglich vermindert habe. Wenn sein Werk jenes Interesse entbehrt, das aus der glücklichen Unterordnung der einzelnen Theile zu einem Ganzen, aus der allmählich fortschreitenden Entwicklung einer einzigen wichtigen Handlung und aus der wohl begründeten Theilnahme höherer Wesen entspringt, so hat er ihm doch alles das Große, alles das Wunderbare und alles das Angiehende gegeben gewußt, dessen eine Sage empfänglich war, in deren Bestandtheilen er sich keine wesentlichen Veränderungen gestatten wollte.

In eben dem Maße aber, in welchem die einmal herkömmliche Behandlung der Argonauten - Fabel dem Plane des Dichters zu gut kommt: in eben dem Maße wird sie auch seinen Charakteren zu gut kommen müssen. Die Charaktere eines Jason, eines Orpheus, einer Medea, hatten unstreitig durch die Länge der Zeit und durch die sich immer gleich bleibenden Schilderungen der Dichter eine eben so große und unwandelbare Bestimmtheit erhalten, wie die Charaktere eines Neptun, einer Juno und einer Circe. Sie nach seinem Bedürfnisse umbilden und ihnen neue Eigenschaften und Richtungen leihen wollen, würde ein eben so gröblicher Verstoß gegen den herkömmlichen Glauben und die Gesetze der Wahrscheinlichkeit gewesen seyn, als wenn ein nachhomerischer Dichter sich unterfangen hätte, einen Nestor stürmisch und aufbrausend und einen Apoll sanft und bedächtig zu schildern. Wenn Jason daher unter den jungen Helden, seinen Gefährten, weniger groß und thätig erscheint, als wir von dem Helden der Unternehmung erwarten, und Medea eine ihr Geschlecht entehrende, Treulosigkeit, Grausamkeit und Härte in sich vereinigt, wenn jener durch keine besondern Vorzüge und ausgezeichneten Handlungen fesselt, und diese oft beleidiget und empört, so würde Apollonius seinen Zählern vielleicht mit Grunde erwidern, daß schon in den frühesten Gedichten der Argonauten - Sänger auf den Jason kein besonderes

Licht falle, und Medea nie eine andere Rolle, als die einer gefühllosen Zauberin, spiele. Eben diese Antwort würde er, und mit nicht geringerm Rechte, bey mehreren, entweder gar nicht, oder doch nicht hinlänglich begründeten, Dichtungen, gegen seine Kritiker geltend machen. Was ist, um ein einziges Beispiel aufzustellen, befremdender und zweckloser, als der Entschluß der Argonauten auf ihrer Heimfahrt einen andern Weg, als auf ihrer Hinfahrt nach Kolchis zu wählen, und, statt durch den Hellespont, durch einen Arm des Isters zu segeln und neue Leiden und Gefahren zu suchen. Alles, was wir zur Beschönigung dieses thörichten Einfalls in den Dichtern finden, ist eine leise Andeutung des Phineus, ein unabichtlich hingeworfenes Wort, dessen sich Jason wieder erinnert f). Aber ist dieß genug, um eine neue Unternehmung, die mit solchen Abenteuern und Schwierigkeiten verbunden ist, zu begründen? Würde nicht hier jeder andere Dichter wenigstens die Verfolgung der Kolcher, und die Nothwendigkeit sich vor ihnen zu retten, zu Hülfe genommen haben? und da Apollonius dieses nicht thut, was bleibt uns übrig, als anzunehmen, daß er entweder sehr klüßlich war, um diesen bessern Weg vorüberzugehen, oder daß er seine Rechtfertigung in der ein-

D 3.

f) L. 425, vergl. IV. 253.

mahl so geordneten und gebildeten Fabel zu finden glaubte?

Aber was that dann nach dieser Voraussetzung Apollonius für die Anordnung und Anlage seines Gedichtes? Hat er überhaupt einiges Verdienst um diesen Theil seiner Arbeit und welches?

Es leuchtet von selbst ein, daß diese Frage sich auf keine Weise auch nur mit Wahrscheinlichkeit, geschweige denn mit Gewißheit, beantworten läßt, da außer dem Gedichte des angeblichen Orpheus, das mit dem seinigen sich weder an Gehalt noch Umfang vergleichen darf, kein früheres, ähnlichen Inhalts, auf unsere Zeiten gekommen ist. Daß der alexandrinische Dichter nicht jedes Märchen über den Argonauten-Zug aufgriff, sondern, unter der Menge derselben, nach Gründen wählte, leidet freylich keinen Zweifel. Abgerechnet, daß wir eine beträchtliche Anzahl von Sagen, von denen er keinen Gebrauch gemacht hat, bey andern Schriftstellern finden, so befehlen uns auch die alten und schätzbaren Scholien über sein Werk, daß die Dichter, die vor ihm sangen, nicht den nämlichen Pfad betreten hatten. Aber ob er einem von ihnen ausschließend folgte, oder, was allerdings glaubwürdiger ist, alle benutzte, und aus allen schöpfte, und welche Gesetze er in diesem Falle beobachtete, liegt im Dunkeln. Was sich aus den vorhandenen Scholien, obgleich eben-

falls nur sehr unvollständig erforschen läßt, ist, welche Sagen ihm mit andern Dichtern gemein und welche diesen eigenthümlich waren. Schwerlich dürfte sich jedoch, selbst aus der sorgfältigsten Sammlung und Zusammenstellung dieser Angaben, irgend ein befriedigendes Resultat über die Dekonomie der Argonautika des Apollonius, und über sein Verdienst um die Dekonomie des Gedichts herleiten lassen. Was er selbst über die Wahl und Anordnung seines Stoffes sagt, ist ein flüchtiges Wort g), das ohne Bedeutung ist, weil es uns nichts lehrt, als was wir ohnehin schon mit Sicherheit erwarten und annehmen durften, — daß er nämlich vor oft schon bearbeiteten und von andern glücklich ausgeschmückten Sagen vorübergegangen sey. Wenden wir uns daher von dem Ganzen zu den einzelnen Theilen und untersuchen Apollonius Verdienst um die Behandlung und Darstellung seines Stoffes.

Es sind hauptsächlich zwei Vorzüge, die, wie ich glaube, Apollonius Verdienst von der Seite bestimmen, und unter diesen ist der erste und durchgehends anerkannte seine Sprache. Reinheit im Vortrage, Zierlichkeit in den Wortfügungen, und Wohlklang im Versbau sind zwar überhaupt die Tugenden, durch welche die alexandrinischen Dich-

D 4.

g) I. 18.

ter sich auszeichnen, aber von allen dürfte gleichwohl dem Apollonius der Preis in dieser Rücksicht zuerkannt werden müssen. Man kann in der That sein Werk nicht lesen, ohne sogleich die ungetreue große Aehnlichkeit zwischen ihm und Homer, von Seiten des Ausdrucks, zu bemerken. Er scheint gleichsam an dem Munde dieses alten Barden gehangen, und den Strom seiner poetischen Rede in sich übergeleitet zu haben; so sehr findet man nicht bloß die einzelnen Worte und Redensarten, so sehr findet man selbst die Wendungen, die Gleichnisse, die Perioden und alle Eigenthümlichkeiten des Lehrers in der Nachahmung des Lehrlings wieder. Ich weiß, indem ich dieß schreibe, daß ich Apollonius Lob beschränke. Aber es ist längst bekannt, daß das Erstreben der Vollkommenheiten Homers und der ältern Dichter Griechenlands das höchste Ziel war, welches die Alexandriner kannten, und der Ausspruch, daß ihnen dieß Bestreben gelungen sey, ein Urtheil ist, welches sie selbst als ehrenvoll angesehen haben würden. In einem Zeitalter, wie das ptolemäische, wo alle Dichter ängstlich am Boden frohen, und keiner den Muth oder den Veruf in sich fühlte, die frühern Vorbilder zu verlassen und einen eignen Weg zu versuchen, kann nicht Originalität, sondern eine mehr oder minder gelungene Nachahmung des schon Vorhandenen den Maasstab zur Würdigung des poetischen Verdienstes abgeben.

Eine zweite Eigenschaft, die ich dem Apollonius als Tugend anrechne, ist die Mäßigung, die er in der Bearbeitung eines, zu vielen Ausschweifungen verführenden, Gegenstandes beobachtet hat. Wenn er auch, was Niemand verbürgen wird, den Mythos vom Argonauten-Zug nicht darum wählte, weil er ihm Veranlassung gab eine ausgebreitete und glänzende Belesenheit zur Schau zu tragen, so ist doch nicht zu läugnen, daß ihm sein Stoff die mannigfaltigsten Gelegenheiten darboth, eine Menge mythischer, historischer und geographischer Kenntnisse zu entfalten, und ihn der Gefahr aussetzte, den Dichter über dem Alterthumsforscher und Gelehrten zu vergessen, und sich in unzeitige und geschmacklose Erzählungen und Schilderungen zu verlieren. Daß er hier, (ich kann immer nur vergleichungsweise reden,) sich so ganz in den Schranken der Mäßigung halte, wie der reine Geschmack fodert, und, wo er Gegenstände von der eben genannten Art behandelt, so glücklich sey, wie der Sänger der Abenteuer des Ulysses, — wer mag es behaupten b)? Die Hälfte seines Wertes sind ja Länder- Völker- und Sitten- Gemählde, und vielleicht entbehren selbst die vorzüglichsten unter ihnen jenes wahrhaft romantische Co-

D 5

b) Man vergl. unter andern die ausführliche geographische Angabe des Laufes des Thermobon, II. 62. u. f. und die Schilderung der Sitten der Kossynoten 1015. u. f.

lorit, welches den ähnlichen Gemälden Homers einen so seltenen Zauber ertheilt, und um so schwerer erhalten wird, je mehr die Dörfer und Gegenden der Erde bey fortschreitender Länderkunde aus dem Dunkel hervortreten, das für die Phantasie des Dichters und des Lesers gleich wohlthätig ist i). Aber abgerechnet, was ihm der Gegenstand auferlegte, und die Zeit, in der er lebte, zu erreichen versagte, so gebührt ihm der Ruhm, daß er sich gegen den verderbten Geist seines Jahrhunderts weit mehr verwahrt, als Kallimachus und andere alexandrinische Dichter. Seine Episoden sind zweckmäßig gewählt und hängen mit der Erzählung zusammen, die Mythen, die er einwebt, sind keine solche, die erst aus dem tiefen Schachte des Alterthums mühsam zu Tage gefördert werden mußten, und keinen andern Werth haben, als den, daß sie befremden, sondern empfehlen sich, als bedeutend, sinnreich und anmuthig; seine Schilderungen fremder Völker und Gegenden bleiben stets innerhalb den Gränzen der Wahrheit und enthalten keine andern Züge, als solche, die man versteht, wenn man auch nicht so belesen ist, wie Apollonius war; seine Gleichnisse

i) Viele Gemälde des Dichters erinnern z. B. auffallend an Stellen im Xenophon. Man halte die Schilderung, die Apollonius von der Küste der Mariandoner und den Sitten der eben angeführten Kossynoten entwirft, mit denen in dem Feldzuge des jungen Cyrus VI. 2. und V. 4. zusammen.

endlich fließen von keiner versteckten Gelehrsamkeit über, sondern sind aus der Natur und von Gegenständen, die in die Sinne fallen, entlehnt. Mit einem Worte, keiner unter den Alexandrinern darf sich, wenn ich den Theokrit ausnehme, rühmen, mitten unter der Verführung des falschen Zeitgeschmacks, der kunstlosen und einfachen Manier Homers treuer geblieben zu seyn, als Apollonius.

Unstreitig waren es diese beyden durch sein ganzes Gedicht bewährten Vorzüge, seine sich nie verfliegende und nie sinkende Sprache, und seine fluge Vermeidung alles Uebertriebenen und Ausschweifenden, weshalb Longin, in der gleich anfangs erwähnten Stelle, von ihm sagt, daß er nie gefallen sey, und Quintilian ihn einen unverächtlichen Dichter nennt, der immer auf einer gewissen sich gleichbleibenden Mittelstraße einhergehe *k*). Aber um ganz gerecht zu seyn, hätte der erste billig bemerken müssen, daß Apollonius nicht nur nicht falle, sondern sich auch zuweilen wirklich erhebe, und der zweyte nicht vergessen sollen, daß der Maasstab, der

k) Non contemnendum edidit opus aequali quadam mediocritate, lauten die Worte Instit. orat. X. 1. p. 893. Ed. Burmann. Mehrere haben die mediocritas, die der Kunstrichter dem Apollonius zuschreibt, für Tadel gehalten. Aber wenn Quintilian die Argonautika für ein unverächtliches Werk erkennt, so kann er es nicht zugleich für ein mittelmäßiges erklären.

für sein Gedicht, wenn man es als ein Ganzes betrachtet, paßt, für einzelne Stellen desselben zu klein ist. Diese einzelne Stellen sind es, die eigentlich Apollonius' Beruf zum Dichter bewähren, und einen Geist verrathen, der, in frühern Tagen geboren, mit Homer gewetteifert haben würde. Ich glaube das Andenken des Dichters nicht besser ehren zu können, als, wenn ich einige sich auszeichnende Stücke aushebe und sie dieser Abhandlung über ihn beifüge.

Das erste (B. II. 537 — 606.) schildert die Durchfahrt der Argo durch die cyanischen Klippen, und erinnert an eine ähnliche, die Ulysses durch die Charybdis und Scylla (Od. XII.) wagte. Die Helden segeln so eben von der bithynischen Küste ab, und der Dichter beginnt:

Auch Athene gewährte die Abfahrt des Schiffes
vom Lande.

Und sie setzte sogleich den Fuß auf ein leichtes Gewölke,

Daß es aufs eiligste sie, die Gewichtige, trüge
von dannen,

Und erschwebte das Meer, mit Liebe der Ruderer
denkend.

Wie wenn irgend ein Mann, in der Fremde waltend,
— und vielfach

Schweifen duldend die Menschen umher, — ihm dünne
ket der Länder

Keines entfernt und es liegen ihm alle Wege vor
Augen:

Wie den plötzlich zurück nach der Heimath verlangt
und er alle

Pfade, die feuchten und trocknen ¹⁾, zugleich durch:
fliegt und die Blicke,

Sinnig in sich gekehrt, bald da, bald dorthin ers
hebet;

Eben so rasch und behend stieg auch Athene hernie:
der ^{m)},

Und vertraute den Fuß der unwirthlichen thynischen
Küste.

Als nun diese dem Sund sich nahen, dem engen
gewundenen,

Den zerrissene Klippen von jeder Seite verschlossen,
Und die strudelnde Fluth den Bauch des wandelnden
Schiffes

Wild umbrauste, sie nur viel fürchtend weiter sich
wagten,

¹⁾ Die Wege zu Wasser und zu Lande.

^{m)} Der Vergleichungspunkt ist: So schnell Gedanke auf
Gedanke in der Seele des bestig Verlangenden sich folgt,
so schnell stieg Minerva vom Himmel. Für die Richtigkeit
der Erklärung bürgt die einfacher ausgedrückte Stelle
in der Il. XV. 80, die Apollonius sicher vor Augen hatte.

Drauf in das Ohr das Getöse der zusammenschlagenden
Felsen

Kastlos erschall, und die Küsten des Meeres brüllend
ertönten,

Da erhob sich, beherzt, das Vorderschiff zu bestei-
gen,

Eine Taub' in der Hand, Euphemus. Die Ruderer
aber

Rührten alle, von Zephyr den Agniaden ermuntert,
Wacker die Ruder, damit durch die Felsen hindurch
sie sich wänden,

Ruhend auf eigener Kraft. Und als sie die Krüm-
mung umfuhren,

Sah'n sie, die letzten von allen, die Felsen eben
geöffnet;

Und in jegliche Brust floß Bangigkeit. Aber Euphe-
mus

Ließ die Taube der Hand entflattern. Jene ver-
folgten,

Alle zugleich die Häupter erhebend, den Flug, und
die Taube!

Schwebte die Felsen hindurch, die wieder, gegen
einander

Beide zugleich sich neigend, erdröhnten. Wie Wol-
fengestöße,

Spritzte die kochende Fluth empor; es donnerte
fürchtbar

der Pontus umher, und überall bebte der
Aether.

Im Grunde des Meers, das wüthend unter
den rauhen
zu sich brach, erklangen die Höhlen, und hoch
an das Ufer

der weißliche Schaum der wild aufwallenden
Woge.

Und drehte der Strom das Schiff, und der
flüchtigen Taube

ent die Felsen des Schweifes Gefieder; doch
schlüpfte sie selber

lich davon. Laut jauchzten die Schiffer; aber
es mahnte

es, kräftig die Ruder zu brauchen: denn wie
derum theilte

das Gelüft. Noch staunten darob die Helden,
als plötzlich,

erschreckend, der Strom das Schiff in die Mitte
der Felsen

stürmte warf. Da faßte auf einmahl tödtliches
Schrecken

denn über dem Haupt hing unvermeidlich Ver-
derben.

Sie erblickten, sie sehen nichts, als den unend-
lichen Pontus;

aus der Tief empor die Fluth, gleich einem
gerrißnen

Felsen, plötzlich zum Berg sich thürmen. Als sie
dahertrollt

Weichen sie aus und beugen das Haupt: denn über
den ganzen

Schifferraum drohte sie sich zu stürzen und alles zu
decken.

Aber Eiphus, geschickt in der Wendung der Ruder,
vermeidet

Schnell die Gefahr. Es bricht sich unter dem Riele
die Woge,

Fasset das Schiff von hinten und hebt es über die
schroffen

Felsen hinauf und trägt's; hoch schwebend, über
der Tiefe.

Ist tief rastlos Euphemus umher und beschwört die
Gefährten,

Nicht der Sehnen des Arms zu schonen. Jenü, voll
Eifer,

Drückten die Fluthen: Allein so viel, für des Weges
gewannen,

Zweymahl so weit riß wieder der Strom: sie juchzt.
Wie in Bogen,

Krümmten sich unter der Kraft der nervigen Helden
die Ruder.

Aber plötzlich getrennt zerfloß die schwebende Woge,
Und wie die Walz' in das Thal, so verläuft auf der
Woge das Schiff sich,

Vorwärts geneigt, in die Bucht der Wasser. Die
wirbelnden Ströme

Hielten es zwischen den Klippen gefangen. Von jeg-
licher Seite

Brausen sie donnernd heran, und gehemmt ist die
Schnelle des Laufes.

Da ereilte und zog mit der Linken Athene die wilden
Klippen zurück und trieb mit der Rechten das Schiff
durch die Mündung.

Wie ein gefiederter Pfeil, durchschnitt es die schäu-
menden Pfade.

Nur die wehende Fahn' auf dem Hintertheile zerstück-
ten,

Als sie zusammenbrausten, die Felsen. Ruhiger
kehrte

Dann Athene zurück zum Olymp, der Rettung sich
freuend.

Aber fest in den Boden gewurzelt standen die Felsen,
Ist für immer vereint: denn also wollt' es der Göt-
ter

Ewiger Schluß, wenn einmahl ein Schiffer ihnen
entränne.

Das zweyte, das ich aushebe, gehört, so viel
ich weiß, dem Apollonius als Eigenthum an und
zeigt, wie leicht er sich in jeden Ton zu fügen und
seine Sprache ihm anzupassen verstand. Die Schutz-
göttinnen Jasons legen ihren Besuch bey Venus ab,

(B. III. 79 — 166.) um sie zur Theilnahme an dem Schicksale des Helden aufzufodern. Juno hat ihr Besuch bereits vorgelegt, und Venus antwortet:

»Würdige Göttin, fürwahr die schlechteste uns
ter den Frauen
Müsse Cythere dir seyn, wofern ich deinem Verlan-
gen
Keigere Wort oder That, so viel ich irgend mit
schwachen
Händen vermag, und dafür je eines Dankes be-
gehre.«

Also sprach sie und schwieg und freundlich ent-
gegnete Juno:

»Nicht bedürfen wir Kraft, o Göttin; und mächt-
ger Arme.

Ruhig wende du dich zu deinem Sohn und ge-
biete,

Daß er Medeen das Herz mit Verlangen für Jason
erfülle.

Einiget diese sich nur mit dem Aesoniden zum
Bunde,

So kehrt er gewiß, im Besitz des goldenen
Bließes,

Recht nach Joffos zurück: denn reich an Trug ist
das Mädchen.«

Also sprach sie, und beyden zugleich erwiederte
Cypris:

Here und Pallas, fürwahr, weit eher möchte der
Knabe

Euch gehorchen, als mir: denn einige Scheu in den
Augen

Hält, so denk' ich, für euch der Schamlose dennoch.
Mich aber

Hält er für nichts und erbittert mich täglich durch
Hohn und Verachtung.

Bornig wollt' ich ihn jüngst, der mich immer um-
strickenden Bosheit

Müde, das freche Geschoß und die furchtbar raus-
schenden Pfeile,

Offen, zerbrechen; er aber erbot'te darob sich und
drohte:

Wenn ich nicht stracks, bevor er in Wuth sich er-
hübe, die Hände

Von ihm wendete, werd' ich zu spät den Frevel be-
reuen.“

Also sprach sie. Es hörten's die Göttinnen lächelnd
und blickten,

Schweigend, sich an, und jene begaht' von neuem
mit Unmuth:

„Andern dünkt mein Leiden ein Spott, auch will
mirs nicht ziemen,

Allen Alles zu klagen. Genug, daß ich es empfin-
de. —

Doch, weil einerley Wunsch das Herz euch beyden
beweget,

Will ichs versuchen und schmeichelnd ihm nahn. Viel-
leicht ist er milde.«

Also sprach sie. Es drückte darauf ihr Here die
zarte

Hand und lächelte freundlich sie an und erwiderte
dieses:

»Thue, was du versprachst, und vollbringe, geliebt-
te Cythere,

Eilends uns dieses Geschäft. Nur rede sanft und er-
bittre,

Zürnend, den Knaben nicht mehr. Er wird schon
fürder sich fügen.«

Sprach's und erhob sich vom Sessel und mit ihr
Pallas Athene,

Daß sie beyde zurück sich wendeten. Aber Cythere
Eilte durch jegliche Schlucht des Olymps, den Knab-
ben zu finden.

Und sie fand ihn in Zevs einsamen Blumengefilde,

Ihn nicht allein; sie fand auch den Sohn des Iros.

Durch der Schönheit
Wunder bestört, hatt' einst ihn Zevs an die Tafel
der Götter,

In den Himmel hinauf, versetzt. Mit goldenen
Würfeln

Spielten die Knaben, sich gleich an Alter und ähnlich
an Sitten.

Amor, der Listige, hielt die hohle Linke mit Würfeln
Vollgefüllt bis oben und drückt sie fest an den Busen,
Aufrecht stehend. Indes saß, niederkauernd, der
andre

Neben ihm traurig und schwieg. Er hatte, einen
und wieder

Einen sorglos verspielend, nur zwey noch und zürnte
dem Lacher.

Und als diese sich bald zu den schon verlornen ge-
sellten,

Schlich er mit leerer Hand, geplündert, davon und
bemerkte

Cypris, die Kommende, nicht. Die aber stellte sich
traulich.

Neben den stegenden Eohn und begann, in die Wane-
gen ihn knispend:

„Arger Schalk, was lachst du so heimlich? Hast
du den Armen

Dort unredlich besiegt, und die Einfalt tückisch beliz-
stet? —

Eilt, du mußt ein Geschäft vollbringen, wie ich es
wünsche!

Deiner erwartet dafür ein Geschenk, ein niedliches
Spielwert,

Einst erfunden für Zeus von Adrasteen, der Amme,
Als er in Ida's Geflüste noch kindischer Spiele sich
freute,

Ein hochfliegender Ball. Du könntest ein schöneres
Kleinod

Selber nicht aus den Händen Hephästos, des Künst-
lers, empfangen.

Eingelegt in den Ball sind goldene Birkel. Um jede
Wälzen sich zwey, in sich selbst zurück gewendete,
Bögen,

Deren Fugen du immer entdeckst, und über sie alle
läuft ein azurner Kreis ⁿ). Mit rüstigem Arme ge-
schwungen,

Zieht er, als wär es ein Stern, ein feuriges Rad
durch die Lüfte.

Diesen künstlichen Ball verehr' ich dir, wenn du Aestes
Tochter mit deinem Geschoss für Jason verwundest.
Wohlauf dann,

Säume dich nicht: der Dank geht in der Säumnis
verloren.

ⁿ) Der Ball war also zugleich eine Erbkugel. Die goldenen Birkel sind der Aequator und die Elliptik, die zweifachen, auf jeder Seite sie umgebenden, Bögen die nördlich kalte und gemäßigte und die südlich kalte und gemäßigte Zone, und der Kreis, der alle diese Linien durchschneidet, der Meridian. Das Spielzeug passte, wie man sieht, für Zeus, den Beherrscher des Himmels und der Erde, dem es, nach Venus Aeußerung, ursprünglich bestimmt war, nicht übel.

Also sprach sie, und süß erklang dem Knaben
die Rede.

Plötzlich warf er die Würfel hinweg und umfaßte mit
beiden

Händen der Mutter Gewand und zog es dahin und
dorthin,

Bittend, daß sie sogleich das Geschenk ihm reiche.
Sie aber

Bies ihn schmeichelnd zurück, und hielt, auf die
Wange ihn klopfend,

Unter Küssen, ihn fest umarmt, und entgegnete
also:

„Lieber Knabe, bey dir und bey mir selber be-
zeug' ichs,

Daß ich die Gabe dir sicher gewähr' und nimmer dich
täusche,

Wenn du mit deinem Geschloß Aeetes Tochter bezäh-
mest.“

Also die Göttin, und jener errafft die Würfel
und schüttet

Alle, richtig gezählt, in den Schooß der reizenden
Mutter.

Drauf ergreift er in Hast den in Sträuchen lehnen-
den Röcher,

Ihn mit goldenem Band umgürtend, und faßt den
gekrümmten

Bogen, und senket den Schritt durch Jovis frucht-
 bares Gefilde,
 Und dann, sonder Verzug, stets vorwärts nach
 des Olympus
 Himmlischen Pforten. Von da senkt steil hinab in
 die Tiefe
 Sich der ätherische Weg. Zwey Pfeiler erheben das
 selbst sich,
 Häupter unendlicher Berge, der Erde Gipfel, von
 wannen
 Helios röthende Gluth die ersten Strahlen ver-
 sendet.
 Drunter aber erscheint dem die Luft durchschreitend
 den Götter
 Hier die Erde, mit Kräutern und Blumen besät,
 und der Menschen
 Herrliche Städte, und dort der Flüsse heilige
 Quellen,
 Und die Höhen umhert, und der alles umschlingend
 der Pontus.

Die dritte und, nach meinem Gefühle, vorzüg-
 lichste Stelle des ganzen Gedichtes, ist ein Gemähl-
 de voll Leidenschaft, der Kampf der Liebe und Ehre
 in der Brust Medeens. (III. 744 — 824.) Ihre
 Schwester Chalciope ist so eben mit der Versicherung
 von ihr gegangen, daß sie sich der Sache derselben
 annehmen und dem griechischen Fremdlinge, zur

Ausführung seines Vorhabens, hülfreiche Hand
bieten wolle.

Jetzt bedeckte die Nacht das Land mit Dunkel;
es blühten

Aus den Schiffen die Schiffer empor nach den Stern
nen Orions

Und nach Helicens Glanz. Zur Ruhe neigte der
Wandrer

Und der Hüter am Thor das Haupt; selbst über
der Mutter,

Die, um der Kinder Verlust sich härmte, schwebte
te der Schlummer.

Weder der Hunde Gebell, noch ein anderes lautes
Geröse

Füllte die Stadt; das Schweigen beherrschte der
Flüsternd Schatten.

Nur zu Medeen herab stieg nicht der liebliche
Schlummer.

Sach erhielt sie die sehnende Lieb' und die Sorge
für Jason,

Und die Furcht vor der Kraft der Stiere, der zu
erliegen

Ihn das harte Geschick in Mavors Felde bestimmte;
Mächtig erhebt' darob das Herz ihr im innerstem
Busen.

Wie von der Wand des Hauses der Strahl der leuch-
 tenden Sonne
 Wiederprallet; es wirft ihn zurück das Wasser, so
 eben
 In ein Gefäß oder Becken gegossen; in flüchtigen
 Greifen
 Hilft er empor und wendet sich unstät dahin: und
 dorthin:
 Also bewegte sich auch das Herz in dem Busen des
 Mädchens.
 Thränen des Grams entreißen sich ihren Augen, und
 mächtig:
 Tobet der stechende Schmerz durch den Körper, tobt
 durch alle
 Zarte Fibern und dringt zu des Hauptes innersten
 Nerven:
 Wo am heftigsten stets die Empfindung wüthet, wenn
 Epyris
 Unermüdeter Sohn mit Kummer die Seele belastet.
 Bald gedenkt sie bey sich, die Stürze bezähmenden
 Mittel
 Ihm zu verleihn, bald nicht. Ist wählt sie selber
 zu enden,
 Und drauf weder zu sterben, noch ihm die Mittel
 zu reichen,
 Sondern, gesaßt, ihr Leiden in stiller Ruhe zu
 tragen.

Wiedrum sitzt sie kinnig und in sich versenkt und
beginnet.

»Ach ich Aermste! : Wohin ich mich wende, über:
all folget

Jammer mir nach und umwindet die Seele. Nir:
gends ein Mittel

Wider das Uebel. Es brennt und zerreißt und foltert.
o hätte

Artemis schnelles Geschosß mich ereilt und nieder:
schmettert,

Eh' ich ihn sah und die Söhne Chalciopens zu den
Gestaden

Gräciens zogen. — Ein Gott, wo nicht der Furien
eine

Hat sie, uns Elend und Qual zu bereiten, rück:
wärts geleitet:

Mag er fallen im Kampf, wenn ihm das Schicksal
in Ares

Flur zu sterben beschied? Wie könnt' ichs den Aeltern
verbergen,

Daß ihn mein Zauber erhielt? und wie mich selbst
ihm entdecken?

Wie und durch welcherley Rath und Betrug ihm
Hülfe verleihn? —

Soll ich allein ihn sehn, und ohne Zeugen umarmen?

Ach ich Bedrängte. — Und doch wird, fällt er im
Kampfe, mein Jammer

Darum, ich fürcht' es, nicht ruhn. Vermehrt wird
sich mein Leiden,

Wenn er, der Seele beraubt, dahin sinkt. — Lebe
dann, Ehre,

Leb', o Züchtigkeit, wohl! Durch mich gerettet,
entrinn' er

Jeder Gefahr und wandle, wohin das Herz ihm ge-
biethet.

Sterben will ich, ich selbst an dem Tage, der, mit
des Sieges

Palme gekrönt, ihn erblickt, sey's in die Schlinge
des Nacken

Knüpfend, oder durch Gift des Lebens Flamme ver-
zehrend.

Aber Lasterung harret auch dann der Erblaßten und
folget

Ueber die Erd' ihr nach. Von meinem Schicksal ers-
tönen

Werden die Straßen der Stadt und Kolschierinnen mit
frecher

Zunge gewiß, die so und anders jene, das Mädchen
Ladeln, das für den Fremdling, von Liebe durchs-
glüht, in des Todes

Arme sich warf, und, von Wahnsinn besiegt, ihr
Haus und die theuren

Nestern entehrte. Wie viel wird meine Schande nicht
mehr'n?

Beh mir ob solchem Geschick! O warlich es wäre
mir besser,

Noch in der heutigen Nacht in dem Schlafgemache
des Lebens

Bande, behend zu lösen und aller Schmach zu ent-
fliehen,

Eh' ich ein schimpfliches Werk und ein unnennbares
beginne.

Also sagend, ergriff sie ein Kästchen, in dem sie
der seltenen

Gifte, der heilsamen viel und der tödtenden viele,
bewahrte,

Hub's auf die Knie hinauf und weinte. Thränen an
Thränen

Rollten herab in den Schooß und drängten sich dichter
und dichter,

Weil sie den eigenen Tod bejammerte: denn sie ge-
dachte

Aus feindseligen Giften zu wählen, daß sie volk-
lenbe.

Und schon hatte sie langsam des Kästchens Riegel ge-
löset,

Und die forschende Hand ihm genahet: aber auf ein-
mahl

Drängte sich ihr vor die Seele das Bild des scheußli-
chen Todes.

Lang saß sie, erstaunt und der Sprache beraubt,
und des Lebens

Wunderselige Sorgen umschwebten sie alle. Mit Sehnsucht

Dachte sie jeglicher Lust, die unter den Sterblichen
waltet,

Dachte, ein Mädchen, zurück an der frohen Gespielinnen Arcise,

Und es dünkt ihr, sie sehe die Sonne schöner als jemals

Leuchten, während ihr Sinn auf dem Einzelnen, prüfend, verweilet.

Ruhig hebt sie (so ganz hat Here den Sinn ihr geändert,)

Von den Knien das Kästchen herab, und ihre Gedanken

Schweifen nicht länger, getheilt, umher. Ihr einziger Wunsch ist,

Eos, die Holde zu schaun, damit sie die zähmenden Gifte,

Wie sie verhieß, ihm reich und seinen Augen be-
gegne.

Defters löset sie nun die Riegel der Thüren und
forschet,

Ob nicht in Osten die Wolken sich röthen. Endlich er-
scheinet

Eos erfreulicher Strahl, und die Straßen füllet die
Menge.

Ich glaube nicht nöthig zu haben, auf die einzelnen Schönheiten dieser Stelle hinzuweisen, noch in Wort zu Apollonius Empfehlung hinzufügen zu müssen. Ein Dichter, der so dichtet, ist, wenn ihm auch die Hauptsache, wie Horaz sagt, mißrath, weil er kein Ganzes zu bilden weiß, doch ein Mann, der die Aufmerksamkeit der Menschen verdient und sich nie in der Menge verlieren kann.

Ende des ersten Stücks.

A n z e i g e.

Von der Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freien Künste, ist das zweyte Stück des 63ten Bandes unter der Presse. Das erste Stück dieses Bandes enthält, unter andern, Rec. von Lichtenbergs Commentar über Hogarth's Kupfer und von Göthe's Propyläen. Es ist mit dem Bildnisse des kürzlich verstorbenen Direktors der Leipziger Maler-Academie, Herrn Prof. Defer's, verziert, dessen Verdienste in einem angehängten Aufsatze entwickelt werden.

Von N. Schmid's Rechenkunst, die in allen Hannöberischen Schulen eingeführt ist, hat eine neue, mit einer Anweisung zum Kopfrechnen und einer vollständigen Beschreibung des deutschen Münzwesens, zum Gebrauch für Kaufleute, außer vielen andern kleinern Zusätzen, von Hrn. Andreas Wagener, Privatlehrer der Rechenkunst zu Leipzig, versehene Ausgabe so eben die Presse verlassen. Der erste Band kostet 1 Thlr. 8 gr. der zweyte 20 gr. beyde also 2 Thlr. 4 gr.

N a c h t r ä g e

zu

**Gulzer's allgemeiner Theorie
der schönen Künste.**

Sechsten Bandes zweytes Stück.

Charaktere
der
Vornehmsten Dichter
aller Nationen;

n e b s t

Kritischen und historischen Abhandlungen
über Gegenstände der schönen Künste
und Wissenschaften

v o n

einer Gesellschaft von Gelehrten.

Sechsten Bandes zweytes Stück.

L e i p z i g,
im Verlage der Dykischen Buchhandlung
1802.

Ueber
die Religion
der
alten Deutschen.

Tentanda est via.

Zu zeigen wie die Religion im alten Deutschland war, und was daraus gebildet ist, beabsichtigte, seit längerer Zeit, der Verfasser der folgenden Bogen. Keinen ganz unnützen Versuch hofte er begonnen zu haben, da die Schilderung der deutschen Glaubenslehren bisher, wie es ihm dünkt, sich von der Wahrheit noch sehr entfernte, zwischen Extremen die öffentliche Meinung schwankte, und bald Leichtgläubigkeit, bald zu weit getriebene Vorliebe, die sorgloseren Wanderer von dem rechten Wege abbrachte. Noch vor zehn Jahren wurden aufs neue, und auf eine Art, die man

Darum, ich fürcht' es; nicht ruhn. Vermehren wird
sich mein Leiden,

Wenn er, der Seele beraubt, dahin sinkt. — Lebe
dann, Ehre,

Leb', o Buchtigkeit, wohl! Durch mich gerettet,
entriinn' er

Jeder Gefahr und wandle, wohin das Herz ihm ges
bietet.

Sterben will ich, ich selbst an dem Tage, der, mit
des Sieges

Palme gekrönt, ihn erblickt, sey's in die Schlinge
des Nacken

Knüpfend, oder durch Gift des Lebens Flamme ver
zehrend.

Aber Lasterung harret auch dann der Erblasten und
folget

Ueber die Erd' ihr nach. Von meinem Schicksal ers
tönnen

Werden die Straßen der Stadt und Kolchierinnen mit
frecher

Zunge gewiß, die so und anders jene, das Mädchen
Ladeln, das für den Frembling, von Liebe durchs
glüht, in des Todes

Arme sich warf, und, von Wahnsinn besiegt, ihr
Haus und die theuren

Nestern entehrte. Wie viel wird meine Schande nicht
mehrern?

Weh mir ob solchem Geschick! O wahrlich es wäre
mir besser,

Noch in der heutigen Nacht in dem Schlafgemache
des Lebens

Bande, behend zu lösen und aller Schmach zu ent-
fliehen,

Eh' ich ein schimpfliches Werk und ein unnennbares
beginne.

Also sagend, ergriff sie ein Kästchen, in dem sie
der seltenen

Gifte, der heilsamen viel und der tödtenden viele,
bewahrte,

Hub's auf die Knie hinauf und weinte. Thränen an
Thränen

Rollten herab in den Schooß und drängten sich dichter
und dichter,

Weil sie den eigenen Tod bejammerte: denn sie ge-
dachte

Aus feindseligen Giften zu wählen, daß sie volk-
lende.

Und schon hatte sie langsam des Kästchens Riegel ge-
löst,

Und die forschende Hand ihm genahet: aber auf ein-
mahl

Drängte sich ihr vor die Seele das Bild des scheußli-
chen Todes.

Lange saß sie, erstaunt und der Sprache beraubt,
und des Lebens

Wunderfelige Sorgen umschwebten sie alle. Mit Sehnsucht
sucht

Dachte sie jeglicher Lust, die unter den Sterblichen
waltet,

Dacht, ein Mädchen, zurück an der frohen Gespielin
Arcise,

Und es dünkt ihr, sie sehe die Sonne schöner als je
mähls

Leuchten, während ihr Sinn auf dem Einzelnen, prüfend,
verweilet.

Ruhig hebt sie (so ganz hat Here den Sinn ihr
geändert,)

Von den Knieen das Kästchen herab, und ihre Gedanken
danken

Schweifen nicht länger, getheilt, umher. Ihr einziger Wunsch ist,

Eos, die Holde zu schaun, damit sie die zähmenden
Gifte,

Wie sie verhieß, ihm reich und seinen Augen be-
gegne.

Defters löset sie nun die Riegel der Thüren und
forschet,

Ob nicht in Osten die Wolken sich röthen. Endlich er-
scheinet

Eos erfreulicher Strahl, und die Straßen füllet die
Menge.

Ich glaube nicht nöthig zu haben, auf die einzelnen Schönheiten dieser Stelle hinzuweisen, noch ein Wort zu Apollonius Empfehlung hinzufügen zu müssen. Ein Dichter, der so dichtet, ist, wenn ihm auch die Hauptsache, wie Horaz sagt, mißrath, weil er kein Ganzes zu bilden weiß, doch ein Mann, der die Aufmerksamkeit der Menschen verdient und sich nie in der Menge verlieren kann.

Ende des ersten Stücks.

A n z e i g e.

Von der Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freien Künste, ist das zweyte Stück des 63ten Bandes unter der Presse. Das erste Stück dieses Bandes enthält, unter andern, Rec. von Lichtenbergs Commentar über Hogarth's Kupfer und von Göthe's Propyläen. Es ist mit dem Bildnisse des kürzlich verstorbenen Direktors der Leipziger Maler-Academie, Herrn Prof. Deser's, verziert, dessen Verdienste in einem angehängten Aufsatze entwickelt werden.

Von N. Schmid's Rechenkunst, die in allen Hannöverschen Schulen eingeführt ist, hat eine neue, mit einer Anweisung zum Kopfrechnen und einer vollständigen Beschreibung des deutschen Münzwesens, zum Gebrauch für Kaufleute, außer vielen andern kleinern Zusätzen, von Hrn. Andreas Wagn er, Privatlehrer der Rechenkunst zu Leipzig, versehene Ausgabe so eben die Presse verlassen. Der erste Band kostet 1 Thlr. 8 gr. der zweyte 20 gr. beyde also 2 Thlr. 4 gr.

N a c h t r ä g e

zu

**Sulzers allgemeiner Theorie
der schönen Künste.**

Sechsten Bandes zweytes Stück.

Charaktere
der
Vornehmsten Dichter
aller Nationen;

nebst

kritischen und historischen Abhandlungen
über Gegenstände der schönen Künste
und Wissenschaften

von

einer Gesellschaft von Gelehrten.

Sechsten Bandes zweytes Stück.

L e i p z i g,
im Verlage der Dykischen Buchhandlung

1802.

Ueber
die Religion
der
alten Deutschen.

Tentanda est via.

Zu zeigen wie die Religion im alten Deutschland war, und was daraus gebildet ist, beabsichtigte, seit längerer Zeit, der Verfasser der folgenden Bogen. Keinen ganz unnützen Versuch hofte er begonnen zu haben, da die Schilderung der deutschen Glaubenslehren bisher, wie es ihm dünkt, sich von der Wahrheit noch sehr entfernte, zwischen Extremen die öffentliche Meinung schwankte, und bald Leichtgläubigkeit, bald zu weit getriebene Vorliebe, die sorgloseren Wanderer von dem rechten Wege abbrachte. Noch vor zehn Jahren wurden aufs neue, und auf eine Art, die man

hätte als Satyre ansehen mögen, Arnolds se-
ben Wochen Götzen abgebildet und beschrieben.
Noch kein Jahr ist verflossen, seit diese Idee und
das ganze Gewebe, welches in den vorigen Jahr-
hundert als deutsche Mythologie verkauft wur-
de, an Lipowsky's Geschichte der Bayern, von
dem einsichtsvollen Rezensenten in den Göttinger
Anzeigen gerügt werden mußte; wie mancher an-
dere hätte wohl nichts dabei zu bemerken gefun-
den!

Den angegebenen beyden Tendenzen gemäß
war auf eine Menge von Meinungen und Vor-
stellungen Rücksicht genommen, die Geschichte der
einzelnen Mythen dadurch bey weitem vollständi-
ger dargestellt, und eine reichere Litteratur gege-
ben, welches für das am wenigsten schwere ge-
halten wird; als aber der Abhandlung ein Platz in
diesem Werk bestimmt wurde, hielt es der Ver-
fasser für zweckmäßiger den Ton etwas zu ändern,
und den größten Theil der weniger wichtigen Be-
merkungen, eine Reihe wunderbarer Einfälle auf
welche der Forscher stößt, und die vielen beige-
brachten Auszüge aus den Arbeiten seiner Vor-
gänger, für eine andere Gelegenheit aufzusparen.
Der Verfasser hat gesucht einen nicht sehr betrete-
nen Weg sich zu öffnen, die Religion der Deut-
schen (nach den geringen Kenntnissen die er von
dem allgemeinen Gange besitzt, welchen die Reli-
gionsbegriffe unter allen Völkern nahmen) mit
dem Glauben der übrigen Nationen zu verbinden
und darnach zu beurtheilen. Vielfacher Verbesse-
rungen wird dieser Versuch fähig seyn; dem Ver-

fasser ist es Belohnung, wenn er den rechten Weg betrat. Wem daran liegt die Wissenschaften vorwärts zu bringen, richtige Ansichten zu befördern, Deutschlands Alterthum aufzuhellen, der prüfe das was der Verfasser gesagt hat, und prüfe es genau. Denn er will alles als seine Meinungen angesehen wissen, wie viel auch schon davon hier und da gesagt ist und gesagt seyn mag; denn wer kann jetzt noch viel Neues in einem Fache sagen, worin so manche vorzügliche Köpfe, mit Vorliebe, gearbeitet haben? Aber in diesem Zusammenhange dieser Darstellung wenigstens ist es noch nicht gesagt worden; und wer auch eine einzelne Lehre als wahr annimmt, oder sie selbst zuerst in Umlauf brachte, der kann dieselbe doch in diesem System nicht an der rechten Stelle glauben. Die Wahrheit sucht er einzig, diese geht steigend hervor, und unterwirft sich ihre Gegner; kraftlos sind gegen sie der Leidenschaften Macht und unwürdige Waffen. Sicher hat der Verfasser oft gestrauchelt, aber der Weg war auch ungebahnt und größtentheils muthwillig verborben; und wie viele theilen diesen Unfall! Er fürchtet das Urtheil des Publikums nicht, denn dasselbe kann nur in einer erwarteten und gehofften Zurechtweisung bestehen; wenigstens sagt ihm sein eignes Gefühl, daß er gern alles anwandte um zu bessern und richtigern Einsichten zu gelangen, daß er seine Vorgänger dankbar benutzte (wenn auch nicht jeder namentlich aufgeführt ist, dieß machte die Veränderung der Anlage nothwendig) und gern das behielt, was sie richtig zu sehen

schiennen, aber alles genau prüfte. Vielleicht tritt er noch zu heftig, vielleicht blieb er, oft unwillkürlich, nicht kalt bei diesen Untersuchungen und streng genug gegen sich selbst; vielleicht glauben einige sich beleidigt: das war nicht seine Absicht: aber er scheuet den Kampf nicht, der für die Wahrheit gefochten wird

Die Nordische Mythologie, die bisher von reicher Fülle krogte, steht mit der Deutschen in genauer Verbindung; wie viel wird nicht aus derselben in diese hinübergetragen! Was man von den Mythen der Nordländer zu wissen glaubte, war alles aus den Isländischen Liedern geschöpft, wovon der größte Theil unter den Namen der Edden bekannt ist. Das Alter, der Ursprung, die Glaubwürdigkeit und Brauchbarkeit derselben sind neuerlich von Adelung, in Hinsicht auf das Ganze, in Anspruch genommen worden. Der Verfasser fand dieses Urtheil mit den Resultaten seiner eignen Untersuchungen zu sehr übereinstimmend, um nicht die sich ihm darbietende Gelegenheit zu ergreifen, die Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand zu lenken. Es ist nicht der Ort sich weitläufig darüber zu verbreiten, so nöthig es auch seyn möchte. Ward doch nicht einmal gefühlt, wie viel der Gegner eingeräumt erhielt, da nur eine Sichtung und genauere Kritik der einzelnen Sagen verlangt wurde; welche Nachgiebigkeit zur Absonderung des offenbar Unrichtigen, Unglaublichen und Erdichteten Niemand verlangen kann. Dieß alles sind Glieder einer Kette, aus allen diesen Theilen muß das System erbauet, nicht, mit

unerlaubter Vornahme des Schlechten, nur bloß die wahrscheinlichen, glaublichen Sagen benutzt werden; in allen ihren Lächerlichkeiten dargestellt, würden diese Fabeln leicht in jedes Auge ihre wahre Gestalt behalten, wie Schöler so richtig sagt. Was wir, außer diesen Gedichten, aus einheimischen und fremden Nachrichten von der Religion des Skandischen Nordes wissen, das ist zusammengetragen. Es mögen unvollständige, rohe Materialien seyn; es ist wenigstens eine nothwendige Vorarbeit, und der vorzüglichste Ersatz der für das zu hoffen ist, was wir aufgeben müssen.

Die Urthaten der Völker sind in der Nacht der Vorzeit, unbedauert, verlohren gegangen, weil dadurch nichts geschehen was der Aufzeichnung werth gewesen; gleiche Dunkelheit verbirgt den ersten flüchtigen Gedanken, den von der Gottheit die rohen Väter des Menschengeschlechtes hatten.

Viele große und merkwürdige Nationen, die Erfinder herrlicher Künste und Wissenschaften, waren längst wieder verschwunden; die ausgebildete Religion cultivirter Völker war, bis auf die Schutthaufen ihrer prächtigen Tempel und die bewahrte Kenntniß des Himmels, in dem Andenken der Menschen untergegangen. Von Bel, Ny-

Iitta und Anaitis, die in den schönen Gegenden am Euphrat und Tigris früh verehrt worden, hat man kaum noch Namen. Der Aegypter Geheimnisse waren; wie die Kunde ihrer Hieroglyphen, deren Gebrauch jenseits der Geschichte liegt, lange schon vergessen; ihre früheren Meinungen lebten nur noch in dem Glauben fremder Völker fort.

Viele Jahrhunderte waren thatenreich vorübergegangen, in welchen das aufgeklärteste und größte Volk der Geschichte, die Griechen, den Dienst der Personen und Hausgötter, a) bey allmählig mehrerem Zusammentreten der Menschen mit allgemeineren Fetischen, und diese bald, durch die ausgebildeteren Religion fremder Ankömmlinge und bekanntgewordener Völker, mit Landes- und National-Göttern vertauscht hatte; unter welchen sie nicht vergassen dankbar denen einen Platz zu geben, welche als Wohlthäter des Menschengeschlechts lange im Andenken bleiben sollten. Ueber vierhundert Jahr war von großen Königen

a) Wovon Herodot noch Nachrichten hat. Denn die Religionen überleben den Staat, weil kein Eroberer sie mit den blühenden Städten, den königlichen Palästen, und den Bildern der Götter vertilgen kann; weil mit der Ausdehnung des Reichs, und den Fortschritten der Cultur, die Religion nicht fortgeht, welche letztere nur langsam darauf wirkt: daher wissen wir von der Religion mancher Völker noch etwas, von deren Geschichte uns nichts übrig ist.

und Völkern des entfernten Auslandes, durch herrliche Weih-Geschenke, das Delphische Orakel Apollons zum reichsten Tempel gemacht. Die großen heiligen Spiele waren von weisen Männern gestiftet, um in den Gemüthern der Griechen den Geist zu wecken und zu nähren, wodurch sie das wichtigste Volk der Welt geworden. Vor tausend Jahren hatte schon Daedalus die Formen der Götter menschlicher gemacht, und seitdem hatten ihre Künstler mit immer fortschreitender Schönheit uns unerreichte Muster gegeben, während ihre Dichter herrlich die Thaten der Götter und der Helden als National-Thaten gepriesen.

In Italien war die alte Religion der ersten Bewohner und der Gallischen Rhätier ^{b)} von dem angenommenen Glauben der Griechen verdrängt; in den Earen erhielt sich kaum eine schwache Spur, ^{c)} und wie Rom mit seinen Waffen auch seine Glaubenslehren zu allen Völkern trug, so wurden nicht weniger sorgsam die Statuen und Altäre fremder Götter in die Mauern gebracht, und der Glaube von hundert überwundenen Nationen fand Tempel und Verehrer in Rom.

^{b)} Rasenna, Razenuni, Etrusken.

^{c)} Auch wohl Penaten, ehemalige Haus-Getische, wofür selbst der Ort ihrer Aufstellung, der Feuerbeerd, hindeutet. Dahin gehört der Jupiter domesticus (Hercules.)

Als die schönen Zeiten Griechenlands begannen, da brachten mit allen Künsten, welche Klein-Asien der Welt gelehrt, auch ihre Religion die Bewohner von Phocäa nach Gallien; Flüchtlinge, welche lieber unter unbekannten Wilden und an rauhen fürchterlichen Küsten nach ihrer althergebrachten Verfassung leben wollten, (welche sie, wie billig, als die für sie passendste ansahen,) als auf dem geliebten Boden der Väter einem übermächtigen Tyrannen gehorchen. Als darauf in den Gegenden der Pflanzstadt Massalia die Provinz der Römer gegründet wurde, kamen auch hierhin die Gebräuche, Namen und Formen Roms, welches im Binnenlande ebenfalls Beyfall fand, obgleich daselbst und an der Küste der See die Bewohner dem eignen Gottesdienst noch zugethan blieben, den sie schon mit brittischen Lehren vermischt hatten; (wiewohl wir wenig davon wissen). Alles war in eine Religion zusammengefloßen, die einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt und jährliche allgemeine Senden hatte. Die Druiden, mit einem Erz-Priester an der Spitze, dessen Herrschaft mit den Waffen erkämpft wurde, bildeten eine eigene Kaste, welche mehr Gewalt an sich gerissen, als dem Volk zuträglich gewesen; denn sie gaben, neben der Verrichtung aller gottesdienstlichen Gebräuche, wie bey bürgerlichen Sachen, so bey öffentlichen Angelegenheiten, die letzte Entschei-

dung. Zu solcher Unterwürfigkeit gewöhnten sie die Gemüther der Ritter, (denn die abergläubische Nation hatte in Knechtschaft schon ihren Geist verloren,) durch den Eindruck der Erziehung und das geheimnißvolle Dunkel des Glaubens; cc) und den frechen Geist der Einzelnen zügelten sie mit einem schrecklichen Bann. Von ihren Göttern nannten sie einige mit griechischen Namen; die Unachtsamkeit und der Stolz der Römer fand dieß eben auch bey den alten Landes-Göttern.

So waren jene Religionen, als im sechshundert neun und neunzigsten Jahre nach Erbauung der Stadt, und im fünf und funfzigsten vor unserer Zeitrechnung, der erste Römer über den Rhein in das Land der Deutschen drang. Cajus Julius Cäsar, ein Mann von erhabenen Eigenschaften und dem die Herrschaft der Welt kein zu großer Gedanke war, wollte dem merkwürdigen und gefürchteten Schweifenbunde in den eigenen Wäldern auf's Neue zeigen, was derselbe schon in Gallien erfahren, wie viel die Kriegskunst gegen den Muth eines großen Heeres barbarischer Nationen vermöge. Dazumal wurden zuerst die Lande vom rechten Rhein-Ufer ab den Römern bekannt, zuerst ward ihnen der Name der Germanen genannt, und Italien glaubte das Ba-

cc) Solis nosse deos et coeli numina vobis

Ant solis nescire datum, Lucan. phars. I. 443.

terland der Horden zu sehen, gegen welche „alle Geseze, Sitten, Künste und Wissenschaften der südlichen Welt, und alles Große und Gute was aus Rom auf uns gekommen,“ d) Caius Marius an den ewig denkwürdigen Tagen bey Aquä Sextia und an der Arhesis gerettet.

Viele und öftere Veränderungen seines Zustandes hatte das Land der Nachkommen Luists damals schon erlitten; es müssen harte Kämpfe die wilden Bewohner des morastigen rauhen Waldes beunruhigt haben, ehe die uralten Formen so weit geändert worden. Durch wichtige Ursachen und große Bewegungen, die wir nicht kennen, war der Schweisenbund veranlaßt; ein weitgreifendes Unternehmen, sicher von den wichtigsten Folgen für Europa, wenn nicht bey seinem ersten Erscheinen die noch größere Taktik der Römer seine Kraft gebrochen hätte. Nachdem dieser Bund in unbekannten Zeiten sich im Vaterlande fest begründet hatte, war die Vertheidigung mit dem Angriff verwechselt. Dem Rhein gebührte sein Name nicht mehr. Ueberall standen überwältigende Bündnisse auf, verstärkten sich durch Unterstützung, und es ward für und wider schweifische Allmanni gefochten. Das geschah durch Deutsche

d) Johannes Müller Geschichte Schweizerischer Eidgenossenschaft 1. Buch 3 Kap.; ein Meister der über mein Lob erhaben ist.

selbst, ohne Einmischung fremder Sieger. Die alte Tapferkeit hatte den Bund erhalten, der feiner gemeinsamen bloß ihm angehörenden Religion zu seiner größern Stärke bedurfte, so lange der Glaube der Eidgenossen an das Bedürfniß desselben noch nicht erschüttert war; denn dann fiel er mit aller Religion!

Eine gleiche Veränderung hatte der Glaube der Deutschen nicht erfahren. In Sachen des Gottesdienstes behielten, wie überall bey den Veränderungen der Verfassung, die Völker ihre alte Weise. Freywillige Veränderungen in der Religion sind nur das Resultat einer vieljährigen Cultur. Hatten andere Nationen schon große und herrliche Tempel, geschmückt mit trefflichen Gemälden und kunstreichen Statuen; prächtige Gefäße, Länze und Lieder, große Opfer, Priester, denen das Volk als Gesandten der Gottheit willig gehorchte, einen reichen Schmuck und Formeln mit tiefem Sinn bey der Feyer ihres Gottesdienstes — denn dieß alles muß der Mensch erst üben, bevor er erkennt auf welche Weise er die Gottheit verehren soll; — und ein System ihrer Glaubenslehren: so zeigte die Religion der Deutschen nur noch zu sehr ihren Ursprung unter rohen Jägern und unstäten Hirten. Durch einen übertriebenen Patriotismus, der unsere Vorstellung von den alten Deutschen umnebelte, und uns nicht gestat-

tete derselben wahres Bild in ungetrübter Klarheit zu sehen — denn ein solcher bringt nie Vortheil, — wurde bisher auch die Religion der Väter als eine ganz vortreffliche geschildert. Vor ihr verbarg sich schüchtern der Glaube der Römer und der Griechen; noch von den ersten Sitten der Menschen mitgebracht, und rein, unverändert durch die lange Jahrtausende erhalten, waren die Begriffe der Deutschen so erhaben, daß man um sie zu erklären zu Offenbarungen seine Zuflucht nehmen mußte. Diese Vorliebe verleitete Anton e) zu der mit den Geschichten aller Religionen im Widerspruch stehenden Behauptung: „die altgermanische Religion konnte keinen Aberglauben haben.“ Ist es nicht seltsam, daß gerade die Religion unserer Väter die einzige Ausnahme von der Regel machen, daß ihr erstes Alter so vorzüglich, so schön seyn soll?

Unsere wilden Vorfahren sollten von allen Völkern sich unterscheiden haben? wir, die nicht einmal einen National-Gott verehrten, hätten den einzigen Gott erkannt? uncultivirte Deutsche den Grad von Aufklärung, das Maas von Kenntnissen gehabt, dessen kein Volk des Alterthums sich rühmen kann? f) — Der Zustand der Völker.

dis-

e) Deutsches Museum 1779. B. I. p. 36.

f) Meiners Geschichte aller Religionen. Kap. 1. §. 3.

disseits des Rheins berechtigt uns zu solchen Ausnahmen nicht; liegt der Grund dieser Behauptungen etwa in einem Stolz auf unsere Nation, den wir andern Völkern so gern zum Vorwurf machen? Sollte die Religion der Deutschen wirklich so edel und rein gewesen seyn, als sie geschildert wird, so hätten wir wahrlich mehr Ursach als irgend ein Volk eine ganz besondere Begünstigung und das beständige Einmischen der Gottheit anzunehmen. Soll man den Grund auffuchen, warum viele vorurtheilsfreye Männer, welche nicht wenige Sachen im wahren Lichte sahen, doch von dieser so unhaltbaren Meinung fest umschlungen blieben? es war nichts anders als die leidige Gewohnheit, mit den Sitten und Gebräuchen unserer Vorfahren auch das, was wir von ihrer Religion noch wissen, ganz für sich zu betrachten; man glaubte nicht, daß dieselben Stufen der Cultur bey jedem isolirt sich bildenden Volke gefunden werden; daß die Nationen keine Sprünge machen; daß die Ausbildung der Religionen, wie ihre Entstehung, unter allen Himmelsstrichen nach denselben Regeln fortschreitet. Denn auch die Religionen gehen vom schlechtern zum bessern fort. Der Anfang unserer Erkenntniß war nicht unmittelbare Offenbarung, sondern gänzliche Unwissenheit. „Jede Familie, die sich nicht einer unmittelbaren Theopneustie rühmen kann, wird

durch Irthümer geleitet. Unbekannt mit allen höhern Begriffen, kennet sie auch durch sich keinen Gott, danket keine Gabe Jemanden, außer dem Zufalle, der sie leitet.“ g) Daher verglichen wir das Deutsche nicht mit dem anderer Völker, und so glaubte man denn zu finden, daß, wenn die Deutschen keine Bilder der Gottheit verehrten, keine Tempel hätten; so müßten sie Monotheisten seyn, (Fulda) oder den allumschwebenden Gott überall finden (Anton h). Bey dieser Beschaf-

g) Anton Gesch. der L. Nation 1, 84. sehr richtig. Die Geschichte des jüdischen Glaubens ist hier natürlich kein Einwand.

h) Museum 27. Gebauer wollte daher auch beweisen (*vestigia juris Germanici antiq in Tacit. Germ. obvia p. 937.*) die Deutschen könnten keine weibliche Gottheiten gehabt haben. Gerade eben so verfahren auch die Gelehrten anderer Nationen. Chiniac discours sur la nature et les dogmes de la religion gauloise im vierten Theil der von ihm herausgegebenen *Histoire des Celtes* par Pellatier p. 60. So wie die deutschen Schriftsteller die Religion der Gallier (Druiden, Barden u. s. w.) plünderten, so wandten die Franzosen Tacitus Nachrichten auf die Galen an; denn die Deutschen hatten die Religion rein behalten, welche die Gallier, ihre Ahnherrn, nach der Gründung von Marseille und der Bekanntschaft mit den Römern gegen abscheuliche Lehren vertauscht hatten. Wenn die Väter nicht mehr im strahlenden Nimbus erscheinen, wenn sie wieder gewöhnliche Menschen sind, und ihnen kein Vorzug vor andern Völkern zu steht, wer ist Schuld daran, der Beobachter, der sie zeichnen muß wie er sie findet, oder die Natur, welche sie nicht begünstigen wollte?

fenheit der Ideen über die deutsche Religion konnten wir zu sichern, festen und den einzig wahren nie gelangen; jeder Schriftsteller sah die Sache aus einem andern Gesichtspunkte an, es gab so viel abweichende Systeme als Bücher darüber geschrieben sind. Unsere Unwissenheit verwandelte sie in Verwirrung. Cluver, der die Dreieinigkeit in Deutschlands Wäldern fand, brachte alle Gottheiten auf fünf; Falkenstein sah überall nur die Sonne, (auf welche Macrobius alle Gottheiten zurückführte), den Mond, und das Feuer; in eins dieser Wesen lösten sich alle übrigen auf; ein anderer sah nur Odin, Thor und Freya; Schedius brachte alle Götter der Welt in Deutschland zusammen. Bald mit Heute aus dem hebräischen Glauben, bald mit Persischen, bald Griechischen, bald Gallischen Glicken wurden die Nachrichten über die Religion der Deutschen bereichert. i) Dieß ist anrichtig: die Religion der Germanen war nicht über die anderer Völker im

R 2

- i) Dergleichen gehörte den vorigen Jahrhunderten, bis man nun auch anfängt die Griechischen und Römischen Lehren (und bald auch wohl die Deutschen) aus den Indischen Mythen zu erklären. Auch hier findet sich eine Dreieinigkeit, in der Entstehung, Erhaltung und Zerstörung der Dinge. *Veterum Monumenta, quae — — — societas antiquariorum Londini edenda curavit.* Tom. IV. Abh. von Townley, nach den Göttinger Anzeigen 1800. 141 St.

Stande der Kindheit erhaben, sie war ihr völlig gleich. Fetische — sinnliche Gegenstände aus der den rohen Menschen umgebenden Natur, die ihn entweder rührten, oder ihm Schaden oder Nutzen brachten — *k*) waren des Germanen heilige Verehrung. *l*) Cäsar kennt zwar

k) Meiners l. c. c. l. Dahin alle Thier-Gottheiten.

l) Caesar de b. G. VI. 21. *deorum numero eos solos ducunt, quos cernunt, et quorum ope aperte juvantur, Solem et Vulcanum et Lunam, reliquos ne fama quidem acceperunt.* Es hat der richtigen Beurtheilung und bessern Benützung der Nachrichten Cäsars unendlich geschadet, daß man den einzig möglichen Standpunkt nicht immer nahm, von dem aus dieselben betrachtet werden müssen. Die Kapitel 21. u. f. sind ohne die vorhergehenden 11 — 21. gar nicht verständlich. In diesen zusammen giebt Cäsar (nicht im Vorübergehen, sondern absichtlich) eine vergleichende Schilderung der Galen und der Germanen. *Neque Druides habent — neque sacrificiis student*“ heißt also nicht, sie hatten gar keine Priester und keine Opfer, sondern nur sie haben die Galische Religion und deren Priester nicht, und opfern nicht so sehr; sind also mit Menschenopfern unbekannt. Daher auch nur *Germani multum ab hac consuetudine differunt* nicht plane, omnino. Eins bezieht sich immer auf das andere. Aber zu sagen: nur in Hinsicht auf Gallien schreibt Cäsar dieß, und: *reliquos deos ne fama quidem acceperunt*“ ist bloß von den Galischen Göttern zu verstehen, wird viel zu eingeschränkt und ganz gegen Cäsars Sinn, der beyde Völker nicht für die Galen, sondern für die Römer schilderte, und natürlich dabey den Gesichtspunkt von Rom aus nahm, und nicht bloß diese Nation unter sich, sondern auch in ihrem Verhältniß gegen die übrige Welt, betrachtete.

die Fetische der Einzelnen nicht, so wenig als Tacitus, aber dagewesen sind sie sicher, die Schuld liegt an der zu wenig geübten Beobachtungsgabe der Römer, *m*) denn es fanden sich schon Zauberer, (Jongleurs, Schamane,) und der Privat-Gottesdienst muß dem allgemeinen vorhergehen. Vielleicht hatten aber die Fetische des Einzelnen schon zurücktreten müssen, sie waren nun zu beständigen, unveränderlichen Haus-Geistern geworden, oder schützten nur noch als Amulette oder Talismane. Die Fetische, diese väterliche Ur-Gottheit, betete für sich der Haus-Vater an, er trug seinen Allrun; d. h. ein Run, den man beständig um Rath fragen kann, unter allen Umständen, in allen Lagen; (also ging die ganze Religion der Deutschen vom Drakel aus,) *n*) sie mochten aber auch als Amulette dienen. *o*) Ein

R 3

m) Daher hat die Religion, nach Tacitus Zeichnung, das edle Ansehen, daher ist sie so rein. Die Stufe ist es, worauf die Religion stand, nicht die Priesterlosigkeit, wenn ihr Glaube dem Galischen nicht gleich schien, oder dem anderer Völker.

n) Verglichen Tacitus Germ. 10. auspicia fortisque, ut qui maxime, observant.

o) Gerade wie Carver (p. 282. 286. nach Ebeling's Uebersetzung) von den Eingebornen an den Quellen des Mississippi und hinter den großen Seen sagt: „sie bedienen sich der Manitu zu Schutzweh-

solcher Allrun kann nur für den Einzelnen, nicht aber für eine Mark seyn; diese hat bloß Runen, daher darf die Schamane Aurinia nicht in Allrunia verwandelt werden. Nun mag der deutsche Ausdruck für Fetisch, Manitu seyn. *p*) Ob aber diese Allrunen schon die künstlich geschnitten waren, welche als Allrunen bis auf uns gekommen sind, das ist eine Frage, welche man weder verneinen noch bejahen kann. Das lange Haar ist Bürge des Ursprungs vor Jahrtausenden; und nächst dem Oster- und Johannis-Feuer giebt es

ren;“ oder die Ibo in Afrika (Oldendorp Gesch. der Mission auf den Karainen B. 1. p. 324.) Dahin gehört die Stelle Tacitus l. c. 7. „deo quem adeste bellantibus credunt.“ Einen eignen unsichtbaren allumschwebenden Gott zu denken (auch nur als Kriegs-Gott) war nicht die Sache der Deutschen (die Griechen und die Römer bedurften selbst noch der persönlichen Erscheinung ihrer Götter in der Schlacht); der Gott mußte bey ihnen und nur für jeden seyn; so groß war die Macht eines Gottes noch nicht, daß er eine ganze Schlacht zu leiten vermöchte. Später hat jede Familie, Mark oder Genossenschaft ihren Kriegs-Gott sichtbar unter sich, Tacit. Hist. v. 22. und Germ. 7., den sie von Haus mitnahm; nur von diesem verspricht sie sich Schutz und Sieg.

p) Wir werden ihn künftig gebrauchen, wenn vom Drakel, Vorhersagungen, die Rede ist; denn dieß scheint seiner ursprünglichen Bedeutung am nächsten zu kommen. Die Privat-Fetische sowohl als die Mark-Fetische können auch Geist, Geister genannt worden seyn: wir brauchen um des Worts willen keine Mittelwesen zwischen den Menschen und der Gottheit anzunehmen.

wohl kein Ueberbleibsel der deutschen Vortwelt, welches den Allraunen (Allrüncken) an Alter voringe. Sie waren Haus-Geister — von vielen erprobt und verehrt — schon vor Jahrtausenden. Ihr Name ist nicht von den Mark-Runen geborgt, denn er war eher. Lange ist aller Gedanke an Runendienst verschwunden; schon viele Jahrhunderte lehrte man den einzigen Gott, aber ihr Dienst lebt noch immer fort: wer weiß nicht wie fest eingewurzelter Glaube steht! Die Itälmens sind schon weit über die Periode hinaus, wo jeder nur seinen Fetisch verehrt, und doch ist ihr Haus-Fetisch (der Gestalt nach ein wahrer Allrune), immer noch dem Feuerheerd gegen über. Bis zur Zernichtung ihrer Religion verehrten die Römer ihre alten Laren (Penaten) am Feuerheerd, ob diese gleich die ursprünglichen Formen nicht mehr behalten haben mochten, und selbst der allgemeine Name Lar oft in den besondern mächtigerer Götter verwandelt war. Die Gestalt dieser deutschen Haus-Götter bestärkt, daß die ersten künstlichen Fetische Pfähle oder Hölzer waren mit einem ausgeschnittenen Menschenkopf; wiewohl bey den Allrunen gewiß die betäubende und trunkenmachende Kraft der Mandragora nicht zu übersehen ist, aus welcher Wurzel die Allrunen geformt werden. 9)

R 4

9) Später erscheinen zwar, wenn man Jornandes

Nur diese Schutz-Götter einzelner Personen und Familien gab es; nur ihnen ertönten die rohen Gesänge. Aber es gab auch in Deutschland

trauen kann, bey den Gothen Alrunen in ganz anderer, in der Bedeutung als Schamane. „Filimer reperit in populo suo quasdam magas mulieres, quas patrio sermone Aliorumnas is ipse cognominavit, easque de medio suo prorubat.“ Ap. de Groot. 643. (von ihnen und bösen Geistern entsproßten die fürchterlichen Hunnen). Allein wer bürgt uns, daß sie nicht mit Runen verwechselt sind? Bey Jornandes ist dieß nicht zu viel vermuthet; Ulfilas hat „runa thiudingardja Goths:“ *mysterium regni dei* Marc. 4, 11. Luc. 8. 18. *runa*: *consilium, dispositio* Matth. 27. 1. (auch im Isländischen ist das simplex: *Runnameistari*; *incantatores*; im Allinannischen *girunu*, *mysteria*). Und wenn diese Nachricht richtig ist, konnte nicht sehr gut, in der Reihe der Jahrhunderte, der gleiche Name, unabhängig von der Bedeutung des altern, aufkommen? Mit dem Namen der Fetische wurden auch zugleich die Schamane, Jongleurs, belegt, welche die Gothen sich unter den Weibern aussuchten. (So gab es einen *Pythou*, einen pythischen Apollon, und eine *Pythia*: so giebt es noch Fetische und Fetischirer, und die Bewohner von Madagaskar nennen beydes *Grigri*). Sie waren für ganze Stämme und Genossenschaften; daher können auch sie Alrunen geworden seyn. Ueberdieß nannte sie nur Filimer so. Andere Codd. haben aber *Haliurunas* (Codd. *optimae notae* sagt *Reyßler Antiquit. septentr. 461.*) und dann würden es die heiligen Runen seyn. „Sollte wohl die Uebereinstimmung des Namens der Fetische mit dem der Buchstaben etwas dazu beygetragen haben, letztere im Norden als zauberisch zu verdammen?“ Darauf will ich antworten, sobald man mir beweist, daß die Buchstaben verboten worden! Die Wahrsagerlunen heißen Runen, und diese mußte man unterdrücken.

schon allgemeinere Fetische; denn für alle war die Sonne, der Mond, das Feuer ^{r)} und die Erde. Diese vier Wesen waren allen gleich günstig, halfen allen gleich viel. Der letztere Haupt-Fetisch ist sicher älter als Ariovists Eroberungen, obgleich Cäsar seiner nicht erwähnt und erst Tacitus ^{s)} ihn einführt. „Bei den Reudingen, Abionen, Angeln, Barinen, Eudosen, Snardonen und Nuthonen ist nichts anmerkungswerthes, als daß sie gemeinsam die Herthum, d. h. die Mutter Erde, verehren.“ Eine Stelle, über welche gewaltig commentirt ist. Die Insel im Ocean darf man nicht in der Ostsee suchen; Rügen kann also nicht gemeint seyn, denn die Ostsee hieß nie Oceanus: sondern es muß eine Insel seyn, die der Küste Germaniens gegen über, vielleicht vor der fimbriischen Halbinsel lag. Letztere dachten sich die Römer aber als einen langen Streif, der von der Elbe an längs der Küste Germaniens in das Meer als eine Nehrung hinlief; aber keine Ostsee.

R 5

^{r)} Wir brauchen den Ursprung des Feuer-Dienstes nicht in den Urzeiten der Deutschen zu suchen; ob hiermit das Feuer beim Eintritt des Jahres in Verbindung steht, wie N u t o n, (Gesch. 85.) glaubt, daran kann man zweifeln; dieß war eher ein Zeichen der Freude, wofür man schwerlich ein gleichpassendes Surrogat finden konnte.

^{s)} Germ. 40.

einschloß: denn so weit erstreckte sich die geographische Kenntniß der Römer von Deutschland nicht. Die Bucht, die zwischen dieser kimbrischen Halbinsel und dem festen Lande war, hieß *baltia*, später *mare suevicum* und *sinus Codanus*. Die Römer hatten alles von Hörsagen und der Lectüre; wer weiß wie alles das umhergelaufen war, bis es zu Tacitus kam. Wahrscheinlich dachte sich Tacitus eine von den Inseln: „*Oceanus insularum immensa spatia complectens*.“ Wir dürfen nicht „in *silva Baceni*“ lesen, noch *Oceani* ganz ausstreichen; denn was berechtigt uns dazu? Merkwürdig ist es, daß diese Völker ihren Fetisch schon in Wagen einschlossen und umherführten; schon Priester ihre Gaukelspiele trieben, und um diese zu verstecken die Sklaven im See ertränkten; „*quos statim idem lacus haurit*:“ aber unser Zeitalter glaubt nicht sogleich Wunder! - t) Hier ist sicher keine Bundes-Religion. Von Luft-Geistern haben wir keine Spur; aber von Erdmännchen, Berggeistern, erzählt man viel; vielleicht ein Beweis der Erdbverehrung. Warum sollen wir jene Worte Cäsars (not. 1.) nicht wörtlich nehmen? u) Freylich keinen Lenker des Son-

s) Wie war es möglich diese Stelle als einen Beweis der Menschen-Opfer anzuführen?

u) Hier wird es der Ort seyn, etwas über die Glaubwürdigkeit der Nachrichten Cäsars und Tacitus zu sa-

nenwagens, keine Artemis mit Köcher und Bogen, keinen Hephästos vor seinem Amboss, muß man suchen. Schon das verschiedene Geschlecht der

gen, in wie fern der eine auf größere Glaubwürdigkeit als der andere Anspruch machen kann. Lange war es Ton, Cäsars Bemerkungen allen geschichtlichen Gebrauch abzusprechen; und warum? Tacitus ist vollständiger; hat auch vieles gar nicht berührt, wovon Cäsar spricht; und in der kurzen Zeit zwischen beiden kann sich eine solche Veränderung nicht zugetragen haben; er konnte die Sachen besser wissen als Cäsar, der nur zweymal über den Rhein ging und sogleich umkehrte; wenn er auch nicht selbst Deutschland sah, so waren doch die Deutschen zu seiner Zeit bekannter geworden, Gesandten, Geißel und Neugierige hatten in Rom sich aufgehalten. Die ganze Vergleichung fällt also zum Nachtheil Cäsars aus, der wohl gar vorsätzlich falsch gesehen haben sollte. Wenn Cäsar und Tacitus nicht einerley Nachrichten gaben, sich zu widersprechen schienen, so war kein anderes Mittel als die Träumereien und Erdichtungen Cäsars zu verlassen, und sich einzig an Tacitus zu halten. Richtiger schien es, dem schweigenden Tacitus zu folgen als Cäsar, der geradezu eine Nachricht behauptete. Wenn Leute von äußerst beschränkten Fähigkeiten über einen solchen Mann absprechen wollen! Selten war man gerecht genug um beiden Glauben zu schenken: dann dachte man aber auch sogleich an neue Systeme, (wie Möser durch seine öffentliche und heimliche Religion); und bestrebte sich die geträumten Widersprüche beyder Schriftsteller zu heben. Hätte man doch erst untersucht, ob denn wirklich Widersprüche vorhanden wären, oder nur mitgebrachte Vorurtheile solche fanden! Cäsar hatte die über den Nieder-Rhein gedrungenen deutschen Völkerschaften besiegt, die Macht der damals drohendsten Verbindung der Schweisen von Vesontio bis über den

beiden ersten Götter in Rom und Germanien mußte darüber entscheiden, wenn es Streit geben könnte in einer so klaren Sache. Es waren also

Rhein getrieben, der Kern seiner Armee, mit welcher er die Welt eroberte, waren Deutsche, und Cäsar konnte schon an sich bei weniger Hilfsquellen durch seinen aufmerksamen und festen Blick mehr und richtiger beobachten als der gelehrte Tacitus, der auf seiner Stube nur aus der zweiten Hand, oft noch entfernter, schöpfen mußte, der widersprechende Berichte zu vereinigen hatte, keine Lokal-Kenntniß besaß, nicht an Ort und Stelle die Meinung prüfen konnte, welche er nach langen Untersuchungen endlich für die richtigste hielt, der uns auch seine Quellen nicht einmal nennt; und nur Tacitus außerordentlicher Geist konnte eine Einheit schaffen, welche wir bewundern müssen. So konnte Cäsar die Galen und Germanen nicht verwechseln, er sah täglich die eigenthümliche Verschiedenheit beider zu deutlich; aber Tacitus begeht schon den Fehler wieder, den die Römer sich nicht entwöhnen konnten, welche alles Land jenseits der Alpen unter einem gemeinschaftlichen Namen zusammenwarfen. Also, trotz des bis an die Elbe vorgedrungenen Drusus und der Menge deutscher Sklaven und Edlen in Rom, ist die absolute Glaubwürdigkeit Cäsars nicht geringer als die des Tacitus. Auch konnte in dem anderthalb hundertjährigen Raum zwischen Cäsar und Tacitus sich viel ändern, und hat sich wirklich geändert; manches war wenigstens sichtbar geworden, und die größere Kenntniß, welche die Römer allerdings erlangt hatten, ließ manches klar sehen, wovon Cäsar nur den dämmernden Schein erblickte. Aber das alles berechtigt uns nicht, die Nachrichten des großen Schriftstellers zu verwerfen und mit dem Kranz des zu Boden geworfenen seinen Nachfolger zu schmücken. Beide können ohne irgend einen Nachtheil neben einander bestehen.

in Deutschland allgemeine Fetische, aber alle Deutsche verehrten dieselben nicht (wie die Aegypter den Apis, die Bewohner von Sidah die große Schlange); Cäsar kannte das innere Deutschland zu wenig; die Völker Germaniens waren in Gesinnungen, Bedürfnissen und durch geographische Lage zu sehr von einander getrennt, um gleiche Meinungen zu hegen und gleichen Drang zu fühlen. Nicht bloß gute Götter verehrt man, v) nein, auch solche, vor denen man sich fürchtet — woraus man lange Zeit allein herleitete, wie der Mensch zur Erkenntniß der Gottheit gekommen w) — und so können immer die Wahrh. Chausen x) einen der Fetische Cäsars nicht gehabt haben; aber auch dagegen wieder andere, welche die Anwohner des Rheins nicht verehrten. (So war der Dienst der Krokodile nicht über ganz Aegypten verbreitet). y) Allein wenn die von

v) Quorum ope aperte juvantur.

w) Primos in orbe deos fecit timor. Petronius.

x) Plinius Histor. Natur. l. XVI. c. I.

y) Dieses dürfen wir nicht vergessen. Es hat viel, sehr viel Unheil angerichtet, daß jede Gottheit, oder jede Spur derselben, sogleich von ganz Deutschland verehrt seyn sollte. Man theilte wohl gar die deutschen Götter in generale und speciale ein (Tresenreuter). Das vernünftigste ist doch wohl, daß man die Verehrung eines Gottes nur dem Ort giebt, wo man ihn findet. Und vollends bey den Deutschen, wo so viel

Cäsar erwähnten großen Fetische auch von allen Deutschen verehrt worden wären, so sind es deswegen noch keine allgemeine deutsche Götter; zu deren Bildung Deutschland keine Zeit gelassen wurde. Ehe Horden zusammengetrieben wurden,

hundert in gar keiner Relation zu einander stehende Völker lebten, wer kann da von einem Theil aufs Allgemeine schließen. Ein Volk hatte durch Wanderungen, durch Kriege, durch Nachbarschaft, ursprünglich fremde Götter angenommen, während seine nächsten Nachbarn auf einer andern Seite noch ganz den alten Dienst feyerten und beständig behielten. In Deutschland hatte der Gottesdienst bey weitem die Stufe noch nicht erreicht, wo allgemeine Götter, von allen als National-Götter verehrt, vorhanden sind. Gerade so ist es auch bey unsern Urtheilen, ob dieß oder jenes Volk ein deutsches war. Da sagt man bald: nein; denn die Arier (Tacit. 43.) bemahlten ihre Körper, das war nicht germanische Sitte; oder: das sind Germanen, denn sie fochten nackt. Warum können denn die Gewohnheiten der Völker eines so großen Landstrichs nicht verschieden seyn? War denn Tacitus überall gewesen, hatte er alle Germanen gemustert? Wenn man auf der einen Seite, um diese Angaben für seine Meinungen wegzuschaffen, behauptet: Tacitus konnte das vernünftiger Weise nicht wissen, der Römer Kenntniß war so groß nicht; so muß man auch gerecht seyn, und diese Autorität auf der andern Seite nicht wieder brauchen wollen. Wann haben die Römer mit den Ostsee-Bewohnern gestritten? So wird Tacitus als vollgültiger Zeuge angenommen, wenn die Frage ist, ob ein Volk zum Schweifenbunde gehörte, aber nicht wenn gestritten wird, ob dieses Volk germanisch war. Mich dünkt, das ist nicht consequent.

Stämme sich fest verbanden; kraftvolle Bünde da-
standen, konnte es keine auch nur etwas allge-
meine Fetische geben. Zwischen diesen bildeten sich
auch die Marken, daher es sicher zu Cäsars Zeit
auch schon Mark-Fetische gab, ob sie gleich noch
nicht bemerkbar wurden. 2) Aber diese Fetische
selbst wurden verehrt; keinen Bilderdienst gab
es, a) die Gegenstände selbst fanden göttliche
Verehrung, nicht ein nachahmendes Bild. Kein
Geist der Vorfahren, b) kein Gott in Menschen-
Gestalt c) ward angebetet. So konnte der Rö-
mer keine Götterbilder finden; es gab keine Tem-
pel; d) daher schloß man: auch keine sichtbaren

2) In Gallien aber war zu selbiger Zeit schon eine Re-
ligion.

a) Alles, was sich dagegen sagen läßt, hat F u l d a (Ge-
schichtsforscher b. 1.). Wir erfahren auch nicht, daß
die Römer, nach ihrer Gewohnheit, die Götter Ger-
maniens fortgeschleppt hätten.

b) R ö s s i g (deutsche Alterth. 161.) will zwar Cäsar einen
Herkules-Hain aufbürden, allein er hat sich wahrschein-
lich durch Tacitus Annal. 2, 12. verleiten lassen, wo
aber von einem ganz andern Cäsar die Rede ist.

c) Daher haben wir aber auch keine deutsche Mytholo-
gie, die sich gebildet hätte, wenn wir von Fetischismus
aufwärts gestiegen wären.

d) Es hat vielen große Freude gemacht, daß die Deut-
schen nie Tempel hatten: „der Germane dachte
sich seine Gottheit viel zu erhaben, um sie
in einen so kleinen Raum einzuschließen“

Götter! mehr als die stolzen Hallen Roms gefaßt hätten. *) Kein Priester vertrat die Gottheit: den Haus-Getisch verehrte für sich und seine Familie der Haus-Vater, ihn fragte er um Rath. — So ist die Religion zu Cäsars Zeit.

Underthalb Jahrhunderte verflossen hierauf in fast unaufhörlichen Kriegen; bis zur Elbe dringen römische Heere und Flotten; und wenn auch mehr als ein Römer es der Mühe werth achtet; diese Barbaren der Nachwelt genauer zu schildern — (wer beschrieb die Parther oder die Brittanier?) — und durch Zusammenstellung der durch den immerwährenden Kampf erworbenen und vermehrten Kenntnisse die Nachrichten des großen Imperator von dieser Nation zu berichtigen und sie ausführlicher zu schildern; so ward dieß doch nicht zur Bekanntmachung bestimmt, (wie der ältere Plinius, dessen 20 Bücher vom Germanischen Kriege vielleicht noch aufzufinden sind); oder es ist wenigstens alles für uns verloren, bis auf Tacitus.

Die-

oder „in Tempel einzumauern;“ aber in Wagen oder Kisten gepackt (Tacit. Germ. 40.) waren sie unbeschränkter!:

*) Dieß giebt die Natur der Sache, da mancher auch wohl mehr als einen Getisch verehren mochte; so singt Remigius von Chlodwig 1.

— — — contempsit credere mille

Numina, quae variis horrent portenta figuris.

Dieser gab seinen Römern ein Gemählde der Nationen, mit denen sie nicht mehr um ihre väterlichen Sitze, die Mauern Roms, oder um die schönen Fluren Italiens streiten, die aber glücklich — ein unerhörtes Beispiel für die Enkel Romulus — unter Germaniens Götter-Eichen widerstehen; die hier Thaten verrichten, welche mit Furcht und bangen Zittern die entarteten Welt-herrscher in ihrer Hauptstadt erfüllen: denn ein Volk wagt alles, wenn es keine Verfassung einmüthig vertheidigt. Bey der langen Berührung mit einer hochgebildeten Nation, bey dem unablässigen Reiben, hatte schon manches Neue, aus oft weit entlegenen Ländern gekommen, in Deutschland Eingang gefunden. Der Uferbewohner kennt den Wein, das edle Geschenk eines freundlichen Himmels, dessen Erfindung die Griechen stärker feyerten als selbst den Römern gefiel. Der Geist des Handels regt sich. Edle sind im Bunde Roms; die Kraft der Germanischen Völkerschaften wird durch das Gold Asiens bewafnet oder gelähmt. Deutsche wallfahrten über die Alpen, huldigen den Augusten und kehren mit Römischen Ideen, mit Italiens milden Sitten und lateinischen Gewohnheiten in ihre waldigen Eümpfe zurück. Warum nicht auch mit dem Dienst fremder Götter? Warum sollten sie nicht die Wesen verehren, denen sie in der Stadt der Welt-herrscher

so herrliche Feste gefeyert sahen? Daß dieß geschehen verdient unsere Bewunderung nicht, es ist der natürliche Gang der Dinge; wäre es nicht geschehen, dann müßten wir staunen. — Eine große Krise, und Tacitus ist kein Caesar!

Konnte schon der Römer sich den einigen Gott nicht denken, hatte er für ihn keinen Namen; f) welche Verwirrung mußte da in der Schilderung der Religion der Deutschen entstehen, wenn man leichtsinnig die Schranken umwirft, welche, voll Weisheit, der große Vorgänger erhoben und geachtet hat. Schön schildert Caesar die Gebräuche der Gallen und Germanen, und zieht zwischen den verschiedenen Religions-Meinungen beider eine feste Gränze in seiner trefflichen Parallele beider Völker; aber Tacitus erzählt das mit den nämlichen Worten von den Germanen, was Caesar von den Gallen sagte; und wie auch die Fehler großer Männer zur Nachahmung reizen, Tacitus Beispiel ist noch bis auf die neuesten Zeiten so hinreißend gewesen, daß alle ihm folgten, und Gallen, Germanen und Nord-Völker unter einander warfen.

Zwar sind Deutschlands Götter nicht in menschliche Gestalt gebildet, und nur allein im Gemüth werden die Unsichtbaren dargestellt; g) aber es

f) Gulda l. c. I. 78.

g) Neque in ullam humani oris speciem assimilare deos

sind doch mehrere Gottheiten, und von unterschiedener Macht. Nun, blutet der Mensch, oft in zahlreicher Menge, an Altären blutdürstiger Göttern. ^{h)} Nun erscheinen nicht nur Bundes-Gottheiten, sondern Thuiſt, Man, Merkur, Jſis.

§ 2

— aebitrantur — secretum illud, quod sola reverentia (hiſt. V. cap. 5. mente ſola) vident, Germ. 9. Bey einer andern Erklärung ſcheint mir Tacitus nicht frey von Widerſpruch zu ſeyn. Man ſtelle ſich die Sache auch ſo vor: wie das Verhältniß zwischen der Gottheit und den Heiligen in der katholiſchen Kirche; Merkur, Mars nahmen die Wünſche und Gebete an, brachten ſie der Gottheit vor, und unterſtützten das Geſuch, ſo war doch wenigſtens keine Viel-Götterey! Wenn man nur den Schall der Worte hören wollte, könnte man immer ſagen: Tacitus ſchließt den Thierdienſt nicht aus.

h) Möſſen Geſch. der Wiſſenſch. in der Mark 35., zweifelt nicht daran, weil er die alte Religion durch Odin verderben läßt, welchen er von den Trojanern ableitet, und der Grieche Achilleus opferte 12 vor Troja 12 Menſchen!! Anton leugnet die Menſchen-Opfer im deutſchen Muſeum, und in der erſten Ausgabe des Commentars über Tacitus, freylich aus unzulänglichen Gründen; aber aus eben ſo unzulänglichen widerruft er dieſes nachher. Alle Stellen, welche man dafür anführt, beweifen nichts: der größte Theil ſpricht gar nicht einmal von Opfern, und Caſar ſagt das gerade Gegentheil. Aus der Geſchichte der Opfer kann man beweifen, daß die Menſchen-Opfer bey den Deutſchen wohl nicht gewefen ſind. Das Publikum hat vom Verfaſſer eine eigene Abhandlung über dieſen Gegenſtand zu erwarten, wenn es an dieſen Unterſuchungen Gefallen findet.

Easter und Pollux, Hertha und Mars i) sollen für die ganze Nation seyn, die nie zusammenhing, wie die Römer, die in Bünde getheilt war, welche sich selbst bekämpften — was zu einem Staat gehört, steht unter einem Panier. — Nein! die alten Fetische sind in Groß-Germanien nicht verschwunden. **k)** Keine Priester-Kaste herrschte in

i) Fulda 1. 78. hat schon bemerkt, das Beispiel von den Juden (Hist. 5.) sey uns Warnung, verglichen mit dem was Meiners, Versuch über die Religions-Geschichte der ältesten Völker, von der Verunstaltung der Aegyptischen Religion sagt: cap. 4. ganz. War man doch so kühn, die Götter zu benennen, welche in den unbekannten Ländern, in der Fabelwelt, verehrt werden sollten. Hesatäus und andere sagen: gegen Gallien liege im Ocean eine große Insel, Hyperboreer sind ihre Einwohner! Hier, fabeln sie, ward Latona geboren; und daher wird, vor allen andern Göttern Apollon verehrt, täglich feiern sie durch beständigen Gesang sein Lob, und huldigen ihm mit großer Feyer, daher betrachten sie diese Menschen als Priester Apollons u. s. w. Diodorus Siculus l. 2.

k) *Lucos et nemora consecrant, deorumque nominibus appellant secretum illud, quod solo reverentia vident Germ. 9.* Das heißt weiter nichts, als sie verehrten heilige Bäume; das andere sind Römische Ideen, gleich den Bemerkungen: „cacterum neque cohibere parietibus deos — — ex magnitudine coelestium arbitrantur“ (Empfindungen würdig eines Tacitus, erhaben über sein Zeitalter, und welche auch das Gemüthe manches Deutschen erfreuten, wären sie auch nur wahr, — aber Deutschlands wilde Bewohner hatten sich so hoch noch nicht gehoben) oder „advectam esse re-

dieser Zeit bey den vorliegenden Völkern, welche die Römer näher kannten; den verhaßten Druiden hatte Mitleid in den Bergklüften vielleicht das Leben gefristet, l) nie aber hat ihre Lehre sich gezeigt, sie fiel mit ihnen in das Grab. Zu jeder Handlung, vielleicht auf einen ganzen Krieg, ward immer aufs Neue, aus den versammelten Mark- oder Bundesgenossen, Ein Priester als ein Beamter derselben, wie der Heerführer und die Grafen, erwählt, mit einer Gewalt bekleidet, welche der ungebundene Germane nur ihm allein ohne Furcht anvertraute. m) (Daraus kann auf keinen

§ 3

ligionem." Wodurch der Verfasser aber nicht behauptet haben will, daß nicht ein ganzer Hain, weil ein Fetisch darin war, als Einschluß mehrerer Fetische, oder aus andern Ursachen, geheiligt und befriedet gewesen seyn könne. Zu den Fetischen sind auch die so häufig gefundenen Ochsen und Ochsen-Köpfe zu rechnen, obgleich nicht jedes Gebild, welches man unter der Erde findet, ein Gott ist.

l) Fulda I. 97. Strabo spricht sehr weitläufig von den Gallischen Priestern: wären die deutschen Priester denselben nur im geringsten ähnlich gewesen, so würde er den Ratten Tybis nicht bloß *Taprus* nennen. An die Warden ist auch nicht zu denken. Anton hat darüber im Deutschen Merkur 1800 Dec. Stück so gesprochen, daß es unnöthig ist, etwas darüber zu sagen, um so mehr da Heinsie's Untersuchung keine Widerlegung geworden ist.

m) „Silentium per sacerdotes, quibus tum et coercendi jus est, imperatur“ (c. II.); „neque animadvertere, ne-

besondern Mark- oder Bundes-Gott geschlossen werden.) Sie waren bey einer Berrichtung mehrere: n.) in Privat-Angelegenheiten vertrat der Haus-Vater desselben Stelle. Die Opfer waren Thiere, aber wohl nur den Mark-Göttern; kein Altar ist in den Gefilden Germaniens mit Menschenblut bespritzt. o.) Nun zeigt auch jede Mark ihren Fetisch, p.) eine mächtige Eiche in der All-

que vincere, ne verberare quidem, nisi sacerdotibus permissum:“ (c. 7.)

n.) Sehr schön von Anton Gesch. I. 90. ff. besonders not. x. ausgeführt. Aber dieß ist nur auf die Völker anwendbar, welche den Römern bekannt waren. Von ganz Deutschland können wir nie absprechen. In der folgenden Periode, 200 Jahr nach Tacitus, finden wir schon Ober-Priester, mit ausgedehnter Macht, unter Deutschen Völkern. Man hat so viel vom Priester Siegmund (Tacitus Annal. I, 57.) gesprochen; war dieser aber wohl auch nur einmal ein Deutscher Priester?

o.) Anton behauptet an mehreren Orten: die Deutschen hätten es erst von den Römern gelernt, statt der Menschen-Opfer, thierische Opfer zu nehmen. Den Beweis möchte ich sehen! Opfer hatten die Deutschen, ehe ein Römer an den Rhein kam, dieß sagt schon Cäsar: Ob die Steinhäufen, welche man für Altäre auslegt, wirklich solche waren, steht dahin. Winkelmann — not. Westphal. 370. — weiß, daß die barbarae arae (Tacit. Annal. I. 61.) dreyseitig waren!

p.) Solche konnte Tacitus meinen, Germ. 7., „effigies et signa quaedam, detracta lucis in proelium ferunt.“ was dieß für Fetische gewesen zeigt er uns selbst Hist.

mande, 9) ungeheure Felsenmassen, 7) Quellen, 5) waren mehr für die Mark als für den Privaten ein Gott. 2) Jetzt sind Mark und National-Ru-

§ 4

v. 22. depromptae flvis lucisque ferarum imagines.
(Ob aber ein Ur oder ein Elen, davon sagt er nichts, und wir können also auch davon nichts weiter wissen) ut cuique genti inire proelium mos est. „Doch scheinen diese mehr für den Gebrauch im Kriege bestimmt gewesen zu seyn.

9) Lucan 3.

— — — simulachraque moesta deorum
Arte carent, caesisque extant informia
truncis.

claudian de laud. Stilic. I. 128.

— — — lucosque verusta
Religione truces, et robora numinis instar
Barbarici — — —

Dahin gehört Tansana und Baduhenna.

7) Warum soll man diese nicht so gut als große Eichen zu Mark-Fetischen erwählen? Nicht jeden Stein verehrten sie, weil er ein Stein war, und irgend ein Stein als Gott angesehen wurde; daher ging Schüsse, Schusschriften für die alten Deutschen und Nordischen Völker, I. 52., zu weit.

5) Tacitus, Annal. XIII, 57., „religione insita eos maxime locos propinquare coelo, precesque mortalium a deis nusquam propius audiri.“ Römisches Gewand, die Caliquellen selbst hielten sie für einen Fetisch. Man vergesse bey diesem Kriege nicht, daß das Einpöckeln bey den Rhein- und Donau-Deutschen so viel sagen will.

2) Man könnte beynabe behaupten, sie konnten gar nicht

nen mit großer Ehrfurcht angestaunt. u) Von Bundes-Gottheiten wissen wir nichts, sie erblicken

für den Privaten einzig seyn, denn der ganzen Mark gehörten diese Sachen, es gab kein Privat-Eigenthum daran. Anton 1, 174.

u) Velleda, Aurinia, Ganna, die weissagende Pferde. Die Weiber-Verehrung ist als etwas ganz besonderes gepriesen, und man hat wohl gar daraus herleiten wollen, die Deutschen hätten ihre Weiber besser, als von allen andern Barbaren geschieht, behandelt, und sie hätten wenigstens seit die Römer sie kennen lernten, ein achtungswerthes Ansehen genossen; selbst Tacitus sage ja, daß in ihnen etwas göttliches verehrt worden. Alle Nachrichten, alle Gesetze der Deutschen, worauf dieser Vorzug des weiblichen Geschlechts doch vorzüglichem Einfluß haben müßte, sagen gerade das Gegentheil. Das Ansehen der Frauen ist leicht zu erklären, die Männer gaben sich mit dem Schamanen noch nicht ab (wie die männlichen Zauberer überall nicht in der Anzahl wie die weiblichen, und erst später erscheinen), die Periode war in Deutschland noch nicht lange verfloßen, wo die Hausmütter bey den vorkommenden Gelegenheiten gleich selbst Schamanen (Edsar 1. 50.). Das Weib ist zu solchen Sachen mehr als der Mann geneigt. Das Vorherverkünden ist eine Kraft, welche in den Verkündenden selbst liegt, und nur in Bewegung gesetzt werden muß; daher ist kein besonderer höherer Gott dazu nöthig, der Schaman selbst hat in sich den Run, der ihn leitet: der Gott, welcher den Menschen sich gefällig bezeugt, wird mehr geehrt; die glückliche Prophetin erhält bald mehr Ansehen als eine andere, in heiliger Ehrfurcht staunen die Markten sie an; die Wilden huldigen ihr. Man weiß, wie unter den Christen der Geruch der Heiligkeit entstand, und ehrte ihn, ohne deswegen in den Weibern etwas göttliches anzuneh-

wir so wenig v) als einen allgemeinen einzigen Gott in den Gefilden Deutschlands. u) Eine

§ 5

men. Diejenigen, welche Schamanen, werden als göttlich angesehen, so lange ihre Aussprüche der Ausgang begünstigt, nicht ihr ganzes Geschlecht. Man betrachte nur das Ansehn eines Gesellschafts-Zauberers bey den wilden Nationen; so wird man finden, wie richtig der von dem Velleda gebrauchte Ausdruck: „numinis loco und „late imperitabar“ ist.

v) Wer wird von Bundesfesten auf Bundes-Gottheiten schließen? Rößig 156 hat es gethan; auch Fulda, in Hinsicht auf den einzigen Gott, den er in Deutschland suchte; Anton Gesch. 86 hat Schweifische Bundes-Religion. Die Feste betrafen die Bundesfeier, vielleicht waren es auch Neujahrs-Feste.

w) Anton Museum 29 und a. erklärt die deutsche Religion für eine patriarchalische, welches gar nichts sagt, am Ende heißt es Fetischismus. Fulda sagt ferner: die Religion sey ungötterisch gewesen; dieß ist unrichtig: unallegorisch würde wahr seyn. Auch von einem allgemeinen unbekannten Gott finden wir keine Spur; obgleich Meiners l. c. R. 3. 5. 3. dessen Verehrung allen Fetisch-Dienern zuschreibt. Dieß abgerechnet, und die Gründe und Ursachen, an welche barbarische Nationen nicht denken, die von dem Zufall abhängen, ist Möfers Darstellung der deutschen Religion — nur daß auch er zu allgemein spricht — sehr richtig. Osnabr. Gesch. 1. Abschnitt 5. 31. p. 57. ed. 1780. Wenn ein unbekannter Gott da war (Fulda 1, 78.), so mag er Gott genannt seyn. Gott, Eod, Guot, Gwod paßt aber so gut auf den Kun eines Einzelnen, auf den Haus Kun, als auf ein allgemeines Wesen. Dahin gehen Wagnesfridis Worte (not. f.). Nicht auf den Wodan der Schweden; man

Fortdauer nach dem Tode, — ein erhabener Gedanke, dem Barbaren natürlich, für den Weisen fast zu groß — scheinen sie geglaubt zu haben; wie aber diese Rückkehr war, wie lang sie dauerte, und in welcher Gestalt, davon sind keine Nachrichten auf uns gekommen.

Von Tacitus an bis auf die Völkerwanderung und Karl den Großen — in welcher Periode sich die Sitten und Gesetze Germaniens so sehr verändern — sind unsere Nachrichten sparsam; aber alles was wir lesen zeugt auf das gewisseste, daß der Deutsche größtentheils den Fetischismus behielt; was einzelne Menschen thaten, nie ganze Stämme und Vünde zur Nachahmung reizte, welche an ihrem alten Glauben festhingen; x) und

mag diesen Namen nun von Gut herleiten, oder mit Anton Gesch. I. 87. not. h, durch Krieger erklären; mir genügen beyde nicht. Wahrscheinlich ist Gott die älteste Benennung eines höhern Wesens, der erst sehr spät den Herrn des Aus zu bezeichnen angefangen. Die Perser haben diesen Ausdruck schon von der Urnation mitgenommen. Coda, Choda heißt ihnen ein höheres Wesen. Sehr gut können die Fetische von verschiedenem Geschlecht seyn, wir haben Gott, aber auch Gotta.

x) Gregorius Neocaesariensis sagt von den Donau-Deutschen: „sie opfern keinen Göttern, darum zerstören sie die Tempel“ ap. Guld a l. c. solchen Göttern nämlich wie Gregor sie kannte, der sich von einem Fetisch vielleicht keine Idee machen konnte.

daß den Göttern Roms am rechten Rhein-Ufer keine Tempel erbaut wurden, und auch das innere Land nicht zum Bilderdienst fortschritt. In den eroberten römischen Provinzen finden wir den

Auch mußten die Deutschen ja die Mark-Getirke zurücklassen.

Marcellinus in vita Swiberti c. 21. ap. Baronius a. e. t. 8. ad ann. 705. p. 657. ff. „Et licet Boructuarii esset gens barbara et plures deos adorarent, profanis et sacrilegis sacrificiis responsa a daemonibus exquirentes, auguriis et divinationibus servientes.“ — —

Der Bischof von Rom Gregor schreibt an die Optimaten und das Volk Germaniens 739. „divinos vel sortilegos, vel sacrificia mortuorum, seu lucorum, vel fontium auguria, vel phylacteria et incantatores, et maleficos, et observationes varias, quae in vestris finibus fieri solebant — — — abjicientes, — — — ad deum convertimini.“ — Epist. Bonifacii ex ed. Würdtwein p. 96. Eben dieses und nicht vielmehr verbietet der Canon. V. Concil. Germ. von 742. ap. Würdtwein p. 123. Wenn es Götter-Figuren gab und Priester, sollte diese Bonifacius und die Bischöfe Galliens nicht gekannt haben, unter dessen Augen jenes päpstliche Schreiben verfertigt wurde, und welche dem Rom zu bewohnen? Hiergegen ist kein Beweis Ep. Gregorii II. ad Aethiopes (723.) p. 26. ff. „annuntio vobis, quoniam prope est regnum dei, ut nemo vos amplius decipiat, in sublimitate verborum, aut in quocumque metallo salutem vestram quaeratis, adorantes idola manufacta, aurea, argentea, aerea, lapidea, vel de quacunque materia facta, quae falsidica numina a paganis — — — quasi dii facti sunt, in quibus daemones habitare noscuntur.“ Denn das Ganze ist allgemein gesagt, und, wenn ich nicht irre, eine Stelle unserer heiligen Bücher!

letztern, z) denn hier war der Reiz zur Nachahmung unwiderstehlicher, und hier wurden auch die

z) Es wäre leicht mit der Bemerkung zu enden, daß waren Deutsche außerhalb Deutschland; und der Dienst fremder Götter, welchen sie im Auslands angenommen, gehört nicht zum deutschen Religionswesen. Da wir aber die Götter weiter nicht kennen, und also nicht zu entscheiden vermögen, ob sie aus dem Vaterlande mitgebracht wurden, so werden der Vollständigkeit wegen die Nachrichten nicht unangenehm seyn.

„Venerunt (S. Columbanus et Gallus) infra partes Alamanniae ad fluvium, qui Lindimacus vocatur, juxta quem ad superiora tendentes pervenerunt Turicinum. Cumque per littus ambulantes venissent ad caput lacus ipsius, in locum qui Tucconia dicitur, placuit illis loci qualitas ad inhabitandum. Porro homines ibidem commanentes crudeles erant et impii, simulacra colentes, idola sacrificiis venerantes, observantes auguria et divinationes, et multa quae contraria sunt cultui divino superstitiosa sectantes. Sancti igitur homines cum coepissent inter illos habitare docebant eos adorare Patrem — — — B. quoque Gallus sancti viri discipulus zelo pietatis armatus sana in quibus daemoniis sacrificabant, igni succendit, et quaecunque invenit ablata demersit in lacum. — — — Walf. Strabo V. S. Galli L. I. cap. 4. p. 149. Sc. rerum All. Gold — Senkenb. T. I. Et cum loci ipsius situm per multa laudasset, indicat nomen ejus Brigantium — — — Illis igitur ire cupientibus — — — ad locum desideratum via recta pervenit. Egressi de navicula (Gallus et commilitones) oratorium in honore S. Aureliae constructum adierunt — — — post orationem cum per gyrum oculis cuncta lustrassent, placuit illis qualitas et situs locorum: deinde oratione praemissa circa oratorium mansuinculas sibi fecerunt. Receperunt autem in templo tres imagines aereas deauratas parieti affixas, quas populus dimisso altaris sacri cul-

Sitten der Deutschen mehr gewandelt. Doch kann

tu adorabat, et oblatis sacrificiis dicere consuevit: isti sunt dii veteres et antiqui hujus loci tutores, quorum solacio et nos et nostra perdurant usque in praesens — Cumque ejusdem templi solemnitas ageretur, venit multitudo non minima promiscui sexus et aetatis, tantum propter festivitatis honorem, verum etiam ad videndos peregrinos, quos agnoverant advenisse — — — jussu venerandi abbatis (Collumbani) Gallus coepit viam veritatis ostendere populo — — — et in conspectu omnium arripiens simulacra et lapidibus in frustra comminuens projecit in lacum. His visis nonnulli conversi sunt ad dominum. V. ejusd. l. I. c. 6. p. 150. ff. Tom. I. ff. ibid. Es ist noch eine ältere Erzählung von diesen Begebenheiten der schottischen Befeher in Jonas, Mönch von Bobbio (in der ersten Hälfte des siebenten Jahrhunderts), Leben des heiligen Kolumbans vorhanden, welche, als älter, in dem Kloster, wo St. Kolumban seine letzten Jahre lebte, und kurz nach dessen Tode geschrieben, mehr Glaubwürdigkeit und den Vorzug zu verdienen scheint vor jenen weit spätern Nachrichten. Allein in Bobbio war keiner der mit dem Lokale bekannt war, sie hatten dort die bloße Erzählung, und Jonas, der diese selbst nicht einmal rein erhielt, setzte, zur Ehre seines Heiligen, Wunder hinzu, von denen man in der Schweiz nichts wußte (so sorgfältig man auch dergleichen aufbewahrte); Aberdies scheint der sonst herzlich unwissende Jonas, der mehr nach aufgedunsenem Latein haschte, und um Wunder seines Meisters verlegen war, als sich um wahre Geschichte, worin er ganz Stümper ist, bekümmerte (und wer weiß, ob er nicht, wie sein M. bruder zu Bobbio, Erzähler der Wunder des heiligen Kolumbans, mit Prüßeln zum Schriftsteller gezwungen wurde; da mag denn freylich alles zusammengerafft werden, um der Mönichen zu entgehen), aus seiner Lektüre, oder den im obern Italien verbreiteten Meinungen

diese Verehrung nicht von weiter Ausdehnung ge-

gen, auch etwas angebracht zu haben. Dies ist die Belegung einer Allemannischen Gottheit mit dem Namen Bodan, (vielleicht eine Glesse,) Gott, der auch Mercur genannt wird; so spricht auch Paulus Diaconus ebenfalls aus dem obern Italien. Davon weiß der viel gescheutere und besser unterrichtete Strabo nichts, der an den Orten lebte, wo die gepriesenen Lehrer die Greuel des heidnischen Gottesdienstes ausrotteten, und dieser Nähe des Schauplazes wegen kann unter den Brüdern zu St. Gallen sich eine richtigere Nachricht erhalten haben, als in dem Kloster am Appenin. Und dies wird bis zur Evidenz gehoben, wenn man beide Nachrichten vergleicht. Der Italiäner ist sehr unvollständig, verwirrt die Begebenheiten; dagegen ist der Walefrid Strabo so plan, so umständlich, bindet sich genau an die Zeitfolge, scheidet die Thatfachen so ängstlich, und weiß so viele kleine Begebenheiten nebst den Orts Namen so vollständig, wovon der Mönch aus Bobbio nichts ahndet; hier hängt alles passend an einander, welches dort ganz vermischt wird. Doch hier sind jenes Nachrichten selbst, *Deinde perveniunt ad locum, quem peragrans vir dei non suis placere animis ait, sed tamen ob fidem in eis ferendam inibi paullisper moraturum se spondit. Sunt etenim inibi vicinae nationes Suevorum. Quo cum moraretur, et inter habitatores loci illius progredieretur, reperit eos sacrificium profanum litare velle, vasque magnum, quod vulgo Cupam vocant, quod viginti et sex modios amplius minusve capiebat, cerevisia plenum in medio habebant positum. Ad quod vir dei accessit, et sciscitatur quid de illo fieri veilent. Illi ajunt Deo suo Vodano, quem Mercurium vocant alii, se velle litare (anonym: qui apud eos Vuotant vocatur, Latini autem Martem, illum appellant.) Ille pestiferum opus audiens, vas eminus sufflat, miroque modo vas cum fragore dissolvitur et in frusta dividitur, visque rapida cum fragore cerevisiae pro-*

wesen seyn, da Agathias bey den Alemannen noch den wahren Fetischism fand. 22) :

Die Germanen verehrten keine Helben. Nur bey wenigen Völkern hatten die Priester sich empor gehoben. Denn in keinem der Geschichtschreiber der Züge Karls finden wir etwas von sächsischen Priestern; kein Kapitular für Sachsen erwähnt derselben, und Mönch Rudolf, der uns doch so schätzbare Nachrichten hinterließ, schweigt ganz. Was man gewöhnlich dahin rechnet, ist Schamanismus, z. B. die Matrone, welche Vopiscus (in Numer. p. 252.) Druis nennt, und welche Diocletian die Kaisermürde versprach. Bey den Burgundionen aber war es anders. Sie hat-

rumpit: manifeste datur intelligi diabolum in eo vase fuisse occultatum qui per profanum litatorem, caperet animas sacrificantium. — — — Vacante (vagante) itaque Columbano cum suo pēnes Brigantiam urbem; durae egestatis tempus obvenit — — — Jonas V. S. Columb. Mabill. A. M. O. B. 2. 23. Man verzeihe der Ausführlichkeit! die Stelle wird noch einmal bey den Beweisen für die Verehrung des Schwedischen Wodan in Deutschland vorkommen.

22) Agathias de rebus Justiniani l. I. p. 12. ex interpret. Banav. Vulcanii. „Alemanni — — in reipublicae vero administratione Francorum politicam sequuntur, tantum in iis quae ad deum pertinent sententia variant. Arbores enim quasdam colunt et fluminum lapsus et colles et saltus, atque his tanquam iusta facientes, equos aliaque quam plurima relectis capibus immolant.

ten mehrere Priester; der Oberste hieß der Sinni-
 ste; auf unbestimmte Zeit führte er sein Amt; der
 Hendine — so nannten sie den König — ward
 abgesetzt, wenn seiner Regierung das Glück des
 Krieges nicht lachte, oder Mißwachs Noth und
 Elend brachte. Dem Priester schadete kein die
 Nation treffendes Unglück. a) Nur der Stamm
 der Gothen — diese Ueberbleibsel mit immer
 größerer Cultur als die Germanische Colonie —
 mag sich die Fetische zu Göttern ausgebildet, oder
 in cultivirten Gegenden den Dienst derselben ange-
 nommen haben: hin und wieder mag auch unter
 den überelbischen Sassen an der Gränze Thor
 und Odin des Nordes verehrt worden seyn. b) Alle
 Gebräuche, welche wir bey Bonifacius oder bey an-
 dern Predigern des Christenthums finden, können
 wir

a) Ammianus Marcellianus XXVIII 5. Der Verfasser eines
 Aufsatzes in Büschings Magazin. Theil 2, 531:
 und Anton werden fragen: was gehören die Glavi-
 schen Burgundionen hieher? Mich haben ihre Gründe
 nicht überzeugt, und ihre Behauptungen scheinen mir
 unrichtig. Bis bessere Beweise geführt werden, blei-
 ben die Burgundionen Deutsche.

b) Daß im weiten Raum Germaniens mehr als eine
 Religion war, darin hat Fulda Recht; aber die
 Nachrichten Tacitus von einer Göttermutter möchte
 ich dahin nicht rechnen. Die Aesther gehörten ins Fa-
 belland der Römer, und in ein solches trägt man alle
 Märchen zusammen.

wie nicht für deutschen Gottesdienst halten, wie viel mochte vom römischen übrig geblieben seyn! Und was die Priester für Götter geträumt, davon findet sich ein merkwürdiges Beispiel bey Ha-lem c) vom Inquisitor Konrad von Mar-purg, der den Stedinger Friesen die Verehrung des Asmodi zuschrieb, dem sie ihre Kinder opfer-ten. Den Fetischismus in dieser Periode bezeugt von den Franken Gregor Bischof von Tours, ihr ältester Geschichtschreiber. d) Von den innern Deutschen Othlon, e) der Bericht Bonifacius an

c) a. a. D. I. 210.

d) Lib. II. c. 9. ap. Bouquet Recueil tom 2, p. 167. von den Merovingen: Chlogio autem — — usque Sumi-nam fluvium occupavit. De huius stirpe quidam Mero-vechum regem fuisse adserunt" — — c. 10. Sed haec generatio fanaticis semper cultibus visa est obsequium praebuisse, nec prorsus agnovere deum: sibi que silvarum atque aquarum, avium bestiarumque, et aliorum quoque elementorum fingere formas, ipsasque ut deum colere eisque Sacrificia delibari consueti." Aus dieser Stelle bewies schon Chiflet (Anastasis Childerici I.) daß der in dieses Königs Grabe gefundene Ochsenkopf ein Idol gewesen sey (von welcher Gestalt der Fetischen man mehrere Spuren hat); p. 141. findet man ihn abgebil-det. Diese Idee fest zu halten, und auf den golde-nen Bienenschwarm anzuwenden, den man im Grabe fand, wagte er nicht.

e) In vita St. Bonifacii c. 27. ap. Joannis ff. rerum Mogunt. I. 220. „Bonifacius adveniens in Hessos repe-rit — — alii nempe lignis et fontibus clam et aperte sacrificabant, alii vero aruspicia et divinationes, praestigi-
gia et incantationes excercebant." Hierauf folgt die

- den Papst Zacharias, f) Rudolph Mönch von Fulda, g) Karls Verordnung für Sachsen, h) und so manche Concilien-Schlüsse. In dem eroberten Frankreich hatte der Fetischismus wahrscheinlich durch die Sieger sich sehr ausgebreitet; i)

Donner-Eiche. Verglichen Schmidt Geschichte der Deutschen 2. 280. Nichts anders erzählt die Nonne aus Heidenheim im Leben Wunibalds beyr Canisius ant. lect. t. 2. p. 129.

f) Epist. ed. Würdtwein p. 170. von der Quellen-Verehrung.

g) Beyr Meginhart, hist. transl. S. Alexandri, Wildeshusam ap. Scheidt Biblioth. hist. Goetting. 1. p. 6. „Erant enim (Saxones) sicut omnes fere Germaniam incolentes, et natura feroces, et cultui daemonum dediti — — — nam et frondosis arboribus, fontibusque venerationem exhibebant.“ Auch in Adam von Bremen ap. Lindenbrog ed. Fabricius p. 2.

h) Capitulatio de partibus Saxoniae ap. Georgisch Corp. jur. germ. p. 582. XXI. (XX.) „Si quis ad fontes, aut arbores, vel lucos votum fecerit, aut aliquid more gentilium obtulerit, et ad honorem daemonum comederit si nobilis fuerit solidos LX, si ingenuus XXX, si litus XV. — — —“ Freylich ist in Karls Capitularen für Sachsen auch mancher Aberglaube angeführt, der nur in Gallien war; denn sie sollten für den neugetauften Sachsen ein Regulativ seyn, wornach er seinen Glauben einrichten könnte, daher alle heidnischen Meinungen und aller Götzendienst, den man in Gallien etwa kannte, darin aufgeführt sind.

i) Statt einer Menge Beweise aus Gesetzen und Verordnungen kirchlicher Versammlungen nur einen aus dem Leben des heiligen Amand's Mabillon Acta St.

auch bey den Longobarden finden sich Spuren dieses Dienstes. k) Selbst wenn die Sagen Gewicht haben, so erblicken wir darin Fetischism der Nord-Deutschen. l) Nicht ganz verwerflich scheint die friessische Sage von einem Gott Stavo, der durch einen rauhen Klop, oder durch einen Stab bezeichnet, in Wassersnoth angerufen seyn soll. m) Zeigen nicht deutlich in

§ 2

Ord. Bened. saec. 2. p. 687. „Amandus in pago Belvacinse verbum domini dum praedicaret, peruenit ad quendam locum, cui vocabulum est Rosfonto juxta Aronnam fluvium — — — mulier — — — ostendit ei locum, in quo praedictum idolum adorare consueverat, scilicet arborem quae erat daemonei dedicata.

k) Leges Longobardorum Luitprandi l. VI. c. XXX. ap. Georgiich 1071. „Qui ad arbores, quam rustici sanctivam vocant, atque ad fontanas adoraverit.“ Von der Verehrung der Quellen, Bäume, finden sich in den Gesetzen der Longobarden noch mehrere Spuren.

l) Halem Geschichte von Oldenburg r. 49.

m) Das Folgende ist von nachkommenden Geschlechtern hinzugesetzt. Einen Beweis des Friessischen Fetischism kann man auch aus den Actis Ludgeri herm. Leibniz ff. rerum Brunsv. 1. 89. §. 15. führen. Hierzu kommt, daß die deutschen Völker nicht anders mit ihren Göttern umgehen, als die Fetischdiener mit den ihrigen. Als die Burgundionen von den Hunnen gedrängt wurden, „nullius hominis auxilium implorarunt; sed deo cuiusquam sese committere statuerunt, (d. h. sie warfen die bisherigen Fetische weg, die keinen Schutz mehr

der spätesten Zeit die Eiche von Saismar und der Klob, Irmensäule genannt, den Zustand der Religion in Deutschland? Dieser im größten Theile Germaniens unverändert beybehaltene reine Heidenthum einer originellen Religion, der nun so viele Jahrhunderte gedauert, und daher zu einer Veränderung reif war, trug viel dazu bey, der Religion, die von Asien aus sich bald über die bekannte Erde verbreitet hatte, die Herzen dieser Barbaren zu öffnen, die sich derselben nur gewaltsam widersehten, so lange sie im Gefolge neuer Auflagen und Gewohnheiten erschien, so lange zugleich die alte Freyheit dem Adel ohne Vergütung genommen werden sollte. Fulda will dieses Phänomen von Monotheismus herleiten; aber eine solche Religion ist beständig unduldsamer als eine polytheistische: auch dürfte der Monotheismus wohl unerweislich seyn. Anton (Gesch. 84) läßt die Nation bey dem Uebertritt zum Christenthum am Rande der größten Abgötterey stehen, aus der aber noch alter Götterdienst hervorschimmere. Das erste ist wahr; denn Schamanen-Künste haben sich mit allem Aberglauben ihres Gefolges wohl weiter ausgebreitet. Ob aber der Gottesdienst je anders

gaben.) Cumque animadverterent Romanorum deum illis, qui numen ipsius reverentur, certissimum auxilium praebere, omnes communi consensu ad Christi fidem se contulerunt," Socrates hist. eccles. l. 7. c. 30. Und wirklich sie erhielten den Sieg.

war, daran muß man zweifeln. — Dieß mag eine Skizze der Religionsverfassung Deutschlands seyn bis auf seine Vereinigung unter ein Oberhaupt. Mit diesen Ideen gehe man zu den Göttern, die sich finden, und es ist klar, sie werden gleich denen verschwinden müssen, welche auf den folgenden Blättern schon aus ganz andern Gründen zu zernichten gesucht worden.

(Die Fortsetzung im nächsten Stück.)

Ueber die
römischen Satiriker.

Decimus Junius Juvenalis.

Er war, aller Vermuthung nach, nicht vor dem Jahre 42 nach Chr., d. h. nicht vor dem zweyten der Regierung des Kaisers Claudius Drusus geboren und starb wahrscheinlich um das Jahr 121, unter dem Kaiser Hadrian, der ihn, dem Vorgeben nach, weil er ihn für geleistete Kriegsdienste zu belohnen wünschte, in der That aber, weil er sich in der Person seines Lieblings, des Pantomimen Paris, von ihm beleidiget glaubte, nach Aegypten versetzte und zum Präfect einer dortigen Cohorte ernannte. Seine ersten Versuche in der Satire machte Juvenal, als ein Mann von mittlerem Alter, unter Domitian. Seine dreizehnte und funfzehnte Satire schrieb er unter Hadrian, also in schon hohen Jahren. Auch die öffentliche Bekanntmachung aller kann nicht vor dem Regierungs-Antritte dieses Kaisers gesetzt

werden. Sein Tod erfolgte bald nach seiner Entfernung aus Rom. a)

Unter den römischen Satirikern, deren Werke wir überkommen haben, ist uns keiner, seiner Herkunft, Erziehung und Bildung nach, unbekannter, als Juvenal. Wer Horaz war, unter welchen Verhältnissen er lebte, und auf welchem Wege er seine reiche Welt- und Menschen-Kenntniß erwarb, — über das alles hat er selbst in seinen Schriften die belehrendsten Winke gegeben. Vom Persius wissen wir wenigstens, was für einer Sekte er angehörte und können den Einfluß, den die Grundsätze der Stoa auf ihn und seine Denkart haben mußten, folgern oder errathen.

§ 4

a) So Salmasius in seinen Anmerkungen zu der dem Sueton beigelegten Vita (Exercit. Plin. p. 319.) und der neueste Herausgeber Juvenals. Es ist jedoch nicht zu läugnen, und der letztere hat es auch in seinem Commentar über den Dichter zu den Stellen, die man als beweisend aus ihm anführt, (man sehe 13, 16. 15, 27.) ausdrücklich erinnert, daß die Annahmen des großen Kritikers noch mancher Einwendung unterworfen und nicht einmal durchaus wahrscheinlich sind. Für meine Absicht ist es genug zu bemerken, daß nicht nur mehrere Verse Juvenals von Niemanden anders, als von Domitian, verstanden werden können, sondern auch der Tod dieses Imperators 4, 37. 53. bestimmt erwähnt wird.

Beym Juvenal fragen wir nach Vaterland, Aeltern, b) Verwandten, Freunden, Studien c) und Lehrern vergebens. Alles, was wir mit Sicherheit von ihm wissen, ist die Periode, in der er blühte. Aber die Wirkungen des Zeitalters sind an ihm auch so sichtbar und die Verschiedenheiten zwischen ihm und Horaz, die durch den Abstand weniger Jahre begründet werden, so auffallend, daß eine Schilderung des Dichters, ohne eine Schilderung der Menschen und Umgebungen, mit und unter denen er schrieb, nicht anders, als räthselhaft und unbefriedigend, ausfallen könnte. Man wird mit Recht erwarten, daß ich, wenn auch kein ausführliches Sittengemälde jener Tage, als welches offenbar hier nicht an seinem Orte stehen würde, doch eine kurze Sittengeschichte, oder, mit andern Worten, eine Uebersicht der vorzüglichsten Veränderungen gebe, welche die Sitten, das Leben und die Denkungsart der Römer in dem kurzen Zeitraume, der zwischen August und Domitian liegt, erfuhren.

b) Juvenalis, heißt es in der Vita, libertini locupletis, incertum filius an alumnus. Daß Aquinum seine Vaterstadt war, wird aus 3, 319. gemuthmaßt.

c) Ad mediam fore aetatem declamavit, animi magis causa, quam quod scholae se aut foro praepararet. Dieß ist alles, was der Autor Vitae von ihm berichtet.

So unläugbar es ist, daß der erste der römischen Cäsarn den Forderungen, die ihm, als Regenten des Staates, zu erfüllen oblagen, nichts weniger als genügte, und der kleinen Anzahl echter Republikaner, die der Wuth der Bürgerkriege entronnen waren, nur zu mannigfaltige und gerechte Veranlassungen zu Beschwerden und Tadel gab, so gewiß ist es gleichwohl auf der andern Seite, wie ich in einer frühern Abhandlung d) dargethan zu haben glaube, daß er, auch ohne einen vergleichenden Blick auf seine Nachfolger zu werfen, ein lobenswerther Monarch war und den Cäsarn, welche unter Hohen und Niedern herrschten, und dem Umsturze, der der ganzen Verfassung drohte, kräftig genug entgegenarbeitete. Wäre dem unsicher hin und her schwankenden Reiche eine Folge von Oberherrn beschieden gewesen, die, ich will nicht sagen, größere Tugenden, nein, nur ein eben so reges Gefühl für öffentliche Schande und äußere Sitten und eben so viel Mäßigung und Herrscher-Klugheit besessen hätten, wie er, so leidet es kaum einigen Zweifel, daß die erstorbene Schaam in den Herzen der Römer wieder würde erwacht und die Achtung wenigstens für Anstand, Verdienste und Würde von neuem hergestellt worden seyn. Aber in dem Rathe des

§ 5

d) Ueber Horaz, B. IV. C. 454.

ten mehrere Priester; der Oberste hieß der Sinnigste; auf unbestimmte Zeit führte er sein Amt; der Hendine — so nannten sie den König — ward abgesetzt, wenn seiner Regierung das Glück des Krieges nicht lachte, oder Mißwachs Noth und Elend brachte. Dem Priester schadete kein die Nation treffendes Unglück. a) Nur der Stamm der Gothen — diese Ueberbleibsel mit immer größerer Cultur als die Germanische Colonie — mag sich die Fetische zu Göttern ausgebildet, oder in cultivirten Gegenden den Dienst derselben angenommen haben: hin und wieder mag auch unter den überelbischen Sassen an der Gränze Thor und Odin des Nordes verehrt worden seyn. b) Alle Gebräuche, welche wir bey Bonifacius oder bey andern Predigern des Christenthums finden, können wir

a) Ammianus Marcellianus XXVIII. 5. Der Verfasser eines Aufsatzes in Büschings Magazin. Theil 8, 531. und Anton werden fragen: was gehören die Slavischen Burgundionen hieher? Mich haben ihre Gründe nicht überzeugt, und ihre Behauptungen scheinen mir unrichtig. Bis bessere Beweise geführt werden, bleiben die Burgundionen Deutsche.

b) Daß im weiten Raum Germaniens mehr als eine Religion war, darin hat Fulda Recht; aber die Nachrichten Tacitus von einer Göttermutter möchte ich dahin nicht rechnen. Die Aesther gehörten ins Fabelland der Römer, und in ein solches trägt man alle Märchen zusammen.

wie nicht für deutschen Gottesdienst halten, wie viel mochte vom römischen übrig geblieben seyn! Und was die Priester für Götter geträumt, davon findet sich ein merkwürdiges Beispiel bey Ha-lem c) vom Inquisitor Konrad von Mar-purg, der den Stedinger Friesen die Verehrung des Asmodi zuschrieb, dem sie ihre Kinder opfer-ten. Den Fetischismus in dieser Periode bezeugt von den Franken Gregor Bischof von Tours, ihr ältester Geschichtschreiber. d) Von den innern Deutschen Othlon, e) der Bericht Bonifacius an

c) a. a. O. I. 210.

d) Lib. II. c. 9. ap. Bouquet Recueil tom 2, p. 167. von den Merovingen: Chlogio autem — — usque Sumi-nam fluvium occupavit. De huius stirpe quidam Mero-vechum regem fuisse adserunt" — — c. 10. Sed haec generatio fanaticis semper cultibus visa est obsequium prae buisse, nec prorsus agnovere deum: sibi que silvarum atque aquarum, avium bestiarumque, et aliorum quoque elementorum finxere formas, ipsasque ut deum colere eis que sacrificia delibari consuevi." Aus dieser Stelle bewies schon Chiflet (Anst. des Childerici I.) daß der in dieses Königs Grabe gefundene Ochsentopf ein Idol gewesen sey (von welcher Gestalt der Fetischen man mehrere Spuren hat); p. 141. findet man ihn abgebil-det. Diese Idee fest zu halten, und auf den golde-nen Bienenstock anzuwenden, den man im Grabe fand, wagte er nicht.

e) In vita St. Bonifacii c. 27. ap. Joannis ff. rerum Mogunt. I. 220. „Bonifacius adveniens in Hessos repe-rit — — alii nempe lignis et fontibus clam et aperte sacrificabant, alii vero aruspicia et divinationes, praestigi- et incantationes excercebant." Hierauf folgt die

- den Pabst Zacharias, f) Rudolph Mönch von Fulda, g) Karls Verordnung für Sachsen, h) und so manche Concilien-Schlüsse. In dem eroberten Frankreich hatte der Fetischismus wahrscheinlich durch die Sieger sich sehr ausgebreitet; i)

Donner-Eiche. Verglichen Schmidt Geschichte der Deutschen 2. 280. Nichts anders erzählt die Nonne aus Heydenheim im Leben Wunibalds beyrn Canisius ant. lect. t. 2. p. 129.

f) Epist. ed. Würdtwein p. 170. von der Quellen-Verehrung.

g) Beym Meginhart, hist. transl. S. Alexandri, Wildeshusam ap. Scheidt Biblioth. hist. Goetting. 1. p. 6. „Erant enim (Saxones) sicut omnes fere Germaniam incolentes, et natura feroces, et cultui daemonum dediti — — — nam et frondosis arboribus, fontibusque venerationem exhibebant.“ Auch in Adam von Bremen ap. Lindenbrog ed. Fabricius p. 2.

h) Capitulatio de partibus Saxoniae ap. Georgisch Corp. jur. germ. p. 582. XXI. (XX.) „Si quis ad fontes, aut arbores, vel lucos votum fecerit, aut aliquid more gentilium obtulerit, et ad honorem daemonum comederit si nobilis fuerit solidos LX, si ingenuus XXX, si liber XV. — — —“ Freylich ist in Karls Capitularen für Sachsen auch mancher Aberglaube angeführt, der nur in Gallien war; denn sie sollten für den neugetauften Sachsen ein Regulativ seyn, wornach er seinen Glauben einrichten könnte, daher alle hegerischen Meinungen und aller Götzendienst, den man in Gallien etwa kannte, darin aufgeführt sind.

i) Statt einer Menge Beweise aus Gesetzen und Verordnungen kirchlicher Versammlungen nur einen aus dem Leben des heiligen Amand's Mabillon Acta St.

auch bey den Longobarden finden sich Spuren dieses Dienstes. k) Selbst wenn die Sagen Gewicht haben, so erblicken wir darin Fetischism der Nord-Deutschen. l) Nicht ganz verwerflich scheint die friesishe Sage von einem Gott Stavo, der durch einen rauhen Klotz, oder durch einen Stab, bezeichnet, in Wassersnoth angerufen seyn soll. m) Zeigen nicht deutlich in

§ 2

O. d. Bened. saec. 2. p. 687. „Amandus in pago Belvacinse verbum domini dum praedicaret, peruenit ad quendam locum, cui vocabulum est Rosfonto juxta Aronnam fluvium — — — mulier — — — ostendit ei locum, in quo praedictum idolum adorare consueverat, scilicet arborem quae erat daemonei dedicata.

k) *Leges Longobardorum Luitprandi* l. VI. c. XXX. ap. Georgiich 1071. „Qui ad arborem, quam rustici sanctivam vocant, atque ad fontanas adoraverit.“ Von der Verehrung der Quellen, Bäume, finden sich in den Gesetzen der Longobarden noch mehrere Spuren.

l) *Halem Geschichte von Oldenburg* r. 49.

m) Das Folgende ist von nachkommenden Geschlechtern hinzugesetzt. Einen Beweis des Friesischen Fetischism kann man auch aus den *Actis Ludgeri* beim Leibniz *H. rerum Brunsv.* t. 89. s. 15. führen. Hierzu kommt, daß die deutschen Völker nicht anders mit ihren Göttern umgehen, als die Fetischdiener mit den ihrigen. Als die Burgundionen von den Hunnen gedrängt wurden, „nullius hominis auxilium implorarunt; sed deo cui piam sese committere statuerunt, (d. h. sie warfen die bisherigen Fetische weg, die keinen Schutz mehr

der spätesten Zeit die Eiche von Saismar und der Klob, Irmenfäule genannt, den Zustand der Religion in Deutschland? Dieser im größten Theile Germaniens unverändert beybehaltene reine Fetischismus einer originellen Religion, der nun so viele Jahrhunderte gedauert, und daher zu einer Veränderung reif war, trug viel dazu bey, der Religion, die von Asien aus sich bald über die bekannte Erde verbreitet hatte, die Herzen dieser Barbaren zu öffnen, die sich derselben nur gewaltsam widersetzten, so lange sie im Gefolge neuer Auflagen und Gewohnheiten erschien, so lange zugleich die alte Freyheit dem Adel ohne Vergütung genommen werden sollte. Fuld a will dieses Phänomen von Monotheismus herleiten; aber eine solche Religion ist beständig unduldsamer als eine polytheistische: auch dürfte der Monotheismus wohl un-erweislich seyn. Anton (Gesch. 84) läßt die Nation bey'm Uebertritt zum Christenthum am Rande der größten Abgötterey stehen, aus der aber noch alter Götterdienst hervorschimmere. Das erste ist wahr; denn Schamanen-Künste haben sich mit allem Aberglauben ihres Gefolges wohl weiter ausgebreitet. Ob aber der Gottesdienst je anders

gaben.) Cumque animadverterent Romanorum deum illis, qui numen ipsius reverentur, certissimum auxilium praebere, omnes communi consensu ad Christi fidem se contulerunt," Socrates hist. eccles. I. 7. c. 30. Und wirklich sie erhielten den Sieg.

war, daran muß man zweifeln. — Dieß mag eine Skizze der Religionsverfassung Deutschlands seyn bis auf seine Vereinigung unter ein Oberhaupt. Mit diesen Ideen gehe man zu den Göttern, die sich finden, und es ist klar, sie werden gleich denen verschwinden müssen, welche auf den folgenden Blättern schon aus ganz andern Gründen zu zernichten gesucht worden.

(Die Fortsetzung im nächsten Stück.)

Ueber die römischen Satiriker.

Decimus Junius Juvenalis.

Er war, aller Vermuthung nach, nicht vor dem Jahre 42 nach Chr., d. h. nicht vor dem zweyten der Regierung des Kaisers Claudius Drusus geboren und starb wahrscheinlich um das Jahr 121, unter dem Kaiser Hadrian, der ihn, dem Vorgeben nach, weil er ihn für geleistete Kriegsdienste zu belohnen wünschte, in der That aber, weil er sich in der Person seines Lieblings, des Pantomimen Paris, von ihm beleidiget glaubte, nach Aegypten versetzte und zum Präfect einer dortigen Cohorte ernannte. Seine ersten Versuche in der Satire machte Juvenal, als ein Mann von mittlerem Alter, unter Domitian. Seine dreizehnte und funfzehnte Satire schrieb er unter Hadrian, also in schon hohen Jahren. Auch die öffentliche Bekanntmachung aller kann nicht vor dem Regierungs-Antritte dieses Kaisers gesetzt

werden. Sein Tod erfolgte bald nach seiner Entfernung aus Rom. a)

Unter den römischen Satirikern, deren Werke wir überkommen haben, ist uns keiner, seiner Herkunft, Erziehung und Bildung nach, unbekannter, als Juvénal. Wer Horaz war, unter welchen Verhältnissen er lebte, und auf welchem Wege er seine reiche Welt- und Menschen-Kenntniß erwarb, — über das alles hat er selbst in seinen Schriften die belehrendsten Winke gegeben. Vom Persius wissen wir wenigstens, was für einer Sekte er angehörte und können den Einfluß, den die Grundsätze der Stoa auf ihn und seine Denkungsart haben mußten, folgern oder errathen.

I 4

a) So Salmasius in seinen Anmerkungen zu der dem Sueton beigelegten Vita (Exercit. Plin. p. 319.) und der neueste Herausgeber Juvénals. Es ist jedoch nicht zu läugnen, und der letztere hat es auch in seinem Commentar über den Dichter zu den Stellen, die man als beweisend aus ihm anführt, (man sehe 13, 16. 15, 27.) ausdrücklich erinnert, daß die Annahmen des großen Kritikers noch mancher Einwendung unterworfen und nicht einmal durchaus wahrscheinlich sind. Für meine Absicht ist es genug zu bemerken, daß nicht nur mehrere Verse Juvénals von Niemanden anders, als von Domitian, verstanden werden können, sondern auch der Tod dieses Imperators 4, 37. 53. bestimmt erwähnt wird.

Beim Juvenal fragen wir nach Vaterland, Aeltern, b) Verwandten, Freunden, Studien c) und Lehrern vergebens. Alles, was wir mit Sicherheit von ihm wissen, ist die Periode, in der er blühte. Aber die Wirkungen des Zeitalters sind an ihm auch so sichtbar und die Verschiedenheiten zwischen ihm und Horaz, die durch den Abstand weniger Jahre begründet werden, so auffallend, daß eine Schilderung des Dichters, ohne eine Schilderung der Menschen und Umgebungen, mit und unter denen er schrieb, nicht anders, als räthselhaft und unbefriedigend, ausfallen könnte. Man wird mit Recht erwarten, daß ich, wenn auch kein ausführliches Sittengemälde jener Tage, als welches, offenbar hier nicht an seinem Orte stehen würde, doch eine kurze Sittengeschichte, oder, mit andern Worten, eine Uebersicht der vorzüglichsten Veränderungen gebe, welche die Sitten, das Leben und die Denkungsart der Römer in dem kurzen Zeitraume, der zwischen August und Domitian liegt, erfuhren.

b) Juvenalis, heißt es in der *Vita*, *libertini locupletis, incertum filius an alumnus*. Daß Aquinium seine Vaterstadt war, wird aus 3, 319. gemuthmaßt.

c) *Ad mediam fere aetatem declamavit, animi magis causa, quam quod scholae se aut foro praepararet*. Dieß ist alles, was der Autor *Vitae* von ihm berichtet.

So undäugbar es ist, daß der erste der römischen Cäsarn den Forderungen, die ihm, als Regenten des Staates, zu erfüllen oblagen, nichts weniger als genügte, und der kleinen Anzahl echter Republikaner, die der Wuth der Bürgerkriege entronnen waren, nur zu mannigfaltige und gerechte Veranlassungen zu Beschwerden und Tadel gab, so gewiß ist es gleichwohl auf der andern Seite, wie ich in einer frühern Abhandlung d) dargethan zu haben glaube, daß er, auch ohne einen vergleichenden Blick auf seine Nachfolger zu werfen, ein lobenswerther Monarch war und den Cäsarn, welche unter Hohen und Niedern herrschten, und dem Umsturze, der der ganzen Verfassung drohte, kräftig genug entgegenarbeitete. Wäre dem unsicher hin und her schwankenden Reiche eine Folge von Oberherrn beschieden gewesen, die, ich will nicht sagen, größere Tugenden, nein, nur ein eben so reges Gefühl für öffentliche Schande und äußere Sitten und eben so viel Mäßigung und Herrscher-Klugheit besessen hätten, wie er, so leidet es kaum einigen Zweifel, daß die erstorbene Schaam in den Herzen der Römer wieder würde erwacht und die Achtung wenigstens für Anstand, Verdienste und Würde von neuem hergestellt worden seyn. Aber in dem Rache des

§ 5

d) Ueber Horaz, B. IV. C. 454.

Schicksals war das Gegentheil über das, durch die Mißhandlung der ganzen Erde vielfach verschuldete, Rom beschlossen. Es sah eine Reihe von Regenten, deren jeder, weit entfernt, einem zerrütteten Staate aufzuhelfen, vielmehr das edelste Volk zu verderben und das blühendste Reich zu vernichten geschickt und verrucht genug war, und steht, in dieser Hinsicht, in den Jahrbüchern der Geschichte noch bis auf den heutigen Tag allein. Zuerst bestieg den Thron Tiber und legte dadurch, daß er sich die sklavische Unterwürfigkeit des Senats, welche sein Vorgänger so laut gemißbilligt und so männlich zurückgewiesen hatte, ohne Einschränkung gefallen ließ, den Grund zu einer furchtbaren und alles niederdrückenden Despotie; doch zügelte er sich noch in soweit, daß er seinen schändlichen Laster nicht vor den Augen des Volkes fröhnte, sondern sie in Caprea's Einsamkeiten versteckte. Der, am Körper franke und am Geiste zerrüttete Caligula hing ihnen desto offentlicher und ohne Scheu nach, setzte seine rechtmäßige Gattinn am vollem Mahle zurück und erhob seine Schwestern, eine nach der andern, zu dieser scheußlichen Ehre. e) Sein kurzes Leben auf dem Throne, eigentlich ein selten unterbrochener Raufsch, ward durch nichts bezeichnet, als durch Grausam-

e) Sueton 24. und daselbst Salmasius.

keiten und die Menschheit entwürdigende Genüsse. Der fast blödsinnige Claudius, von den Prätorianern zum Imperator erhoben, herrschte nicht selbst, sondern diente zweyen Weibern, von denen es zweifelhaft bleibt, welche von beyden der andern den Preis der Schändlichkeit streitig, und zweyen nicht weniger niederträchtigen und um die Wette sich bereichernden Frengelassenen, zum Spiel ihrer Begierden und Launen. Seine Regierung war mit Freveln und Schandthaten jeder Art so überfüllt, daß sie die vorigen alle zurückließ, und sie hierin zu übertreffen eine schwer zu lösende Aufgabe schien. Nero kam, und die Aufgabe war gelöst: denn er machte sich verächtlicher, als alle seine Vorgänger, und fügte zu dem Schrecklichen noch das Unsinnige. Man darf sich nur an den Brand in Rom, den er veranstaltete, an den Bau des so genannten goldenen Pallastes, an die Ermordung seines Bruders und seiner Mutter, an seine persönliche Erscheinung auf dem öffentlichen Theater, und an seine feyerliche Vermählung mit dem Sporus, dem Diener seiner Lüste, erinnern, um sich zu überzeugen, daß er nicht einmal unter den Menschen, geschweige denn unter den Cäsaren geduldet zu werden verdiente. Galba, Otho und Vitellius genossen der Ehre, über Rom und die Welt zu gebiethen, zusammen kaum anderthalb Jahre, und, den ersten ausgenommen, war. ihrer

sicher keiner werth. In den zwey ersten Glaviern gingen dem Erdkreise zwey Sonnen auf, die, so weit sich die Kraft ihrer milden Strahlen verbreitete, alles belebten und erwärmten: aber beyde schienen nur darum neue Blätter und Früchte hervogelockt zu haben, damit der dritte, der argwöhnische, finstre und schreckliche Domitian alles durch den kältenden Hauch der Tyrannen vernichten und tödten möchte. f) Man begreift von selbst, daß eine Reihe so verderbter Fürsten nicht ohne den verderblichsten Einfluß auf ein, wie die damaligen Römer, geartetes Volk seyn konnte und solche Erscheinungen auf dem Throne auch von ganz eigenthümlichen Erscheinungen im gemeinen Leben und unter dem großen Haufen begleitet werden mußten. Welches sind diejenigen, die man als allgemein und charakteristisch betrachten darf?

Zuerst unstreitig die sklavische Denkungsart, die den Vornehmen, wie den Beringen, beherrschte,

f) Die Beweise liefern Egcitus und Sueton, zu denen noch, bey der folgenden Schilderung, Seneca und Plinius gesetzt werden müssen. Die Stellen sind durch H. Meiners vortreffliche Geschichte des Verfalls der Sitten, der Wissenschaften und der Sprache der Römer in den ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt, Wien 1791. zu bekannt geworden, als daß es nöthig wäre sie anzuführen, oder können doch in jener Abhandlung mit leichter Mühe aufgefunden werden. An ihn habe ich mich auch in der Zurückführung der Geldsummen auf unsern Münzfuß gehalten.

und alle edeln und erhebenden Gefühle verschlang. Schon die feige Gelassenheit, mit der die Nachkommen der berühmtesten und angesehensten Geschlechter sich von den verworfensten Tyrannen nicht nur mißhandeln, sondern so gar würgen ließen, ohne den Dolch gegen ihre Henker zu zucken, setzt die Wahrheit dieser Behauptung außer Zweifel: aber noch weit mehr bestätigt sie sich, durch die zahllosen Niederträchtigkeiten, die zu begehn oder sich gefallen zu lassen die Ersten des Staats kein Bedenken trugen. Nicht genug, daß sie alle Eingriffe in ihre Gerechtsame gleichgültig verschmerzten; sie begaben sich von freyen Stücken und unaufgefodert ihrer Gewalt und brangen die Ausübung derselben ganz eigentlich ihren Despoten auf. Nicht genug, daß sie diesen unbedingten Gehorsam leisteten und zu ihren Füßen im Staube krochen; sie demüthigten sich noch weit tiefer vor den Günstlingen derselben, harrten lange Tage und Nächte vor den Thüren stolzer Frengelassenen und kehrten, wenn sie keines Blicks gewürdigt worden waren, trostlos zurück. Nicht genug, daß sie zu allen Bedrückungen und willkührlichen Erpressungen schwiegen; Caligula erklärte sich öffentlich für den rechtmäßigen Herrn alles Vermögens der Römer, betrachtete alle Reichen als seine Feinde, bemächtigte sich ihrer Häuser, Villen und Schätze nach Belieben, und erbte diese Grundsätze

auf seine Nachfolger fort. Nicht genug, daß die Abkömmlinge der tapfern Scipionen und Cassier ihr Eigenthum unvertheidigt Preis gaben; sie ließen es geschehen, daß über ihre Weiber und Töchter eben so muthwillig geschaltet, jene durch förmliche Scheidungsbriefe von ihnen getrieben, diese an ihren Hochzeitfesten ihren Bräutigamen entrisen, und alle, wie feile Dirnen, behandelt wurden. Nicht genug endlich, daß die entarteten Römer sich dem Schicksale, das die Begierde oder der Eigendwille ihrer Beherrscher über sie verhing, willfährig unterwarfen; sie erniedrigten sich so gar zum Laster der häßlichen Angeber, beschuldigten sich, bald um die Gunst ihres gekrönten Herrschers zu erschmeicheln, bald um ihr eigenes elendes Leben zu fristen, des Verbrechens der Majestät und wütheten so aus Feigheit, Niederträchtigkeit und Eigennuß, einer gegen den andern. g) Die Belege zu allen diesen Angaben finden sich bey Tacitus und Sueton, nicht einzeln, sondern im Ueberfluß, und der erste äußert sich bedeutend genug, wenn er, nach der Aufzählung einer großen Menge von Bürgern, die Nero in kurzer Zeit hinrichten ließ, ausruft: h) „Mit Recht würde ich

g) Gegen den ehlen Thraseas Pätus und Vareas Saramus traten die größten Redner auf, um sie als Majestätsverbrecher anzuklagen, Tacitus in Annal. XVI. 21. u. f.

h) Annal. XVI. 16.

Ueberdruß zu erregen befürchten müssen, wenn ich eine solche Reihe von wackern, in auswärtigen Kriegen und für das Vaterland gefallenen Männern hinter einander aufführte; wie vielmehr nun, da sklavische Geduld und so viel im Frieden vergossenes Blut den Geist ermüdet und mit Betrübniß bindet!"

Nicht weniger allgemein und merkwürdig, als diese sklavische Geduld und Unterwürfigkeit, war die Schamlosigkeit, mit der alle Laster, im Lichte wandelten, und die Unbefangenheit, mit der sie verübt wurden. Nicht Geburt und Erziehung, nicht Rang und Würde, nicht Geschlecht und Alter begründeten hier einen Unterschied. Ausschweifende Frechheit war die Sitte des Tages und sich der öffentlichen Schande, ohne Rücksicht auf irgend ein Verhältniß, Preis zu geben in der Ordnung. Wer muß nicht von Erstaunen und Widerwillen ergriffen werden, wenn er liest, daß edle Senatoren und erlauchte Römerinnen auf der Arena erschienen und kämpfen, daß die Nachkommen aus den vornehmsten Häusern, um Geld verkauft, die Bühne betraten, daß es nicht bloß ein Einfall des schändlichen Nero, sondern unter den Römern üblich war, sich mit den erkohrenen Liebhabern öffentlich zu vermählen, und die geschlossenen Verbindungen durch förmliche Eheverträge zu bestätigen, daß die römischen Jünglinge sich nach

der Weise der Jungfrauen schminkten und kleideten, und bey besondern Lehrern Unterricht nahmen, wie sie, Weibern gleich, sich geberden und tragen sollten, daß Frauen von erhabener Abkunft freiwillig den Rechten ihrer Geburt entsagten und sich bey den Aedilen in die Classe der feilen Bühlerinnen einschreiben ließen, daß Freygeborne beyderley Geschlechts in dem öffentlichen Hause, das Caligula in seinem Palaste anlegte, zur Vermehrung der kaiserlichen Einkünfte, mit ihren Reizen wucherten, endlich, daß Tigellin, an einem ausgelassenen Feste, das er dem Nero zu Ehren veranstaltete, die vornehmsten Römerinnen vermochte, sich gleich andern Lustbirnen ohne Unterschied, Jedem, selbst den Sklaven und Gladiatoren, zu überlassen. Ich weiß, wie viel Beispiele schändlichen Muthwillens und unerhörter Verderbtheit auch die neuere Geschichte und vorzüglich die Regierung der letzten Könige Frankreichs darbietet, aber ich entsinne mich keines Zeitraums, in welchem das Laster diese Deffentlichkeit erhalten und sich das Widrigste und Unnatürlichste so frey und ungeschent vor die Augen der Menschen gestellt hätte. So gar die spätern römischen Cäsarn, die es recht absichtlich darauf anlegten, und alle Kräfte anstrebten, um ihre Heroen, einen Caligula und Nero, zu übertreffen, konnten doch von der Seite größtentheils nur wiederholen, und weder

Com.

Commodus noch Heliogabalus dem Volke etwas zeigen, das nicht schon in frühern Zeiten gesehen worden wäre. So gewiß ist es, daß die Unverschämtheit, die keine Gränzen zu kennen scheint, doch an Gränzen gebunden ist und auch Virtuosen im Laster diese zu überschreiten nicht vermögen.

Als ein anderes charakteristisches Merkmal des Zeitalters, von dem hier die Rede ist, glaube ich die Unvernunft nennen zu dürfen, die sich in der Wahl und in dem Genuße der sinnlichen Vergnügungen offenbarte. Es ist wahr, schon in den Tagen Cicero's und Horazens fehlte es nicht an seltsamen und auffallenden Erscheinungen in dem Reiche der Ueppigkeit und Schwelgerey. Wer erinnert sich nicht der Mahle, Villen und Fischteiche Lucull's, der Verschwendungen des Schauspielers Aesop und seines ihm bey weitem überlegenen Sohnes, der Pfauen, die, weil man sie mit Gold bezahlte, auf den Tafeln der Reichen glänzten, der Meerbütteln, die ihre Empfehlung einzig ihrer Größe verdankten, und der Hechte, denen man es anschmecken wollte, ob sie in der Mündung der Tiber oder zwischen den beyden Brücken gefangen waren. Aber was sind alle diese abentheuerlichen Verirrungen gegen die unsinnigen Ausschweifungen in den Tagen der Cäsarn? Was für Vergewer und Schwelger treten hier auf und wie ver-

räth sich Unverstand und Unnatur in allem, was sie beginnen und treiben? Eine Barbe von fünftehalb Pfund wird mit zwey hundert und funfzig Thalern bezahlt, die mit Salben getränkten Kränze eines einzigen Gastmahls, zu dem Nero sich selber eingeladen hat, kosten eine Tonne Goldes, und die Gewinde aus Rosen, die man zu einem andern, das in den Winter fiel, aus Aegypten verschrieben hat, noch mehr. Die Schüssel des Vitellius, die, wegen ihrer ungeheuern Größe, der Schild Minervens hieß und bis auf die Zeiten Hadrians als ein Wunder der Kunst gezeigt ward, enthielt Leckereyen, die den Werth der Schüssel überstiegen und sich auf zwey hundert und funfzig tausend Thaler beliefen. An einem einzigen Gastmahle verpraßte Caligula drittehalb Tonnen Goldes, den Tribut von drey Provinzen. Eben er trank aufgelöste Perlen in Wein, nicht etwa einmal, wie Cleopatra und der Sohn des Aesopus vor ihm gethan hatten, sondern öfters, und ließ sich, worin ihm Nero und seine Freigelassenen nachahmten, Bäder bereiten, deren jedes auf vier tausend Thaler zu stehen kam. Um den Wein für die Nase wohlriechender zu machen, vermischte man ihn mit allerley Würzen, und dem Otho fühlte sich Nero höchlich verpflichtet, weil er ihn auf den Einfall gebracht hatte, daß man auch die Schuhsohlen salben könne. — Mit die-

sen ungeheuer kostbaren und doch völlig unvernünftigen und zwecklosen Versuchen zur Befriedigung der untern Sinne wetteiferten die Anstalten, die man traf, um das Auge zu ergötzen und durch den um sich her verbreiteten Glanz andern Ehrfurcht und Bewunderung einzufloßen. Unverdächtigen Zeugnissen zufolge, glichen die Paläste der Römer großen Städten und enthielten Bäder und Küchen, deren Umfang zwei Hufen betrug. Ihre Dächer waren vergoldet oder gar mit Goldblech überzogen, und die Wände, Decken und Fußböden nicht bloß mit seltenen Marmorarten, sondern sogar mit kostbaren Steinen ausgelegt. Ueber ganz Italien verbreiteten sich Landhäuser, die, wie Tacitus sagt, Nationen von Sklaven einschloßen und durch ihre weitläufigen Keviere, durch ihre Gärten, Teiche und Haine, den Ackerbau zerstörten, und die Bewohner des fruchtbarsten Landes zwangen, ihre Bedürfnisse an Getreide und andern Lebensmitteln aus fremden Gegenden kommen zu lassen. Dieser Größe von außen und Pracht von innen, durch welche die römischen Paläste und Villen sich auszeichneten, entsprachen die Umgebungen derer, die sie bewohnten. Außer den unschätzbaren Gemälden und Bildsäulen, mit denen die Besitzer ihre Zimmer und Säulengänge verzierten, bestand alles Tafelgeschirr aus lauterem Golde und das Küchengeschirr aus Silber. Silberne Becher

und Schüsseln wurden nur dann geduldet, wenn sie von berühmten alten Meistern gearbeitet waren, und selbst goldne Pokale, um ihren Werth zu vermehren, mit theuern Steinen und Gemmen besetzt. Einzelne murrhinische Gefäße bezahlte man mit neun tausend Thalern und fast eben so hoch Arbeiten aus Krystall und Bernstein. Die Wagen des Nero prangten nicht bloß, wie die der übrigen Römer, mit Elfenbein, sondern mit Gold, und die Maulesel seiner Gemahlinn Poppäa wurden mit Gold beschlagen. Ein Ederntisch mit elfenbeinernem Fuße und schön gezeichnet kostete nicht selten an fünf und zwanzig tausend Thaler, und doch fand man ihrer zu hunderten in den Häusern der Reichen. Ein Schiff aus Cedernholz, das Caligula bauen ließ, enthielt weitläufige Speisesäle, Bäder und Bogengänge, führte Segel aus reichen Stoffen und war an dem Vordertheile mit kostbaren Steinen besetzt. Ueberhaupt war er und Nero so sinnreich und unermüdet im Verschwenden, daß der eine in weniger als einem Jahre den Schatz Tibers, der sich auf sieben und sechzig und eine halbe Million unsers Geldes belief, durchbrachte, und der andere, während seiner Regierung, wenigstens fünf und funfzig Millionen an Gladiatoren und Schauspieler verschenkte.

Ich fühle es, wie unzulänglich meine Zeichnung seyn würde, wenn es meine Absicht wäre,

Juvenals Zeitalter zu schildern. Was ich meinen Lesern gezeigt habe, ist in der That der unbedeutendste Theil von dem, was ich ihnen zeigen könnte; und müßte, wenn ich auch nur die Werke des Dichters befragte, sich zu einem ganz andern Gemälde, als das meinige ist, erweitern. Aber mein Zweck ging nicht sowohl dahin, die Laster, mit denen das damals lebende Römer-Geschlecht sich befudelte, in Reihe und Glied gestellt, vor ihnen vorüberzuführen, als vielmehr die Verschlimmerung, die Sitten und Sittlichkeit seit den Tagen Augusts erfahren hatten, in wenigen doch sprechenden Thatfachen darzulegen. Es läßt sich offenbar nicht behaupten, daß Rom, am Schluß des ersten Jahrhunderts, irgend eine Verfehrtheit und Schädlichkeit kannte, die es nicht schon am Anfange desselben gekannt hätte. Jene Habsucht, die ihre Hände auch nach dem Geweihten ausstreckt, jene Schwelger, denen nichts zu kostbar ist, um Auge und Zunge zu sättigen, jene heuchlerische Demuth, die sich niederwirft, damit sie erhoben werde, jene Wollust, die selbst der Gesetze der Natur spottet, — alle diese Leidenschaften wütheten schon auf das heftigste in den Zeitgenossen Augusts und vergifteten Geist und Körper. So verderbt mit einem Worte London und Paris heute sind, so verderbt war sicher auch Rom unter der Herrschaft des ersten Cäsars, Allein mitten

unter diesem stürmischen Drängen und Streben nach Genuß beachtete man immer noch gewisse Schranken und scheute sich, selbige zu überspringen, weil ein Rest von alter Sitte sie heiligte und der Imperator sie zu ehren wenigstens vorgab und antrieb. Hier zügelte Scham, dort Furcht, hier Beispiel, dort Gebot; und was auch immer die Ausschweifung sich erlaubte, so beleidigte sie doch weder durch frechen Uebermuth, noch glaubte sie ihres Zwecks zu verfehlen, wenn sie nicht jede Verschleierung von sich werfe und in ihrer Blöße erscheine. Wie unwiderleglich beweisen dagegen die von mir bengebrachten Belege den unglaublichen Fortgang ins Schlimmere unter der Regierung der spätern Cäsarn? Es sind nicht verworfene Leute aus der niedern Classe des Volkes, es sind die obersten Staatsbeamten und die Regenten des Staats an ihrer Spitze, die in der Unvernunft ihre Ehre und ihren Ruhm in der Schande suchen. Die höchste Rohheit und die zügelloseste Ausgelassenheit treten den Menschen fren und öffentlich unter die Augen, und brüsten sich damit, das Ehrwürdigste zu verspotten und das Heiligste unter die Füße zu treten. Der Kenner der Geschichte gesteht, daß diese Erscheinung bis auf den heutigen Tag die einzige in ihrer Art sey, und der Freund der Menschheit wünscht, daß sie es bleibe.

Unstreitig würde Juvenal einen ganz andern Weg in der Satire eingeschlagen haben, als Horaz, selbst, wenn er, diesem an Anlage, Bildung und Gesinnung vollkommen ähnlich, unter die unwürdigen Nachfolger Augusts und die sie umgebenden schamlosen Römer getreten wäre: aber, allem Vermuthen nach, war er auch in jenen Rücksichten von seinem Vorgänger durchaus verschieden. So weit sich der Mensch in dem Dichter wahrnehmen und der moralische Charakter aus dem schriftstellerischen folgern läßt, glich Juvenal den echten Römern der alten Zeit. Sein unbestechliches Gefühl für Pflicht und Recht und sein Unwille gegen die, welche den Weisen spielen und unweise leben, drückt sich überall zu laut und vernehmlich aus, als daß man glauben könnte, er habe der Tugend nicht unbedingt gehuldigt, und sey in seinen Forderungen an sich selbst im geringsten nachsichtig gewesen. Die Gebrechlichkeit der menschlichen Natur, die Mannigfaltigkeit ihrer Schwächen und der Einfluß der äußern Verhältnisse scheinen ihm vielmehr völlig fremd, oder doch ohne Gewicht in der Wagschale, auf welcher er den sittlichen Werth der Handlungen prüft und bestimmt. Er hat sich, so weit wir seiner Denkungsart nachspüren können, von seinem Zeitalter nichts angeeignet und steht unter seinen Zeitgenossen, wie ein Ankömmling aus einer andern Welt,

allein; so gar jene gutmüthige Laune, die dem Benüßner eigen ist, jenen natürlich-heitern Sinn, der den Gegenständen um sich her eine lachende Ansicht abgewinnt, oder ihnen einen lächerlichen Anstrich leiht, glaube ich ihm absprechen zu müssen. Welche Thorheiten und Laster er auch verfolgt und züchtigt, überall erscheint er als ein kalter und ernster Römer, und erweckt den Gedanken, daß die Natur ihm entweder die Gabe des Lachens völlig versagt, oder Zeit und Erfahrung in dem Manne, (denn in das Alter des Mannes sollen seine ersten schriftstellerischen Versuche fallen,) die frohe Stimmung vertilgt und die entgegengesetzte begründet haben.

Man wird nach dieser Vorerinnerung von selbst vermuthen, daß der Charakter der juvenalischen Satire ganz ein anderer seyn müsse, als der Charakter der horazischen, und so verhält es sich auch in der That. Beide Dichter entfernen sich nicht bloß in zufälligen Merkmalen, sondern in wesentlichen; beide weichen nicht bloß von einander ab, sondern sind einander entgegengesetzt. Schon die Gegenstände, die sie behandeln, geben einen Vergleichungspunkt ab. Horaz, wie ich anderwärts i) bemerkt habe, verspottet am liebsten die Thorheit, Juvenal züchtigt nur das Laster

i) Charaktere, B. IV. S. 460.

und erklärt gleich in der ersten Satire unverholen, daß er sich einzig in solchen Schilderungen gefalle. Die Heuchelen der Philosophen, die durch ihr Betragen ihre Reden und Ermahnungen Lügen strafen, die Unanständigkeiten, die sich Sachwalter und Richter zu begehen erlauben, die Verachtung und niederträchtige Herabwürdigung der Lehrer und Freunde der Wissenschaften und schönen Künste, die gränzenlose Verschwendung der Großen und Reichen, verbunden mit der vorsätzlichen und schmachvollen Erniedrigung der Armen und Hülfslosen, die Ausschweifung des weiblichen Geschlechts in jeder Art des Genusses, der eitle Stolz, auf Rang und Geburt, ohne alles wahre Verdienst, die Entweihung der menschlichen Natur durch verkehrte Wollust und grobe Schwelgereyen, die Hintensehung alles Rufes und aller Pflicht, wenn es darauf ankommt, durch Erbschaftsschleichereyen oder andre unerlaubte Mittel sich zu bereichern, die Schändlichkeit der Aeltern, die durch böses Beispiel ihre Kinder frühzeitig vergiften, — diese und ähnliche Untugenden und Greuel sind es, die Juvenal fast ausschließlich hervorzieht und rügt. Die Fantasten und Narren, die Pedanten und Gecken, die Selbstsüchtigen und Eigenliebigen, die Dummköpfe und Wüthlinge, scheinen ihm der Mühe des Bestrafens nicht werth. Sein Genius und sein Zeitalter weisen ihm eine andere Sphäre an

und biethen ihm wichtigere Veranlassungen dar, um seinen Muth und seine Kraft zu versuchen. Er würde sich selbst untreu zu werden glauben, und sich des Leichtsinns oder der Feigheit anklagen, wenn er jene dringenden und gefährlichen Aufforderungen vorüberginge, um bey den unbedeutenden und gefahrlosen stehen zu bleiben.

Doch die Verschiedenheit, welche zwischen beyden Dichtern durch die Wahl der Gegenstände begründet wird, verschwindet gegen die, welche aus der Art, wie beyde sie behandeln, hervorgeht. Horaz ist ein feiner Weltmann, der seine Kräfte mäßigt und sie absichtlich mildert; *k*) Juvenal weiß nichts von Schonung und Glimpf. Seine Absicht geht, wie die Absicht Lucils, dahin, daß der Lasterhafte, auf den er mit gezucktem Dolche e'ndringt, erzittere, daß er, der heimlichen Schuld sich bewußt, vor Angst schwitze, daß er in Thränen und Wuth ausbreche. *l*) „Der Charakter seiner Satire ist daher, wie Hottinger eben so wahr als nachdrücklich sagt, *m*) Entrüstung und

k) *Sermone opus est, sagt er Sat. I. 10, 11. defendente vicem*

*Interdum urbani, parentis viribus atque
Extenuantis eas consulto.*

l) *Ense velut stricto quoties Lucilius ardens
Infremuit, rubet auditor, cui frigida mens est
Criminibus, tacita sudant praecordia culpa,
Inde irae et lacrimae. Juven. Sat. I, 165.*

m) In seiner bekannten Preisschrift, S. 292.

Unwille, und ihr Spott mehr Hohn, als Gelächter. Sie scheint mehr auf Strafe, als auf Belehrung, mehr auf Rache, als auf Besserung auszugehen, und ist dann erst gesättigt, wenn das Opfer unter ihren Geißelhieben fällt.“ In der That läßt unter allen Satirikern der ältern und neuern Zeit sich, von Seiten des leidenschaftlichen Hasses und der unerbittlichen Strenge gegen das Laster, keiner mit unserm Dichter vergleichen. Man merkt es ihm an, daß ein bitterer Unwille gegen alles Unwürdige und Entehrende, entsprungen aus einer früh gebildeten reinen Achtung für Tugend, genährt durch reifes Nachdenken über die Natur und Bestimmung des Menschen, und entflammt durch die grenzenlose Verderbtheit des Zeitalters, in seiner Seele Wurzel gefaßt hat und dieser Unwille zu mächtig ist, um sich durch irgend eine Betrachtung zügeln oder einschränken zu lassen. Keine Größe ist ihm zu gewaltig, keines Großen Günstling zu angesehen, daß er sie nicht, bald unter ihrem wahren bald unter erdichteten Namen, angreifen und züchtigen, keine verruchte Sitte allgemein und gütig genug, daß er sie nicht hervorziehn und rügen, keine Farbenmischung so grell, daß er sich ihrer nicht bedienen sollte. Wenn Horaz die Rücksichten auf Zucht und Ehrbarkeit bloß aus losen Muthwillen verletzt, so opfert sie Juvenal einzig seiner Heftigkeit gegen

das Laster auf. Wenn jener die Gefräßigkeit der Römer mit leichtfertiger Schalkheit auslacht, oder höchstens der Sparsamkeit und Einfachheit der bessern Vortwelt gegenüberstellt, so kündigt dieser ihr offene ernste Fehde an und verwaltet das Amt des strengen Censors. Wenn der eine sich begnügt, die schlechten Schriftsteller seiner Zeit, gleichsam im Vorübergehen, zu necken, und mit einem einzigen treffenden Beyworte zu zeichnen, so hält es der andere nicht unter seiner Würde, bey ihnen zu verweilen und einen förmlichen Kampf gegen sie zu beginnen. Wenn endlich der erstere die eiteln Sorgen und vergeblichen Wünsche der Sterblichen ißt bemitleidet, ißt belächelt, so ereifert sich der letztere gegen sie und sucht uns nicht bloß von ihrer Thorheit, sondern selbst von ihrer Schändlichkeit zu überzeugen.

Aus eben dieser charakteristischen Eigenschaft Juvenals, aus der Hefigkeit, die ihn immer beherrscht und der er sich unbedingt überläßt, fließt ein anderer und nicht minder bedeutender Unterschied zwischen ihm und Horaz. Wenn Horaz in seinen Sermonen und mehr noch in seinen Episteln nicht selten des satirischen Tons ganz vergißt, und uns bald als ein theilnehmender Gesellschafter unterhält, bald als ein ruhiger Denker unterrichtet, so verfolgt Juvenal dagegen seinen einmal betretenen Weg unausgesetzt und ohne zur

Rechten oder zur Linken abzuschweifen. Sich philosophischen Betrachtungen lange zu überlassen und in dem friedlichen Gebiete der didaktischen Muse zu verweilen, vermag dieser aufgebrauchte und stürmische Geist nicht. Die Menge und Nähe der ihn umgebenden Gegenstände beschäftigt ihn viel zu lebhaft, und die Begierde zu schaden und zu verwunden reißt ihn zu unaufhaltsam fort, als daß er von Zeit zu Zeit still stehen und eigenen Bemerkungen Raum geben sollte. Anstatt, wie Horaz, sich zuweilen in ein Gespräch mit sich selbst zu verlieren, oder die besondern Veranlassungen, um deren willen er die Feder ergreift, zu allgemeinen Beobachtungen zu nutzen, eilt er immer von einer Schilderung zur andern fort, und giebt Beispiele, statt Warnungen, und Belege aus der wirklichen Welt, statt abgezogener Grundsätze. Nirgends werden wir in ihm auf so schöne und lehrreiche Ausführungen treffen, wie wir in Horazens erster und dritter Satire des ersten Buches, und noch weniger auf eine solche Reihe von vortrefflichen Sentenzen, wie wir in der zweiten Epistel des ersten Buches dieses Dichters finden. Ohne daß man behaupten kann, Juvenal besitze die Gabe zu beobachten und das Beobachtete glücklich auszudrücken in einem geringern Grade, als sein Vorgänger, fehlt es seinen Satiren dennoch an dem philosophischen Geiste, der die Ver-

te des erstern durchbringt und beseelt. „Sein Verstand, um mich der Worte des schon einmal angezogenen Kunstrichters zu bedienen, ist gerade nur in so fern thätig, als es die Wahl des Gegenstandes und die Leitung der entflammten Einbildungskraft erfordert. Unter dieser spielt jener die zweite Rolle und ist im Streite bloß der Wagenführer und nicht der Held.“

Aber was Juvenal, der Philosoph, nicht leistet, das leistet und ersetzt unstreitig, in mehr denn einer Hinsicht, Juvenal, der Dichter und Sittennahler. Schwerlich dürfte unter allen Satirikern der ältern und neuern Zeit auch nur einer gefunden werden, dessen Darstellung belebter und ergreifender genannt werden möchte, als seine. Jeder Ausdruck, den er braucht, ist gewogen, und jede Zeile, die er niederschreibt, gehaltvoll. Was er schildert, schildert er mit wenigen Strichen, aber diese wenigen Striche sind die wirksamsten von allen, und wenn seinen Gemälden das Verdienst der Ausführung und des Fleißes abgeht, so haben sie dafür das höhere der Eigenthümlichkeit und Kraft. Nirgendß verläugnet sich das Bestreben, viel in wenig Worte zu schließen und durch nachdrucksvolle Kürze den Ausdruck zu heben, zu adeln und zu verstärken, und selten mißlingt dieß Bestreben. Es ist eben so wenig möglich, ihm ein Wort zu nehmen, als eins zu ge-

ben; — so voll, abgemessen und gerundet sind seine Verse: — und eben so schwer im Lesen langsam zu verweilen, als rasch fort zu schreiten; so sehr fodert zu jenem die Feyerlichkeit und zu diesem die Lebendigkeit seiner Darstellungen auf. Wie nachdrücklich erklärt er sich (1, 22.) über die Veranlassung und seinen Beruf zur Satire!

Wenn ein zarter Eunuch ein Weib nimmt, wenn
mit dem Jagdspeer
Mavia, nackend die Brust, den thuscischen Eber
durchbohret;
Wenn der Edel's Geschlecht vor dem Einen Reichern ⁿ⁾
sich beuget
Der mit klirrendem Stahl den Bart mir Jünglinge
mähte;
Wenn der Sklave Crispin, ein Theil aus dem Pöbel
am Nilstrom,
Ist die Schulter hinab das tyrische leichte ^{o)} Gewand wirft,
Zieht am schwitzenden Finger den goldnen Sommers
ring ^{p)} lüftet,
Nicht vermögend, die Bürde der größern Gemme zu
tragen;
Schwer ist's keine Satire zu schreiben.

Wie bis zum Sprechen getroffen stellt er (3, 73.)
den leichtfertigen Griechen dar, der den Römern

ⁿ⁾ Wahrscheinlich ein Barbier, Namens Cinnamus, der durch die Geschenke einer reichen Frau selbst reich geworden und zum Ritterstande emporgestiegen war.

^{o)} Und doch für den Weichling zu schwere.

^{p)} Man wechselte also mit den Jahreszeiten die Ringe, wie die Kleider.

jener Zeit ungefähr das war, was vor mehreren Jahrzehnten der Gallier uns!

Schnell von Verstand, das Schlimmste zu wagen
bereit, mit der Zunge
Rasch und berebter so gar, als einst Isäus. Für wen,
sprich,
Nimmst du den Fremdling? Er bringt in sich uns jeg-
lichen Künstler,
Bringt den Grammatiker, Rhetor, den Feldmesser,
Mahler und Salker,
Arist, Seiltänzer und Augur und Magus. Der hung-
rige Grieche,
Alles versteht er. Du winkst, und er schwingt sich
hinauf in den Himmel.

Was gleicht an nachdrücklichem Ernste dem An-
griffe, den er (2, 1—28.) auf die Heuchler thut!

Ueber die Sauromaten hinaus und über das Eis-
meer
Möcht' ich fliehen, wenn die von Sitten zu reden
beginnen,
Die sich wie Curier stellen und Bacchanalien leben.
Unwissend sind sie zuerst, wiewohl aus Gyps ein Chrys-
sippus, 9)
Jeden Winkel erfüllt, denn für den vollkommensten
hält sich,
Wer des Pittakus Bild, Stagira's Weisen sich kauft,
Und mit der Büste Kleanths die Bücherschränke ver-
zieret.
Ihrer Stirne gebührt kein Vertrauen: denn wimmelt
nicht jede
Straße von schamloser Brut? Du straffst das Laster
und bist doch,

Alle

9) Für die Bildnisse der vorzüglichsten Weisen.

Alle wissen es, bist der sokratischen Wüßlinge Abs-
schaum *)

Wortkarg sind sie und lieben die Tugend des Schweis-
gens und tragen

Kürzeres Haar, als die Braunen der Augen. *) Of-
fener also

Und gerader erscheint Peribemius. Er, durch das
Schicksal

Schwelger und Lüßling, verräth, was er ist, in Gang
und Geberde.

Solcherley Thorheit verdient Erbarmen; selber die
Wuth giebt

Ihr auf Verjähmung ein Recht. Doch schlimmer ist,
wer mit Alcidents

Werten *) das Laster bestürmt, und, Tugend führend
im Munde,

Heimlicher Unzucht fröhnt. „Vor dem Sextus sollt'
ich mich scheuen,

Sagt der verruchte Varill, vor dem Weichling? Bin
ich denn schlechter?

Spotten dürfen nur Weishe des Mohnen, Gerade des
Strummbeins. —

Ha wer duldet die Gracchen, die über Empörungen
seuffzen?

Oder wer mischt nicht das Meer mit dem Himmel,
mit diesem die Erde,

Wenn dem Verres ein Dieb mißfällt, ein Mörder dem
Milo?

*) Einer der Schändlichen, die durch ihr Leben Sokrates
Lehren, die sie im Munde führen, Lügen strafen.

*) Der wahre und zugleich einfachste Sinn dieser Worte
ist wohl kein anderer, als: diese heuchlerische Weisen
suchen, nach Art der Stoiker, um sich ein raues ern-
stes Ansehn zu geben, ihr Haar so kurz, daß ihre Au-
genbraunen lang dagegen erschienen.

*) Ernstlich, wie Herkules, beim Prodikos, die Wollust.

Clodius Buhler verfolgt? Catilina Cethegen bezüchtigt?
Und sich gegen die Axt die Jüglinge Sulla's „) er-
eifern?

Mit wie gewählten Farben entwirft er (6, 160.)
das Bild einer auf Familie und Vorzüge einge-
bildeten Frau!

Also zu reizen vermag aus diesem Haufen x) dich
keine?

Nun sie sey schön und gewandt, sey reich und frucht-
bar, mit alten

Ahnenbildern, dem Schmuck der Hallen, umgeben und
reiner,

Als die beherzt in den Kampf sich stürzenden Töchter
der Kurer.

Sie der seltene Vogel, der schwarze Schwan in dem
Lande, —

Wirst du ein Weib, das alles besitzt, ertragen? O
lieber,

Lieber ein Mädchen vom Land, als Cornelia, dich,
der Gracchen

Mutter, wenn du zugleich mit großen Tugenden stolze
Augenbraunen vermählst und Triumphe zählst zur
Mitgift.

Laß, ich bitte dich, laß den Annibal, laß des be-
siegtsten

Synhar Lager! Hinweg mit deinem ganzen Carthago!

Mit wie nicht minder treffenden Zügen das Bild
der gelehrten! (434.)

Lästiger noch ist die Frau, die, während des Mah-
les, den Sänger

„) Octav, Anton und Lepidus.

x) Es war vorher von wollüstigen, spielsüchtigen und
ausschweifenden Wesern die Rede gewesen.

Mantua's preiset, und ihm den Tod Elifens — ver-
zeihet,

Dichter paart und vergleicht, in die eine Schale den
Maro

Und den Vater Homer in die andre leget und wäget.
Redner stehen ihr nach, Sprachlehrer erliegen, der
ganze

Hause verstummt; Eschwalter und Dräco schweiget;
es schweiget

Jedes andere Weib: so gewaltig strömen die Worte;
So viel Becken, man wähnt's, und so viel Schellen
ertönen.

Keiner ermüdet hinfort ein Erz, und keiner die Lu-
ba. 7)

Sie die Eine vermag der kreisenden Luna zu helfen.

Ich habe diese Stellen nicht mühsam zusammengesucht und nicht nöthig gehabt es zu thun, da Juvenal, stets von dem nämlichen Feuer durchdrungen, überall mit gleicher Stärke und Wahrheit schreibt. Wenn er, ich möchte sagen, an gediegenen Gedanken und eigentlichen Betrachtungen ärmer ist; als Horaz, so bleibt ihm dagegen das Lob, daß seine Schilderungen so reich und die einzelnen Züge in ihnen so bedeutend sind, daß beide sich so gut, wie gewichtige Sentenzen, ins Gedächtniß senken und in der That nicht minder häufig angeführt werden, als die Kern- und Sittensprüche seines Vorgängers.

§ 2

7) Wie der Pöbel der alten Zeit und die Sinesen heute noch bey einer eintretenden Mondfinsterniß zu thun pflegen.

Bis hieher könnte es zweifelhaft scheinen, welcher von beiden Dichtern gegründete Ansprüche auf Beyfall habe, ob der frühere oder der spätere; weniger verlegen dürfte man vielleicht über die Beantwortung der Frage seyn, wenn von der Art, wie beyde ihre Ideen ordnen und verbinden, die Rede ist. Meine Leser wissen bereits, daß Juvenal seinen Pfad größtentheils ruhig verfolgt, daß er sich selten eine Abschweifung erlaubt, und die Gränzen des philosophischen Gebiethes beynah absichtlich vermeidet. Aber Juvenal bleibt nicht bloß seinem Entwurfe getreu; er ist überhaupt, wie Persius, ein sehr methodischer Dichter, und gesteht der kalten Ueberlegung an der Anlage und dem Plane seiner Gedichte mehr Antheil zu, als ihr gebührt. Wenn er (Sat. 6.) seinen Freund Urfidius Postumus vom Heirathen abmahnen und ihn für die Vorzüge des ledigen Standes gewinnen will, so stellt er ihm die Laster des weiblichen Geschlechts vor Augen, und zählt selbige der Reihe nach auf. Wenn er das traurige Loos des Gelehrten schildert, (Sat. 7.) so zeigt er zuerst, wie man dem Dichter mitspiele, dann, wie fruchtlos die Mühe des Geschichtschreibers sey, hierauf, was der Rechtsgelehrte und Sachwalter zu dulden habe, und endlich, wie schlecht der Grammatiker und Rhetor belohnt werde. Wenn er (Sat. 10.) den Satz ausführen will, daß der Mensch gewöhnlich

die wahren Güter des Lebens erkenne und nach Scheingütern laufe, so geht er die Güter durch, die man für achtungswerth hält, und beweist, daß Reichthum, Ehre, Beredsamkeit, Kriegsrühm, langes Leben und Schönheit eitel sey. So oder ungefähr so sind alle Satiren Juvenals angelegt. Der Leser findet ohne Mühe den Faden und ist nicht in Gefahr ihn zu verlieren; vielmehr schreitet er ruhig von Satz zu Satz fort und kann, ohne durch die Dunkelheit des innern Zusammenhangs aufgehalten zu werden, seine Aufmerksamkeit ungestört auf das Einzelne richten. Aber dafür büßt er auch alle die mannigfaltigen feinern Schönheiten ein, die im Horaz entzücken und die Mühe des Verstehens so reichlich belohnen. Hier eröffnet ihm kein rascher Uebergang eine unerwartet reizende Aussicht; hier unterbricht kein Dialog von Umfang die Einerleyheit des Vortrags; hier wechselt strafender Ernst nicht mit launigtem Spotte; hier mildert kein äsopischer Apolog von Zeit zu Zeit die didaktische Trockenheit. Juvenal, so scheint es, hat, im Vertrauen auf die Gewalt seiner Sprache und auf den Reichthum, womit seine Einbildungskraft jedes Gemählde auszustatten weiß, aller andern poetischen Hülfsmittel und Verschönerungen entbehren zu können geglaubt, und sich, in Absicht der seinen Werken zu geben.

den Form, lieber an den Persius, als an den ältern Dichter, halten wollen.

Und vielleicht hat er nur um so besser gethan, daß er es aufgegeben hat, die Manier Horazens nachzubilden: denn in der That geht ihm eines der nöthigsten Erfordernisse ab, um sich in ihr mit Glück zu versuchen. So sehr nämlich die Sprache Juvenals Jedem Genüge leistet, wenn von Würde, Adel und Stärke die Rede ist, so kann man sich gleichwohl nicht verhehlen, daß ihr Leichtigkeit, Geschmeidigkeit und Grazie gänzlich fehlen. Die Kürze, deren er sich befließigt, verleitet ihn so gut, wie den Persius, zu Dunkelheiten; das Fagen nach vorzüglich starken und viel-sagenden Ausdrücken giebt seiner Schreibart gerade, wie der Schreibart des erstern, nicht selten ein steifes Ansehn, und die Wahl seiner Metaphern stimmt ebenfalls nicht immer mit den Forderungen des guten Geschmacks zusammen, und seine Gleichnisse überschreiten oft das Maß, das man einer Vergleichung zugesteht. Ueberhaupt kann er so wenig, als sein nächster Vorgänger, einen gewissen rhetorischen Geist, der aus der Schule in seine Gedichte übergegangen ist, z) ver-

z) H. König in seiner Prolusion de satira Romana sagt p. 47. sehr richtig: Animadverti potest in Juvenalē rerum cognitio summa et exquisita doctrina, qua saepe cum ad lectorem voluptate tenendum, cum ad imagines vitiorum ardentibus coloribus adumbrandas feliciter utitur.

läugnen, und eben dieser rhetorische Geist ist es, der, verbunden mit dem Zwange, den Verhältnisse und Umgebungen dem Satiriker auflegten, in seine Darstellungen einen nachtheiligen Einfluß gehabt und jenen freien und natürlichen Ton, der im Horaz gefällt, aus ihnen verdrängt hat. Man muß zugeben, daß die Aufgaben, die er behandelt, ausgearbeiteter, sein Vortrag beredter und sein Vers vollendeter ist, als der horazische, aber man muß zugleich einräumen, daß der Aufwand an Fleiß sichtbar und die Spuren der Eile nicht ganz verwischt sind.

Meine Leser werden die Bestätigung von mehreren meiner Behauptungen bereits in den kleinen aus dem Juvenal ihnen mitgetheilten Proben gefunden haben. Ich trage indeß um so weniger Bedenken, zur bessern Einsicht in seine Manier und Denkungsart, eine ganze Satire von ihm hier übersetzt einzurücken, da er gewiß vor vielen andern Dichtern der Uebertragung in unsere Sprache werth ist, und die bis igt unter uns bekannt gewordenen Versuche mehr zu neuen auffodern,

Æ 4

Cui rei autem cum nimis indulgeat, nonnunquam artem ostendit, ubi dissimulare eam satius fuisset, et declamatorem agit frigidum, ubi lectoris animum sensus veritate movere debuisset. Man wird sich hierbei von selbst an die Stelle aus der Vita erinnern, die ich in der Note c) angeführt habe.

als davon zurückschrecken. Meine Wahl hat die vierte Satire getroffen, theils, weil sie mehrere merkwürdige Belege zu der Schilderung des Zeitalters Juvenal's, die ich in der Einleitung gegeben habe, enthält, theils, weil sie, was bey den Satiren dieses Dichters nicht immer der Fall ist, sich ohne Erröthen lesen läßt. Ihr Gegenstand ist die Schwelgerey, der Römer. Ein von Crispin, dem Lieblinge Domitians, theuer erkaufter Mulus veranlaßt die Beschreibung einer Rathsversammlung, die der letztere zusammenberief, um über das Schicksal eines Rhombus von seltener Größe, den er erhalten hatte, einen Schluß zu fassen.

Ha, schon wieder Crispin! ^{a)} und oft noch wird
 mir der Unmensch
 Rede stehen, der Sklave der Laster, der sie durch seine
 Tugend versöhnt: ein Weichling, ein Held allein in
 der Wollust,
 Jubelnd um alles, nur nicht um die welken Reize der
 Wittwen, ^{b)}
 Doch, was nützt es ihm in langen Portiken sein
 Lastthier

^{a)} Crispin, in der ersten Satire B. 26. bereits erwähnt, nach seiner Herkunft (B. 32. 33.) ein Sklave aus Aegypten, nach seinem Gewerbe ein Fischhändler, schwang sich zum Ritter und Günstling Domitians empor.

^{b)} Weil er, bey seinen großen Reichthümern, sich so weit herabzulassen nicht nöthig hatte. Bekanntlich wurden begüterte Wittwen von armen Liebhabern gesucht

Müde zu jagen, umher in des Lusthains Schatten zu
traben
Und viel Hufen am Markt c) und der Häuser viel zu
kaufen? —
Kein Verrüchter ist glücklich, am mindesten er, der
Verführer
Und der Schänder, bey dem die verschleperte Pries-
terin d) neulich
Schlief, nicht achtend des Spruchs, der zum Grab
sie, lebend, verdammt. 10
Aber für ist von kleinern Vergehen; — und dennoch
— verübte
Solches ein andrer, ihn hätte der Sittenrichter ge-
züchtigt.
Denn, was Sextus verwirft und Titius tabelt, e) es
zieht nur
Unserm Crispin. Was soll auch die Rüge? die scheus-
liche Larve
Brandmarkt stärker, als alle Verbrechen: Den Mul-
lus f) bezahlt er 15

Æ 5

c) Gärten innerhalb der Stadt, oder doch Besitzungen
nahe bey der Stadt.

d) Die vestalische Jungfrau.

e) Namen zweyer Rechtsgelehrten. Billig sollten die
Worte et tamen — persona est in den Ausgaben ein-
geschlossen werden: denn de factis levioribus hängt of-
tenbar mit nullum emic zusammen, und was dazwi-
schen sich drängt, ist eine bloße Betrachtung des Dich-
ters.

f) Die Seebarbe, von der Plinius IX. 17. s. 30. sagt:
Binas libras ponderis raro exsuperat; bey Bloch (Natur-
geschichte der Fische Deutschlands Th. II. S. 111.)
der gestreifte Rothbart, mullus corpore rubro, stris
luteis.

Mit sechs tausend. So viel der Pfunde, so viel der
Sesterzen,

Wie der Haufen vermerkt, der stets das Große ver-
größert.

Loben würd' ich den Kniff des Käufers, - hätt' er zum
ersten

Erben durch das Geschenk sich verwaisten Greisen em-
pfohlen,

Oder, was mehr noch frommt, es der mächtigen
Freundinn gesendet, 20

Die in dem großen, mit Spiegeln verschlossenen, Ges-
sel sich brüstet.

Hoffe das nicht! er kaufte für sich. Hier sehen wir
vieles

Was der Knicker Apiz, der Arme, g) nicht wagte.
So reichlich

Zahlst du, Crispin, der du einst im Papyrus, dem
Sklavengewande

Deiner Heimath, h) erschienst, für Schuppen. Du
hättest den Fischer 25

Schier wohlfeiler gekauft, als den Fisch. Um Preise,
wie dieser,

Kaufst du dir in der Provinz ein Feld. in Apulien
Güter. i)

Was für ein Mahl muß erst der mächtige Indupera-
tor k)

g) Frontisch, in Vergleichung mit Crispin. Apicius ge-
hörte unter die vorzüglichsten Schwelger Roms.

h) Aus dem Baste des Papyrus sagt Plinius XIII. 11.
f. 22. verfertigen die Aegyptier Segel und Decken,
auch Kleider, Matrazen und Sella.

i) Die Ländereien in dem bergichten Apulien waren
wohlfeiler, als in dem fruchtbaren Afrika und andern
römischen Provinzen.

k) Domitian, der alte Ausdruck für den gewöhnlichen
Imperator.

Niederschlucken, wenn schon so viele Gesserzen, in einem
Einzigem kleinen, am Rand der Tafel gestellten, Ge-
richte, 30

Seines großen Palastes bepürperter Scurra hinab-
würgt, 2)

Er, nun der Erste der Ritter, der einst mit gellender
Stimme

Pharus Waare, m) den Wels, seinem Landsmann,
öffentlich feilboth.

Auf, Kalliope, auf! Hier laß uns weilen! Nicht
dichten,

Sagen will ich, was wirklich geschah. Pierische Mäd-
chen, 35

Redet! Es sey mir Verdienst in euch n) die Mädchen
zu grüssen.

Als den erschöpften Kreis der Welt der Flavier
letzter

Wüthend zerfleischte und Rom vor dem lahlen Nero o)
sich beugte,

1) Mit andern Worten: wenn eine einzige Nebenschüs-
sel so viel kostet.

m) Aegyptische Waare, (man vergl. die Anm. a.) nach
der vor der Kritik sich gewiß rechtfertigenden Lesart
Pharia de merce. Juvenals Silurus ist unstreitig der
zum Welsgeschlechte gehörende Langbart Silurus Cha-
rias oder Scheitan niloticus, (Bloch in dem angez.
Werke Th. I. S. 247.) ein etwa zwölf bis funfzehn
Zoll erreichender Fisch, der häufig im Nil gefunden
wird.

n) Die ihr in die Classe der alten Jungfern gehört und
überdem nicht in dem besten Rufe, von Seiten der
Keuschheit, steht,

o) Vor Domitian. Sueton in Vit. Domit. 12.

Schwamm in Adria's Meer ein unendlicher herrlicher
Rhombus *p)*

Hin vor Cypriens Haus, das im dorisch Ankon em-
porsteigt, *q)* 40

Und erfüllte das Netz: denn kleiner nicht war er, als
jene,

Die das mäotische Eis *r)* verschließet; bis es, von
Phöbus

Strahlen gelöst, die trüg hinbrütenden, unter der
kalten

Rinde genährten, zuletzt in des Pontus Mündungen
ausgießt.

Weislich bestimmt dem Haupte der Priester *s)* des
Nachens und Netzes 45

Herr den seltenen Fund: denn solchen Fisch zu ver-
handeln

Oder zu kaufen, wer darf sich erfreuen, da jenes
Gestade

Tausend Augen umlauern und all' im Schilfe zerstreu-
ten

Späher rechten sogleich mit dem nackten Ruderer
würden,

Sagend, es sey dieß Wunder von Fisch der Entron-
nenen einer, 50

Lange genährt in den weiten Behältern Cäsars, und
müsse,

p) Eine Steinbütte, bey Bloch Th. II. S. 53. *Pleuro-nectes tuberculis ossis scaber.*

q) Ankona, das mit einem Tempel der Venus prangte (Catull 36, 13.), war von den Syrakusern, also von Dorern, angelegt worden.

r) Das Meer von Asow, bekanntlich eins der fischreich-
sten.

s) Dem Domitian, mit Hinsicht jedoch auf die berück-
tigten *coenae pontificum*, deren Horaz-Carm. II. 14, 28.
und andere erwähnen.

Er, der Flüchtling, zurück zu dem Herrn des Eigenthums kehren.

Ist doch, wenn wir dem Wort des Armillatus und Sura²⁾

Frauen, alles, was schön und herrlich im offenen Meere

Und wo es schwimmt, ein Theil des Piceus. So wird er denn schenken, 55

Daß er nicht sterbe. — Verdrängt ward schon vom Winter der feuchte

Tödtende Herbst, schon hofften die Fieberkranken³⁾ Erholung; 4)

Wild auf brauste das Meer im Sturm und bewahrte die Beute

Frisch; doch eilte der Fischer, wie wenn der Auster ihn dränge.

Als er die See erreicht, wo sich noch auf Alba's Ruinen 60

Troja's Feuer erhält und die kleinere Vesta verehrt wird, 5)

Stemmet am Eingang ihm das staunende Volk sich entgegen,

Doch nicht lange, so weicht's und es raffelt das Thor in den Angeln.

•) Nahmen zweyer Angeber und Schmeichler.

2) Oder nach dem Texte: Sie hoffen das täglich wiederkehrende Fieber würde sich in ein viertägiges, minder gefährliches verwandeln.

3) Ungeachtet Alba Longa vom Tullus Hostilius zerstört ward, so verehrte man gleichwohl daselbst die Göttin Vesta, obgleich in einem kleinern Tempel, als der ihr zu Rom gewidmete war. Eine Villa, in der Nähe Alba's, diente dem Kaiser Domitian gewöhnlich zum Aufenthalte.

Draußen schauen die Väter, dem zugelassenen Fisch
nach, ^{γ)}

Und der Picener tritt zum Atriden. „Empfange, so
sagt er, 65

Was für gemeinen Heerd zu groß ist! Weihe den
schönen

Tag der Freude! Wohlan! entlade den Wagen der
Mastung

Und verzehre den Rhombus, für dein Jahrhundert er-
halten!

Selber hat er das Netz gesucht. Was ist Klärer?¹¹
Und dennoch

Strubten darob die Flossen sich ihm. ^{z)} Wer ein-
mahl den Menschen 70

Groß und ein Gott heißt, wagt das Unglaubliche von
sich zu glauben.

Aber zu klein sind nun für den Fisch die Schüs-
seln. Gerufen

Werden daher zum Rath die Edeln. Es haßte sie
Cäsar,

Und auf Aller Gesicht saß jener traurigen, großen
Freundschaft Blässe. Zuerst, als der Ruf des Libur-
ners ^{a)} erschallte; 75

γ) So viel ich einsehe, hat der neueste Ausleger Ju-
venals diesen Vers nicht richtig gedeutet. Exclusi geht
keinesweges auf urbs sondern auf valvae und wird dem
admissa spöttisch entgegengesetzt. Der Fisch mit dem
picenischen Fischer (V. 65.) wurde sogleich vor den
Monarchen (den Atriden) gelassen; die Väter müssen
ihm nachsehen, und warten, bis man sie ruft.

z) Zu deutlichem Beweis, daß er sich nicht gern fangen
ließ.

a) Des liburnischen Heroldes oder Sklaven.

„Eilet, er sitzt schon!“ lief, um die Schulter werfend.
den Mantel. ^{b)}

Pegasus, Meyer vordem, ist staunender Bürger Ge-
biether. ^{c)}

Aber wo sind heut' andre Präfecten? Einer der besten
War er jedoch, der Gesetze unsträflicher Hüter, wie-
wohl er¹

Ohne Waffen ^{d)} das Recht in so scheuslicher Zeit zu
verwalten 80

Allen empfiehlt. Auch Crispus erschien, ein freundli-
cher Alter,

Liebreich, wenn er zu reden begann, von Sitten und
Geiste

Mild. Wer hätte dem Herrn der Erde, des Meers
und der Völker

Dienen können, wie er, dürft' unter solchem Ver-
derber

Frei sich öffnen der Mund und Mordgier strafen und
edel 85

Rathen? Aber was ist, wie das Ohr der Tyrannen,
verwundbar?

^{b)} Das Abzeichen der Stoiker, zu welcher Secte der
Rechtsgelehrte Pegasus sich bekannte.

^{c)} Die Frage des folgenden Verses *Anne aliud tunc*
(oder vielleicht *nunc*) *praefecti*? zeigt, dünkt mich, deut-
lich an, daß *villicus* nicht mit *urbi* verbunden und für
procurator urbis genommen, sondern *modo villicus* in
Commata geschlossen und das Ganze übersetzt werden
muß: „Er, ohnlängst noch Verwalter eines Landgü-
tes, hatte, zum Staunen aller Bürger, die Aufsicht
über Rom erhalten. Doch vornehme und angesehene
Präfecten waren in jenen Tagen eine Seltenheit, und
Pegasus gehörte, wenigstens von Seiten seines Cha-
rakters, zu den vorzüglichern.“

^{d)} Mit aller Nachgiebigkeit gegen den Cäsar.

den Form, lieber an den Persius, als an den ältern Dichter, halten wollen.

Und vielleicht hat er nur um so besser gethan, daß er es aufgegeben hat, die Manier Horazens nachzubilden: denn in der That geht ihm eines der nöthigsten Erfordernisse ab, um sich in ihr mit Glück zu versuchen. So sehr nämlich die Sprache Juvenals Jedem Genüge leistet, wenn von Würde, Adel und Stärke die Rede ist, so kann man sich gleichwohl nicht verhehlen, daß ihr Leichtigkeit, Geschmeidigkeit und Grazie gänzlich fehlen. Die Kürze, deren er sich befließigt, verleitet ihn so gut, wie den Persius, zu Dunkelheiten; das Fagen nach vorzüglich starken und viel-sagenden Ausdrücken giebt seiner Schreibart gerade, wie der Schreibart des erstern, nicht selten ein steifes Ansehn, und die Wahl seiner Metaphern stimmt ebenfalls nicht immer mit den Forderungen des guten Geschmacks zusammen, und seine Gleichnisse überschreiten oft das Maß, das man einer Vergleichung zugesteht. Ueberhaupt kann er so wenig, als sein nächster Vorgänger, einen gewissen rhetorischen Geist, der aus der Schule in seine Gedichte übergegangen ist, z) ver-

z) H. König in seiner Prolosion de satira Romana sagt p. 47. sehr richtig: Animadverti potest in Juvenalé rerum cognitio summa et exquisita doctrina, qua saepe cum ad lectorem voluptate tenendum, tum ad imagines vitorum ardentibus coloribus adumbrandas feliciter utitur.

läugnen, und eben dieser rhetorische Geist ist es, der, verbunden mit dem Zwange, den Verhältnisse und Umgebungen dem Satiriker auslegten, in seine Darstellungen einen nachtheiligen Einfluß gehabt und jenen freien und natürlichen Ton, der im Horaz gefällt, aus ihnen verdrängt hat. Man muß zugeben, daß die Aufgaben, die er behandelt, ausgearbeiteter, sein Vortrag bereiteter und sein Vers vollendeter ist, als der horazische, aber man muß zugleich einräumen, daß der Aufwand an Fleiß sichtbar und die Spuren der Eile nicht ganz verwischt sind.

Meine Leser werden die Bestätigung von mehreren meiner Behauptungen bereits in den kleinen aus dem Juvenal ihnen mitgetheilten Proben gefunden haben. Ich trage indeß um so weniger Bedenken, zur bessern Einsicht in seine Manier und Denkungsart, eine ganze Satire von ihm hier übersetzt einzurücken, da er gewiß vor vielen andern Dichtern der Uebertragung in unsere Sprache werth ist, und die bis igt unter uns bekannt gewordenen Versuche mehr zu neuen auffodern,

Æ 4

Cui rei autem cum nimis indulgeat, nonnunquam artem ostendit, ubi dissimulare eam satius fuisset, et declamatorem agit frigidum, ubi lectoris animum sensus veritate movere debuisset. Man wird sich hierbei von selbst an die Stelle aus der Vita erinnern, die ich in der Note c) angeführt habe.

als davon zurückschrecken. Meine Wahl hat die vierte Satire getroffen, theils, weil sie mehrere merkwürdige Belege zu der Schilderung des Zeitalters Juvenal's, die ich in der Einleitung gegeben habe, enthält, theils, weil sie, was bey den Satiren dieses Dichters nicht immer der Fall ist, sich ohne Erröthen lesen läßt. Ihr Gegenstand ist die Schwelgerey, der Römer. Ein von Crispin, dem Lieblinge Domitians, theuer erkaufter Mullus veranlaßt die Beschreibung einer Rathsversammlung, die der letztere zusammenberief, um über das Schicksal eines Rhombus von seltener Größe, den er erhalten hatte, einen Schluß zu fassen.

Ha, schon wieder Crispin! ^{a)} und oft noch wird
 mir der Unmensch
 Rede stehen, der Sklave der Laster, der sie durch keine
 Tugend versöhnt: ein Weichling, ein Held allein in
 der Wollust,
 Buhlend um alles, nur nicht um die welken Reize der
 Wittwen, ^{b)}
 Doch, was nützt es ihm in langen Portiken sein
 Lastthier

^{a)} Crispin, in der ersten Satire B. 26. bereits erwähnt, nach seiner Herkunft (B. 32. 33.) ein Sklave aus Aegypten, nach seinem Gewerbe ein Fischhändler, schwang sich zum Ritter und Günstling Domitians empor.

^{b)} Weil er, bey seinen großen Reichthümern, sich so weit herabzulassen nicht nöthig hatte. Bekanntlich wurden begüterte Wittwen von armen Liebhabern gesucht

Müde zu jagen, umher in des Lusthains Schatten zu
traben

Und viel Hufen am Markt c) und der Hänsler viel zu
kaufen? —

Kein Verrüchter ist glücklich, am mindesten er, der
Verführer

Und der Schänder, bey dem die verschleierte Pries-
terin d) neulich

Schlies, nicht achtend des Spruchs, der zum Grab
sie, lebend, verdammt. 10

Aber für ist von kleinern Vergehen; — und dennoch
— verübte

Solches ein andrer, ihn hätte der Sittenrichter ge-
züchtigt.

Denn, was Sertus verwirft und Titius tadelst, e) es
zieht nur

Unserm Crispin. Was soll auch die Rüge? die schens-
liche Larve

Brandmarkt stärker, als alle Verbrechen: Den Mulus f) bezahlt er 15

Æ 5

c) Gärten innerhalb der Stadt, oder doch Besitzungen
nahe bey der Stadt.

d) Die vestalische Jungfrau.

e) Namen zweyer Rechtsgelehrten. Billig sollten die
Worte et tamen — persona est in den Ausgaben ein-
geschlossen werden: denn de factis levioribus hängt of-
tenbar mit nullum enim zusammen, und was dazwi-
schen sich drängt, ist eine bloße Betrachtung des Dich-
ters.

f) Die Seebarbe, von der Plinius IX. 17. s. 30. sagt:
Binas libras ponderis raro exsuperat, bey Bloch (Natur-
geschichte der Fische Deutschlands Th. II. S. 111.)
der gestreifte Rothbart, mullus corpore rubro, stris
luteis.

Mit sechs tausend. So viel der Pfunde, so viel der
Sesterzen,

Wie der Haufen vermerkt, der stets das Große ver-
größert.

Loben würd' ich den Kniff des Käufers, - hätt' er zum
ersten

Erben durch das Geschenk sich vermaisten Greisen em-
pfohlen,

Oder, was mehr noch frommt, es der mächtigen
Freundinn gesendet, 20

Die in dem großen, mit Spiegeln verschlossenen, Ges-
sel sich brüstet.

Hoffe das nicht! er kaufte für sich. Hier sehen wir
vieles

Was der Knicker Apiz, der Arme, g) nicht wagte.
So reichlich

Zahlst du, Crispin, der du einst im Papyrus, dem
Sklavengewande

Deiner Heimath, h) erschienst, für Schuppen. Du
härtest den Fischer 25

Schier wohlfeiler gekauft, als den Fisch. Um Preise,
wie dieser,

Kaufst du dir in der Provinz ein Feld. in Apulien
Güter. i)

Was für ein Mahl muß erst der mächtige Indupera-
tor k)

g) Ironisch, in Vergleichung mit Crispin. Apicius ge-
hörte unter die vorzüglichsten Schwelger Roms.

h) Aus dem Bast des Papyrus sagt Plinius XIII. 11.
f. 22. verfertigen die Aegyptier Segel und Decken,
auch Kleider, Matrazen und Selle.

i) Die Ländereien in dem bergichten Apulien waren
wohlfeiler, als in dem fruchtbaren Afrika und andern
römischen Provinzen.

k) Domitian, der alte Ausdruck für den gewöhnlichen
Imperator.

Niederschlucken, wenn schon so viele Gesserzen, in einem
Einzigem kleinen, am Rand der Tafel gestellten, Ge-
richte, 30

Seines großen Palastes bepürpelter Scurra hinab-
würgt, l)

Er, nun der Erste der Ritter, der einst mit gellender
Stimme

Pharus Waare, m) den Wels, seinem Landsmann,
öffentlich feilboth.

Auf, Kalliope, auf! Hier laß uns weilen! Nicht
dichten,

Sagen will ich, was wirklich geschah. Pierische Mäd-
chen, 35

Redet! Es sey mir Verdienst in euch n) die Mädchen
zu grüssen.

Als den erschöpften Kreis der Welt der Flavier
lexter

Wüthend zerfleischte und Rom vor dem fahlen Nero o)
sich beugte,

l) Mit andern Worten: wenn eine einzige Nebenschüs-
sel so viel kostet.

m) Aegyptische Waare, (man vergl. die Anm. a.) nach
der vor der Kritik sich gewiß rechtfertigenden Lesart
Pharia de merce. Juvenals Silurus ist unstreitig der
zum Welsgeschlechte gehörende Langbart Silurus Cha-
rias oder Scheitan niloticus, (Bloch in dem angez.
Werke Th. I. S. 247.) ein etwa zwölf bis funfzehn
Zoll erreichender Fisch, der häufig im Nil gefunden
wird.

n) Die ihr in die Classe der alten Jungfern gehört und
überdem nicht in dem besten Rufe, von Seiten der
Keuschheit, steht,

o) Vor Domitian. Sueton in *Vit. Domit.* 12.

Schwamm in Adria's Meer ein unendlicher herrlicher
Rhombus *p)*

Hin vor Cypriens Haus, das im dorisch Ankon em-
porsteigt, *q)* 40

Und erfüllte das Netz: denn kleiner nicht war er, als
jene,

Die das mäotische Eis *r)* verschließet; bis es, von
Phöbus

Strahlen gelöst, die trüg hinbrütenden, unter der
kalten

Rinde genährten, zuletzt in des Pontus Mündungen
ausgießt.

Weislich bestimmt dem Haupte der Priester *s)* des
Nachens und Netzes 45

Herr den seltenen Fund: denn solchen Fisch zu ver-
handeln

Oder zu kaufen, wer darf sich erfreuen, da jenes
Gestade

Tausend Augen umlauern und all' im Schilfe zerstreu-
ten

Späher rechten sogleich mit dem nackten Ruderer
würden,

Sagend, es sey dieß Wunder von Fisch der Entron-
nenen einer, 50

Lange genährt in den weiten Behältern Cäsars, und
müsse,

p) Eine Steinbütte, bey Bloch Th. II. S. 53. Pleuro-
nectes tuberculis ossis scaber.

q) Antona, das mit einem Tempel der Venus prangte
(Catull 36, 13.), war von den Syrakusern, also von
Dorern, angelegt worden.

r) Das Meer von Asow, bekanntlich eins der fischreich-
sten.

s) Dem Domitian, mit Hinsicht jedoch auf die berück-
tigten coenae pontificum, deren Horaz-Carm. II. 14, 28.
und andere erwähnen.

Er, der Flüchtling, zurück zu dem Herrn des Eigenthums kehren.

Ist doch, wenn wir dem Wort des Armillatus und Gura^{c)}

Erauen, alles, was schön und herrlich im offenen Meere

Und wo es schwimmt, ein Theil des Piceus. So wird er denn schenken, 55

Daß er nicht sterbe. — Verdrängt ward schon vom Winter der feuchte

Tödtende Herbst, schon hofften die Fieberkranken¹ Erholung; ^{u)}

Wild auf brauste das Meer im Sturm und bewahrte die Beute

Frisch; doch eilte der Fischer, wie wenn der Auster ihn dränge.

Als er die See erreicht, wo sich noch auf Alba's Ruinen 60

Troja's Feuer erhält und die kleinere Vesta verehrt wird, ^{x)}

Stemmet am Eingang ihm das staunende Volk sich entgegen,

Doch nicht lange, so weicht's und es raffelt das Thor in den Angeln.

•) Nahmen zweyer Angeber und Schmeichler.

u) Oder nach dem Texte: Sie hoffen das täglich wiederkehrende Fieber würde sich in ein viertägiges, minder gefährliches verwandeln.

x) Ungeachtet Alba Longa vom Tullus Hostilius zerstört ward, so verehrte man gleichwohl daselbst die Göttin Vesta, obgleich in einem kleinern Tempel, als der ihr zu Rom gewidmete war. Eine Villa, in der Nähe Alba's, diente dem Kaiser Domitian gewöhnlich zum Aufenthalte.

Draußen schauen die Väter, dem zugelassenen Fisch
nach, 7)

Und der Picener tritt zum Atriden. „Empfange, so
sagt er, 65

Was für gemeinen Heerd zu groß ist! Weihe den
schönen

Tag der Freude! Wohlan! entlade den Wagen der
Mastung

Und verzehre den Rhombus, für dein Jahrhundert er-
halten!

Selber hat er das Netz gesucht. Was ist Elärer?“
Und dennoch

Sträubten darob die Flocken sich ihm. 2) Wer ein-
mahl den Menschen 70

Groß und ein Gott heißt, wagt das Unglaubliche von
sich zu glauben.

Aber zu klein sind nun für den Fisch die Schüs-
seln. Gerufen

Werden daher zum Rath die Edeln. Es haßte sie
Eläar,

Und auf Aller Gesicht saß jener traurigen, großen
Freundschaft Blässe. Zuerst, als der Ruf des Libur-
ners a) erschallte; 75

7) So viel ich einsehe, hat der neueste Ausleger Ju-
venals diesen Vers nicht richtig gedeutet. Exclusi geht
keinesweges auf urbs sondern auf valvae und wird dem
admissa spöttisch entgegengesetzt. Der Fisch mit dem
picenischen Fischer (V. 65.) wurde sogleich vor den
Monarchen (den Atriden) gelassen; die Väter müssen
ihm nachsehen, und warten, bis man sie ruft.

2) Zu deutlichem Beweis, daß er sich nicht gern fangen
ließ.

a) Des liburnischen Heroldes oder Sklaven.

„Eilet, er sitzt schon!“ lief, um die Schulter werfend,
den Mantel. ^{b)}

Pegasus, Meyer vor dem, ist staunender Bürger Ge-
biether. ^{c)}

Aber wo sind heut' andre Präfecten? Einer der besten
War er jedoch, der Gesetze unsträflicher Hüter, wie-
wohl er

Ohne Waffen ^{d)} das Recht in so scheuslicher Zeit zu
verwalten 80

Allen empfiehlt. Auch Crispus erschien, ein freundli-
cher Alter,

Liebreich, wenn er zu reden begann, von Sitten und
Geiste

Mild. Wer hätte dem Herrn der Erde, des Meers
und der Völker

Dienen können, wie er, dürft' unter solchem Ver-
derber

Frei sich öffnen der Mund und Mordgier strafen und
edel 85

Rathen? Aber was ist, wie das Ohr der Tyrannen,
verwundbar?

b) Das Abzeichen der Stoiker, zu welcher Secte der
Rechtsgelehrte Pegasus sich bekannte.

c) Die Frage des folgenden Verses *Anne aliud tunc
(oder vielleicht nunc) praefecti?* zeigt, dünkt mich, deut-
lich an, daß *villicus* nicht mit *urbi* verbunden und für
procurator urbis genommen, sondern *modo villicus* in
Commata geschlossen und das Ganze übersetzt werden
muß: „Er, ohnlängst noch Verwalter eines Landgus-
tes, hatte, zum Staunen aller Bürger, die Aufsicht
über Rom erhalten. Doch vornehme und angesehene
Präfecten waren in jenen Tagen eine Seltenheit, und
Pegasus gehörte, wenigstens von Seiten seines Cha-
rakters, zu den vorzüglichern.“

d) Mit aller Nachgiebigkeit gegen den Cäsar.

Schon vom Regen mit ihm und vom Sonnensich,
und vom feuchten
Lenze reden vermochte das Leben des Freundes zu ge-
fährden.

Nie versuchte daher sich Crispus gegen den wilden
Strom, auch war er nicht Bürger genug, um, was
er im Herzen

Dachte, kühn zu gestehn und das Leben der Wahrheit
zu opfern;

Und so sah er in Ruh der Winter viel⁹⁰ und der Som-
mer

Achtzig. — An eben dem Hof und durch gleiche Waf-
fen ^{e)} gesichert,

Folgte, der nächste nach ihm, Acil, von einerley Alter,
Diesem ein Jüngling, ^{f)} würdig, daß nicht der grau-
samen Tod ihn

Und das eilende Schwert des Wüthrichs treffe; doch
längst schon.

Ist das Alter, mit edler Geburt verschwifert, ein
Wunder,

Und ein verdächtlicher Sohn der Erde zu heißen, mir
tröstend.

Ach, nichts hat es dem Armen gesommt, daß wider
den Bären

Afrika's er mit dem Spieß sich bewehrte und Alba's
Arena,

Nacht, als Jäger, betrat? Wer kennt der Patricier
Schlaubeit

Heute nicht? oder verwundert ob deinem veralteten
Kunstgriff,

Brus-

e) Durch Schmeicheley und Biegbarkeit.

f) Wahrscheinlich (man vergl. Ruperti) Acilius Sohn.
Um sein Leben zu fristen, stellte er sich adrrisch, wie
Junius Brutus, und kämpfte in der Arena, aber ohne
seinen Zweck zu erreichen.

Brutus, steh noch? Leicht ist's, den bärtigen Kö-
nig g) zu täuschen. —

Nicht mit frohem Gesicht, wiewohl unadelich, h) sog
ihm

Kubrius nach, der alten empörenden Schuld sich ent-
sinnend, i) 105

Und verruchter, als selbst der Cinade, der andern den
Stab brach. k)

Auch der träge Montan erschien und vor ihm sein
Schmeerbauch,

Und Eriepin, ausschwitzend die früh genommenen l)
Salben,

Düste, wie kaum zwei Leichen verbreiten; mit ihm
Pompejus

Grausamer noch, als jener, durch leises Flüstern m)
zu würgen; 110

Und, der Daciens Bevern sein Eingeweide bewahrte,
Fuscus, n) im marmornen Saal der Villa sinnend
auf Schlachten,

Und Bejento der Kluge, gepaart mit dem Henker Ca-
tullus,

g) Einen Tarquin von altmodischer Tracht und einsäl-
tiger Sitte.

h) Und darum den Argwohn weniger reizend.

i) Er stand, wenn wir einem alten Scholion glauben,
im Verdacht, einem noch nicht mannbaren Mädchen
Gewalt angethan zu haben.

k) Nero, der, selbst ein Freund der unnatürlichen Wol-
lust, den Afranius Quintilianus in einem Schmäbge-
dichte dieses Lasters beschuldigte.

l) In der Regel salbte man sich erst vor der Mahlzeit.

m) Durch heimliche Anflaen.

n) Er wurde vom Domitian gegen die Dacier gesendet,
und verlor in einem Treffen gegen sie sein Leben.

Der in Liebe für nie gesehene Schönen o) entbrannte;
Ein, noch für unsere Zeit bemerkbares, seltenes Un-
thier, 115

Schmeichler und blind, von der Brücke p) zum Rath
des Fürsten befördert,

Würdig, wie vor, an den Achsen der Ariciner q) zu
betteln

Und in die Wagen hinein viel schmeichelnde Küsse zu
werfen.

Keiner bestaunte, wie er, den Rhombus. „Herrlicher
Anblick!

Herrlich!“ rief er, zur Linken gewendet, aber zur
Rechten 120

Sag ihm das Thier. So pries er der Fechter Wunden
und Kämpfe

Und das Pegma und die zu den Welen erhobenen Kna-
ben. r)

Ruhiger zeigt sich nicht Vesento. Wie von Bellonens
Stachel gereizt, s) weissagt er und ruft begeistert:

„Es deutet,

Dieß, o Cäsar, fürwahr auf einen der größten Tri-
umphe. 125

Irgend ein König fällt in Fesseln, oder es stürzt

o) Weil er, wie Juvenal B. 117. sagt und Plinius
Epist. II. 22. bestätigt, sein Gesicht verloren hatte.

p) Wo er einst die Vorübergehenden um ein Almosen
ansprach.

q) Derer, die von Aricia, auf der appischen Straße,
nach Rom fahren.

r) Die, auf künstlich erbautem Gerüste, bis an das, aus
Segeltuch verfertigte, Obdach des Theaters hinaufge-
zogenen Knaben.

s) Fanatische Wuth und ausschweifende Gebräuche be-
gleiteten den Dienst der Bellona, wie den der Cybele.

Von dem britannischen Wagen *) Arviragus. Fremd u)
ist das Seethier.

Siehst du nicht auf dem Rücken die starrenden Spi-
gen? x) Nur Eines

War ihm zu wissen vermehrt, — des Rhombus Jahr
und Geburtsort.

„Nun was meinst du? Zerschneiden wir ihn?“ y)

Montanus erwiedert: 130

„Nein, dann würd' er beschimpft. Eine irdene Schüs-
sel, geräumig,

Tief und vom dünnsten Rand umschlossen, z) werde
bereitet.

Solcher Schüssel gebührt sogleich ein erfahrener Pro-
metheus.

Auf und besorget den Thron und die Scheib'! Auch
müsse von Stund' an

Dich in das Lager ein Zug von Löpfen, Cäsar, be-
gleiten.“ 135

2 2

*) Die celta Britannia und Belgica sind bekannt. Ve-
jento macht übrigens den Schmeichler und prophezeit,
was Domitian wünschte, die Ueberwältigung der
Britten.

u) Oder ausländisch. Daher Erwartung ausländischer
Siege.

x) Die Flossfedern, Pinnen, eine Anspielung auf die
von den Speeren der kaiserlichen Heere erlegten
Feinde.

y) Worte Domitians.

z) Erythris, sagt Plinius H. N. XXXV. 46., in templo
hodieque ostenduntur amphorae duae propter tenuita-
tem consecratae, discipuli magistrique certamine uter
tenuiorem humum duceret.

Allen gefiel die Sentenz, des Mannes würdig. Er
kannte

Noch die schwelgende Kost des alten Hofes und Ne-
ro's

Mitternächte, zusamt dem Nachhunger, a) (den des
Falerners

Gluth erregt. Auf die Kunst des Schmeckens verstand
sich in meinen

Lagen keiner, wie er. Ob die Auster circeischen Ur-
sprungs, 140

Ob am lukrinischen Fels, ob auf Rutupa's b) Grund
sie geboren

Gen, das lehrte den Mann der erste Bissen; er hatte
Raum den Echinus gesehn, so nannte' er das Ufer
des Fisches.

Ist erhub sich der Rath, und die Edeln wurden in
Gnaden

Al' entlassen, so viel' ins albanische Schloß der er-
habne 145

Fürst, (sie bebten darob,) berief und zu eilen ermahnte,
Gleich als wollt' er Bericht von den Ratten und wil-
den Engambrern

Spenden, oder als wär' aus den fernsten Theilen der
Erde

Ihm ein drohender Brief von zitternden Händen ge-
worden.

Ach, und hätt' er doch stets die Zeit der Wuth
und des Frevels 150

Solcher Thorheit geweiht, statt, ungeahntet und straf-
los,

Roms erlauchteste Bürger und edelste Seelen zu
opfern.

a) Der Begierde nach dem Genuße der Liebe.

b) Richborough in Kent.

Aber er fiel, nach dem er den Gerbern c) furchtbar zu werden
Drohte. Eriesend vom Blut der Lamier ward er gewürget.

Es ist natürlich, daß man am Schlusse dieser Abhandlung noch die Erörterung der Frage, welchem von den römischen Satirikern der Vorzug gebühre, von mir erwartet. Ueber den Persius habe ich mich erklärt, und über Horaz und Juvenal maße ich mir in der Hinsicht kein Urtheil an. d) Horaz gewinnt uns bey der ersten, Juvenal nimmt bey der nähern Bekanntschaft ein. Jener gefällt mir, weil seine Schilderungen meine Zeiten und Sitten treffen, und dieser zieht mich an, weil er mir zur bessern Kenntniß eines merkwürdigen Zeitalters verhilft, und mir Menschen vor Augen stellt, die ich ohne ihn nie so genau hätte kennen lernen. Der eine scheint mir, als würdiger Kopf, feiner Gesellschafter und glücklicher Beobachter, und der andere, als ein Mann von echt

Y 3

c) Dem Pöbel, der, nach Ermordung der Lamier, d. h. der Senatoren und Edeln, der Gegenstand der Grausamkeit und Blutgier Domitians wurde.

d) Es ist bekannt, wie widersprechend und seltsam die Würdigungen der Gelehrten ausfallen. Heinsius und Daciers Held ist Horaz. Casar Stalizer und Algal-tius kennen nichts größers, als Juvenal. Für den Casaubonus giebt es keinen Satiriker, außer Persius.

342 Ueber die röm. Satiriker. Juvenal.

römischem Geiste und Charakter, der Aufmerksamkeit würdig. Der erste hält durch Laune und Grazie für manchen Fehler der Anlage schadlos, und der zweite macht die schulgerechte Ordnung seiner Entwürfe durch wahre Begeisterung und eine seltene Kraft der Darstellung vergessen.

Anakreon.

(Er war aus Teos, einer Stadt in Jonien, gebürtig und lebte eine Zeitlang in dem thracischen Abdera, hierauf in Samos beim Polykrates, dem Beherrscher dieses Enlandes, dann zu Athen, beim Hipparch, und im höhern Alter wahrscheinlich wieder in Abdera. a) Seine Blüthe fällt zwischen die 62 und 70 Olympiade.)

Das Schicksal, welches sich gegen die meisten lyrischen Dichter der Griechen so unfreundlich bewiesen und durch die Vertilgung ihrer Werke der Nachwelt einen der schönsten und lieblichsten Genüsse entzogen hat, ist bekanntlich auch mit dem Nachlasse Anakreons nichts weniger, als schonend, verfahren. Von seinen Elegien hat sich auch nicht eine erhalten; seine Jamben sind gänzlich verlo-

P 4

a) Man sehe die Loci Veterum de Anacreonte in den Prolegg. zu Fischers dritten Ausgabe, p. 57. u. f.

ren, und von seinen Trinkliedern ^{b)} ist keines übrig geblieben. Nur aus der Sammlung von Gesängen, die einst aus fünf Büchern bestand, ^{c)} und von den Alten unter dem eigenthümlichen Rahmen anakreontischer Gedichte angeführt wird, ist eine kleine Anzahl auf unsre Tage gekommen.

Aber selbst gegen die Echtheit dieser wenigen Ueberbleibsel tritt die Kritik mit bedeutenden Zweifeln auf. ^{d)} Sie werden, sagt sie, in der wichtigsten Handschrift, die sie aufbewahrt, ^{e)} als eine Blumenlese aus Anakreon und andern Dichtern angekündigt. Sie sollen, wie schon des Dichters Vaterland vermuthen läßt und die Alten bezeugen, in der jonischen Mundart geschrieben seyn, und gerade von dieser Mundart finden sich in ihnen wenige oder gar keine Spuren. Strabo, Athenäus, Grammatiker und Scholiasten führen eine Menge Stellen aus Anakreon an: aber in

^{b)} Παρσηνια μέλαν, sagt Euisdas und unterscheidet von ihnen ausdrücklich die Ἀνακρεόντεια.

^{c)} Man sehe d'Orville in der Vannus critica p. 178 — 193.

^{d)} Man sehe Fische's Praefatio edit. secundae.

^{e)} In dem vormahls zu Rom ist in Paris befindlichen Codex der griechischen Anthologie, die Constantin Cephalas im zehnten Jahrhunderte sammelte. Die Ueberschrift des Blattes, auf dem die anakreontischen Gedichte anfangen lautet Ἀνακρεόντος Τηίου εὐπρόσκιανδ ἀμύμητον καὶ Ἀνακρεόντεια καὶ τερμύρα.

den Liedern, die feinen Rahmen tragen, kommt keine von allen vor. Bloß die siebenzehnte Ode wird beim Gallus, *f)* der sie ihm ausdrücklich zuschreibt, und zwei Zeilen aus der acht und dreißigsten, als ihm zugehörig, beim Hephästion und in den Schollen zum Aristophanes *g)* gefunden. Noch mehr. Im Horaz, der des teischen Sängers mehrmahl und immer mit Ruhm erwähnt, treffen wir gleichwohl keine Nachahmungen aus dessen auf uns gekommenen Gedichten an. Endlich. Mehrere derselben sind des berühmten Griechen ganz unwerth und werden ihm, schon um ihres Inhaltes willen, von dem gesunden Geschmacke abgesprochen.

Es ist hier der Ort nicht, diese Einwendungen weiter auszuführen, noch in eine weitläufige Erörterung derselben einzugehn. Ich erlaube mir daher bloß folgende Gegenerinnerungen. Die Sparsamkeit der jonischen Formen in den erhaltenen Oden Anakreons (das wichtigste Bedenken von allen!) würde gewiß weniger befremden, wenn wir die Geschichte des griechischen Textes, wie ihn die vatikanische Handschrift *h)* giebt, genau

25

f) XIX. 9.

g) Dort p. 16. Ed. Pauw, hier zum 302 B. des Plutus.

h) Für ist die einzige, außer der Leidner, aus welcher

kennten, oder vielleicht gar nicht in Anspruch genommen werden, wenn uns mehrere Handschriften zu vergleichen vergönnt wären. i) Der Umstand, daß die Alten so wenige Stellen aus unserer Sammlung der Gedichte Anakreons anführen, kann nichts gegen sie beweisen, da die Zahl der übrig gebliebenen Lieder zu der Zahl der verloren gegangenen, sich gewiß wie eins zu fünf und, wenn wir die meisten vorhandenen Elegien und Jamben mit in Anschlag bringen, wohl gar wie eins zu zehn verhält. Eben so wenig kann der Einwand, der sich auf die im Horaz vermißten Nachahmungen aus Anakreon gründet, bedeutend scheinen: denn abgerechnet, daß der neueste Ausleger des Römers, in ihm mehrere dem Griechen nachgebildete Stellen zu erkennen glaubt, so entfernen sich beyde Dichter im Vortrag, Ton und Sylbenmaß so weit von einander, daß es nicht auffallen kann, wenn der spätere von dem frühern nichts entlehnt hat. k) Dergestalt zeugten gegen

Heinrich Stephanus den Dichter zuerst herausgegeben haben soll. Man vergl. Fischer in der Praefatio p. 22. n. 33. und Fabricii Bib. Gr. Tom. II. p. 94.

i) Nach Suidas scheint es ohnehin, als ob nicht alle Werke Anakreons, sondern allein seine Elegien und Jamben im jonischen Dialekte geschrieben gewesen wären. Daß er sich auch des dorischen bedient, hat D'Orville in der Vannus crit. p. 571. längst erwiesen.

k) Bekanntlich trifft man bey Horaz, und sicher aus

die Echtheit der Lieder, die Anakreons Namen führen, noch der leichte Gehalt mancher von ihnen und die Ueberschrift des vatikanischen Manuscripts. Allein beyde Zeugnisse verwerfen keineswegs unbedingt, sondern sagen vielmehr nichts anders, als was mehrere der einsichtsvollsten Kritiker behaupten, — daß nämlich ein Theil der anakreontischen Gedichte dem teischen Sänger wirklich gehören, ein zweyter aber auf die Rechnung seiner, gebildeten und ungebildeten, glücklichen und unglücklichen, Nachahmer komme. Dieser Meinung, die selbst das Ansehn eines d'Orville und Brunck ^{l)} für sich hat, glaube ich um so eher betreten zu dürfen, da hier bloß von einer ästhetischen Würdigung der anakreontischen Kleinigkeiten die Rede ist, und die bessern derselben, deren Zahl in der That die bey weitem größere ist, gesetzt auch, daß mehrere nicht von Anakreon abstammen, doch in seinem Geiste und Geschmacke gedichtet sind. ^{m)}

demselben Grunde, auch nur selten auf die Nachahmungen einer pindarischen Stelle, da sich hingegen fast alle Bruchstücke des Alcäus, bald wörtlich übersetzt, bald frey nachgebildet, bey ihm finden.

l) Man sehe jenen am angez. Orte und diesen in der Ausgabe von 1786. p. 109.

m) Andern Verfassern zugeeignet hat Brunck Nr. 48. 49. 59. 65. nach Fischers Ausgabe. Für Anakreon ganz unwürdig erklärt er Nr. 62., (eine ärmliche Schöpfung eines gewissen Theodorus Prodromus,) und von den

Um die Verdienste Anakreons richtig zu schätzen und den Werth seiner Versuche gründlich zu bestimmen, sollten wir eigentlich von dem Stande der lyrischen Poesie und dem, was seine Vorgänger in dieser Gattung leisteten, ausgehn: aber weder von jenem noch von diesen haben wir eine auch nur dürftige Kenntniß, sobald wir die Vorspiegelungen einer geschäftigen Einbildungskraft von den Aussagen der trocknen Geschichte trennen. Die letztere lehrt uns zwar, daß eine Reihe trefflicher Lyriker vor ihm lebten und spielten, daß unter andern der gedrungene, nervige und gedankenreiche Archilochus sich in strafende Jamben ergossen, Alcäus theils in ernstern nachdrucksvollen Versen Tyrannen angegriffen und Kriege und Gefahren verherrlicht, theils, wiewohl mit minderm Glücke, Liebe und Scherze gesungen, Sappho ihre Empfindungen in eben so feurigen als anmuthigen Liedern ausgehaucht, und Mimnermus aus

Fragmenten als welche ebenfalls in der vatikanischen Handschrift gelesen werden, Nr. 1. 2. 3. Für untergeschoben hält er Nr. 18. 23 — 27. 31. 34 — 36. 41. 50 — 54. Mehrere derselben tragen offenbar jenen edeln Roß des Alterthums nicht allein nicht an sich, sondern verrathen sich auch sogleich als Nachahmungen der echten, theils verlornen theils noch vorhandenen, Gedichte Anakreons, und sind sicher in spätern Zeiten, wo die Dichter sich zum Gesächste machten, ein und dasselbe Thema auf verschiedene Art durchzuführen, entstanden.

Kolophon, der Zeitgenosse des ebenfalls dichterischen Solon, die Flüchtigkeit des Lebens und die Unbeständigkeit des Genusses in Elegien beklagt hatten: indeß werden diese allgemeinen Schilderungen, die wir dem Quintilian und andern verdanken, n) durch die unbedeutenden Bruchstücke, die sich aus den Werken der genannten Sänger erhalten haben, gleichwohl viel zu wenig unterstützt und erläutert, als daß sie uns zu irgend einem Schlusse auf Anakreon berechtigen könnten. Nur zwei Umstände, der, daß die Alten ihm unter den neun Lyrikern, die sie aus dem Haufen der übrigen absonderten, einen Platz anweisen, o) und der, daß die Art von Liedern, die er sang, nach seinem Namen benannt wurde, p) erwecken die Vermuthung, daß er so gut, wie Archilochus, Alcäus und Sappho, seine Melodie, sein Sylbenmaß und seine Gattung sich schuf; und was der Vermuthung irgend noch an Wahrscheinlichkeit abgeht, das ersetzen die Eigenthümlichkeiten, durch die sich seine Poesie auszeichnet. Ich werde mich

n) Instit. orat. X. I. p. 895, 96. vergl. Horaz. Carm. II, 13, 24 — 28. IV. 9, 7 — 12. Epist. I. 6, 65.

o) Man sehe Ruhnkenii Histor. crit. orat. Graec. in Reiskii Orator. Gr. Tom. VIII. p. 169. vergl. die Ausleger zu Hygin-fab. 222. und Quintilian am angez. O.

p) Suidas l. v. Ἀνακρέων.

bemühen sie aufzusuchen und aus einander zu setzen.

„Anakreons Poesie athmet nichts als Liebe“ und „paart mit der Liebe den Wein,“ sagen Cicero und Ovid 9) und erschöpfen hierdurch allerdings den Inhalt seiner kleinen Lieder, aber ohne den Charakter derselben ahnden zu lassen. Eine lange Reihe von Dichtern theilen mit Anakreon dieselben Gegenstände des Gesangs; die Kunst, sie so leicht, so ausspruchlos und so einfach zu behandeln, wie er, hat keiner vor ihm und wenige nach ihm sich eigen gemacht, und eben in dieser Behandlung liegt das Ausgezeichnete seiner Manier. Seine Begeisterung ist eine augenblickliche frohe Rührung, ein kurzes lebhaftes Entzücken, das sich unverstellt, aber nie stürmisch äußert, seine Freude am Wein und Mädchen so innig und zugleich so unschuldig, daß man leicht gewahr wird, sie könne nur das Leben verschönern, nicht verbittern, seine Ansicht der Dinge um sich her so rein und klar, wie sie seyn muß, um die Heiterkeit der Seele ungetrübt zu erhalten, sein Scherz, seine Liebkosungen, seine ganze Art sich auszudrücken die Rede eines Kindes, das unbefangen hingiebt, was es denkt und fühlet und gerade in die-

9) Jener in Quæst. Tuscul. IV. 33. dieser in Trist. II. 363. vergl. Ars am. III. 329.

fer Unbefangenheit unendlich liebenswürdig erscheint. Alles, was er in seine Laute singt, das singt er ohne Absicht, nicht, um zu gefallen, oder den Gegenstand zu verherrlichen, sondern, weil es ihm wohl thut und Bedürfniß für ihn ist, zu singen, was er empfindet. Seine Gedichte empfehlen sich durch keine sinnreiche Anlage und Erfindung, — er lebt und dichtet allein dem Augenblicke, — nicht durch kunstreiche Allegorie, — was so ausseht, ist es geworden, ohne daß er es weiß, — nicht durch schlaue Wendungen oder versteckte Anspielungen — wo sie sich finden, da finden sie sich ohne sein Zuthun. Kein müßiger Ueberfluß beschwert sie; keine entbehrliche Verschönerung schmückt sie, kein üppiger Glanz umgiebt sie. Sie sind leicht, ohne leer, zart, ohne gespißt, süß, ohne süßlich, rund, ohne zugerundet zu seyn. Indem man die kleinen Lieder, oder, wenn man lieber will, die artigen Tändeleien des Lesers liest, fühlt man sich allerdings nicht ergriffen, hingerissen, begeistert. Die Lesung einer horazischen Ode, selbst die munterste, launigste, schalkhafteste, giebt unstreitig mehr zu denken, zu entwickeln, zu bewundern, und gewährt vielleicht einen höhern Genuß, als die ernsteste des Anakreon. Aber wenn die naiven Scherze und die muthwilligen Spiele des Griechen keine tiefe Spur in der Seele zurücklassen, so sind sie darum doch nicht werth- und

gehaltlos. Sie leisten, was eine wohl gewählte Gesellschaft leistet, in deren Mitte die fröhliche Laune unter den Augen der züchtigen Grazie den Vorsitz führt. Man geht aus ihr erheitert hinweg und erinnert sich ihrer mit Wohlgefallen; man verdankt ihr kein wichtiges Wort, keine merkwürdige Rede, aber man verdankt ihr eine anmuthige Unterhaltung und eine vergnügte Stimmung. So ist der Charakter der Lieder Anakreons. Wodurch haben sie ihn erhalten?

Zunächst unstreitig durch den Sänger selbst und durch das eigenthümliche Gepräge seines Geistes und seiner Sitten. So weit wir die Lebensumstände Anakreons kennen, (und die Geschichte hat sich in der Aufbewahrung derselben nicht ganz ungünstig gegen uns bewiesen,) so weit führen alle dahin, uns zu überzeugen, daß er ein liebenswürdiger Mann, ein angenehmer Gesellschafter, offen für die Freude, und den Sorgen verschlossen war. Der erste Theil dieser Behauptung wird schon durch den Umgang, den er genoß, und durch die Aufmerksamkeit, mit der man sich um ihn bewarb, hinlänglich bestätigt. In wessen Nähe die Großen der Erde sich nicht nur wohl befinden, wen sie so gar mit Freundschaft und Geschenken überhäufen r) und

r) Man vergleiche über das zwischen Anakreon und Polykrates obwaltende Verhältniß, unter andern, Herod-

und auf einem ausgerüsteten Schiffe zu sich holen lassen, s) der hat gewiß die gerechte Vermuthung für sich, daß er zu leben weiß und auf einer hohen Stufe von Bildung stehe. Eben so sprechen mehrere Gründe für die Wahrheit des zweiten Theils. Die Zeugnisse der Alten, die sich alle dahin vereinigen, daß der Dichter einen vergnügten Sinn durch die Gunst der Parzen überkommen hatte, r) die Reihe von Geliebten, deren Namen in seinen Gedichten lebten und zum Theil noch leben, u) die Unruhe, die ihm der Besitz von wenigen Talenten, die er von Polykrates Güte erhalten hatte, verursachte, x) die Heiterkeit endlich, die ihn auch als Greis nicht verließ und noch im

dot III. 121. Strabo XIV. 638. Stobäus in Sermon, c. 91. p. 508. 511. Tur.

s) Hipparch, sagt Aelian in V. H. VIII. 2., sandte dem Dichter einen Pentekontoros, um ihn nach Athen zu bringen.

r) Worte Julians in Misopog. p. 337. Ed. Spanhem. vergl. die Testimonia Vet. bey Fischer p. 59. u. f.

u) Maximus Tyrius Diss. 24. p. 481. (Ed. Reiskii.) und andermwärts.

x) Anakreon, erzählt Stobäus am angef. O., empfing einst von Polykrates ein Geschenk von fünf Talenten. Nach zwey kummervoll verlebten Nächten, gab er sie ihm zurück, mit den Worten: „Sie sind der Sorge, die ich für sie dulde, nicht werth.“

grauen Hare den geselligen Zirkeln werth machte, γ) — alles dieß sagt uns, daß er zu den ausgezeichnetsten Sterblichen gehörte, die die Welt um sich her immer in freundlichem Lichte sehen und in deren Seele es immer still ist. Aber was ist es denn, das seinen Kleinigkeiten den seltenen Reiz verleiht, der uns so zauberisch anspricht, als gerade der heitere Sinn, der sich in ihnen spiegelt, und die zarte und für das Vergnügen empfängliche Natur, die sich in ihnen ausdrückt? Wenn das Leben des Dichters ein langer rosenfarbner Morgen war, so dürfen wir seine Lieder für den Abglanz dieses schönen Morgens halten.

Doch die Gedichte des Lesers sind nicht bloß die Kinder einer glücklich gestimmten Seele, sie sind sicher auch die Kinder der glücklichsten Augenblicke. Wenn die griechischen Dichter der frühern Zeit, wie man allgemein behauptet, die Gelegenheit zum Singen nicht suchten, sondern die sich ihnen darbiethende ergriffen, und Gesang und Saitenspiel nicht getrennt, sondern gepaart gingen und einander freundschaftlich unterstützten, so war dieß gewiß bey Anakreon ganz vorzüglich der Fall. Der größte Theil seiner Lieder ist offenbar unter den Augen der Schönheit und mitten im Genuße

γ) Ode 11. und anderwärts.

der Freude und der Liebe geboren, und auch die wenigen, welche das Spiel einer müßigen Phantasie zu seyn scheinen, wie unter andern die dritte, möchten doch wohl zuletzt ihr Daseyn irgend einem für uns verlorenen Umstande zu danken haben. Irre ich nicht, so trägt auch diese Entstehungsart dazu bey, uns einen nähern Aufschluß über die eigenthümlichen Vorzüge, die wir in ihnen wahrnehmen, zu geben. Was unter dem Einflusse der Fröhlichkeit, an der Tafel, im geselligen Zirkel hervorgeht, kann keinen andern, als einen leichten natürlichen und einfachen Charakter haben; was unmittelbar aus der Begeisterung, die Liebeswürdigkeit und Anmuth einflößt, entspringt, kann nichts anders, als ein ungeschminktes Lob, eine funklose Artigkeit seyn; was aus dem Herzen, lebhaft und warm, wie es empfunden wird, sich in Worte und Töne ergießt und auflöst, muß nothwendig mit dem Stempel der Wahrheit und Einfalt bezeichnet seyn. Diese letzte Ansicht führt zugleich auf die eigentliche Würdigung jener Erinnerungen an die Flüchtigkeit des Lebens, die Vergänglichkeit des Vergnügens und die Kürze des Genusses, die sich in den Liedern des Dichters finden und nicht selten mit dem hochtönenden Rahmen einer Philosophie Anakreons beehrt werden. Sie sind, unbefangen beurtheilt, weder Beweise einer feinen

Beobachtung, noch Wirkungen einer durch Erfahrung gereiften Moral. Sie sind Empfindungen, die sich von Zeit zu Zeit unwillkürlich in das Leben, und gerade am häufigsten in das fröhliche drängen, Betrachtungen, in denen sich auch die heiterste Phantasie, wenn sie nur nicht lange bei ihnen verweilen darf, wohl gefällt, weil sie die Gegenwart verschönern und dem Genusse selbst eine scheinbare Rechtfertigung darblethen.

Wie sehr werden endlich nicht die Natürlichkeit, Anmuth und Zartheit, die hervorstechenden Eigenschaften der Gedichte Anakreons, durch den Ton, den er gewählt, durch die Sprache, die er sich gebildet, und durch das Versmaß, das er erfunden hat, unterstützt und befördert! Diese lässig hingeworfenen und doch reizenden Erzählungen, diese leichten und doch sinnreichen Scherze, diese kaum merklichen und doch bedeutenden Anspielungen, — sie scheinen alle in dieser Form allein gefallen zu können, so wie hinwiederum sie die ihnen einzig günstige und entsprechende scheint. Man kann die Gedichte Horazens und anderer Lyriker in neue Formen kleiden und übertragen, ohne daß sie, wenn auch ein Theil ihres Charakters verloren geht, unkenntlich oder unscheinbar werden: aber man kann den artigen Kleinigkeiten des Lesers kein anderes Gewand umwerfen, wenn

man sie nicht ganz auflösen und das Innerste ihres Wesens zerstören will. Nur in dieser Hülle offenbart sich den Sinnen die flüchtige Grazie, die, wie man mit Recht behauptet, die Vertraute des Sängers war; nur in diesen Umgebungen entfalten sich alle ihre mannigfaltigen Reize, und weder mehr, noch weniger, als sie sollen; nur in diesem Rhythmus weiß sie sich einfach und zierlich zugleich auszudrücken. Wir dürfen uns und unserer bildsamen und für den Ausdruck aller Schönheiten empfänglichen Sprache Glück wünschen, daß es einem unserer vorzüglichsten Dichter möglich gewesen ist, diese Grazie wieder zu geben, z) während sich einer der einsichtsvollsten französischen Kunstrichter a) zu dem Bekenntnisse gezwungen sieht, daß die seinige nicht fähig sey, Anakreons Manier aufzufassen. „Es herrscht, sagt er, in dem Originale eine Weichheit, ein Ton, eine Zartheit in den Schattirungen, und eine leichte und anmuthige Einfalt, die der Fleiß des Uebersetzers nicht erreichen kann. Dieß sind Züge, die zu leise angedeutet sind, um in dem Abdrucke nicht zu viel

3 3

z) Nach meiner Ueberzeugung, kann die Verdeutschung Anakreons von Rawler, die H. Spalding (Berlin 1801.) herausgegeben hat, gegründeten Anspruch auf dieses Lob machen.

a) La Harpe in dem Cours de Litterature. Tom. II. p. 106.

zu verlieren. Anakreon dichtete mit Begeisterung, wir übersetzen mit Anstrengung. Laßt uns ihn nicht übersetzen!" b)

b) Ein ähnliches aber mehr bestimmtes und aus den Eigenheiten der französischen Sprache hergeleitetes Urtheil fällt Anson in der Vorrede zu seinen Odes d'Anacréon; traduction nouvelle. Paris, 1785. chez Dupont.

Die spätern
Lehrgedichte der Griechen.

Aratus, Nikander, Oppian, Dionysius
Periegetes.

So weit auch immer die Dichter, deren Charakteristik diese Uebersicht verspricht, der Zeit nach, ^{a)} auseinander liegen, so nahe sind sie gleichwohl in mehreren Hinsichten mit einander verwandt, und berechtigen daher zu einer gemeinsamen Beurtheilung. Sie gehören, wenn auch keiner von ihnen in Alexandrien selbst lebte, doch sämmtlich in die Reihe der alexandrinischen Dichter. Die Gattung von Poesie, die sie alle anzubauen

34.

^{a)} Der erste lebte, nach Savius, 270 Jahre vor Chr., der letzte unter August; doch liegen zwischen ihnen keine berühmten griechischen Dichter weiter, als Apollonius, der Rhodier, und Meleager, der Sammler der bekannten Anthologie.

versuchten, ist die des wissenschaftlichen Lehrgedichtes. Die Manier, in der sie arbeiteten, ist, im Ganzen genommen, ebenfalls nur eine, — die gelehrte. Ihre Vorzüge und Mängel endlich entspringen, wie die Folge zeigen wird, aus einerley Quelle, und sind mehr dem Grade, als der Art nach, verschieden.

Die erste Stelle unter ihnen, nimmt, wie der Zeit, so dem Werthe nach, unstreitig Aratus ein. Dieser Dichter, der aus Soli, einer Stadt in Cilicien, abstammte, und den größten Theil seiner Tage an dem Hofe des macedonischen Königs Antigonus Gonatas, dessen Regierungsantritt in die 125ste Olympiade fällt, zubrachte, hatte sich, mehreren von den Alten uns überlieferten Nachrichten zufolge, auf die Arzneykunst gelegt und übte wahrscheinlich auch die von ihm erlernte Wissenschaft aus: aber nicht zufrieden, bloß Arzt zu seyn, befließigte er sich zugleich, unter den berühmtesten Lehrern seiner Zeit, der Erlernung der Kritik, Philosophie und Mathematik und umfaßte dergestalt alle die Kenntnisse, die wir fast bey allen Dichtern aus den Tagen der Ptolemäer antreffen. Eben so rühmlich wetteiferte er mit mehreren derselben in der Anwendung, die er, als Schriftsteller, von seiner Gelehrsamkeit machte. Er verfaßte, wie die Titel seiner Schriften außer Zweifel setzen, wissenschaftliche Werke über Heilkunde

und Astronomie, beschäftigte sich, nach dem Beispiele eines Kallimachus, Apollonius und anderer, mit der Auslegung Homers, und baute noch überdem das elegische, lyrische und didaktische Feld der Dichtkunst an. b)

Es ist bekannt, daß von seinen prosaischen Schriften keine, und von seinen poetischen Versuchen nur zwei, und vielleicht nicht die vorzüglichsten, auf uns gekommen sind: denn wir besitzen weder seine Elegien, noch seine Hymnen, sondern bloß zwei didaktische Werke, *Phänomena* und *Diosmea* genannt, von denen jenes die Lage und Erscheinung der Gestirne am Himmel beschreibt und dieses die Witterung aus natürlichen Zeichen vorher zu erkennen lehrt. Zwar wenn wir die Achtung, mit welcher das Alterthum von diesen Arbeiten redet, und insbesondere den Fleiß, den drey berühmte Römer, Cicero, Germanicus und Avien, auf die Uebersetzung derselben gewandt haben, in Erwägung ziehen, so dürfte es fast scheinen, daß das Schicksal sich nicht ungünstig gegen uns bewiesen habe, da es gerade diese Gedichte er-

3 5

- b) Die Belege zu dem hier gesagten liefern die *Vitae Arati Solensis*, gesammelt in der von H. Buhle besorgten Ausgabe des Dichters, Tom. II. p. 427., und die mit ihnen zu verbindende *Commentatio* des genannten Gelehrten *de Arati vita, ingenio, scriptis* u. s. w. p. 447. u. f.

hielt. Wie sich indeß hiermit verhalte, — mögen die genannten drey wirklich das Beste von allem, was Urat schrieb, gewählt haben, oder durch zufällige Umstände in ihrer Wahl geleitet worden seyn; ich werde mich wenigstens bemühen, unabhängig von dem Lobe der Alten und von dem Tadel der Neuern, den Werth beyder Lehrgedichte zu würdigen.

Die erste Frage, auf die man bey der Beurtheilung des astronomischen Gedichtes Urats geräth, ist natürlich keine andere, als die: ob er überhaupt wohl that, sich an einem solchen Gegenstande zu versuchen. Ungeachtet mehrere der neuern Kritiker keinen Anstand genommen haben, sie geradehin zu verneinen, so bekenne ich doch, daß ich ihnen in dieser Hinsicht nicht beypflichten kann. Wenn man seine Aufmerksamkeit auf den Sternenhimmel richtet, wie sich der Grieche ihn dachte, und die Menge von Göttern und Göttinnen, Heroen und Heroinen, Thieren und Pflanzen, Geräthen und Werkzeugen aller Art, womit er ihn bevölkerte und anfüllte, ins Auge faßt, wenn man ferner die Reihe von Mythen, an welche die Versetzung jener, lebendigen und leblosen, Wesen unter die Sterne geknüpft war, und der erstern heitern und anmuthigen Inhalt erwägt, wenn man sich weiter erinnert, daß nicht etwa bloß eine, sondern öfters drey und mehr Mythen

zur Erklärung eines Sternbildes vorhanden sind, und hier Reichthum, nicht Armuth obwaltet, endlich, wenn man, wie billig, auch die Einbildungskraft des Dichters, die sich der Bearbeitung dieses Stoffes unterzieht, in Anschlag bringt, so scheint die Aufgabe, die Arat sich vorlegte, nichts weniger, als verwerflich. Warum, fragt man sich, hätte nicht aus so schönen und mannigfaltigen Fäden ein didaktisch-episches Gedicht, — ein Gedicht in der Manier der Verwandlungen Ovids, seinem Hauptinhalte nach erzählend, und lehrreich zugleich durch die beobachtete Ordnung und Folge der Sternbilder, entstehen und das Nützliche mit dem Angenehmen verwebt werden können? Eine Sphäre, die an sich schon so groß ist, kann durch die Dichtung unendlich werden und die Behandlung dieses Gegenstandes für den Dichter um so weniger mit Schwierigkeiten verbunden seyn, da er seine Sorge nicht auf die Erfindung neuen Stoffes, sondern auf die Benützung des vorhandenen richten darf.

Vielleicht werden wenige seyn, die, wenn sie den Arat zum ersten Mal in die Hand nehmen, nicht auf diese oder eine ähnliche Ausführung rechnen, und sollte man sie überspannter Forderungen beschuldigen können, da er einem Zeitalter angehört, das in dem Rufe steht, gelehrte Darstellungen zu lieben und in dem Gebrauche der Mythen

eher zu verschwenderisch, als zu sparsam zu seyn. Aber wie sehr sieht man sich nicht, wenn man mit den Gedichten näher bekannt wird, getäuscht! Man überzeugt sich dann bald, daß der didaktische Ton der ausschließend herrschende, und Unterricht der höchste Zweck und das einzige Augenmerk des Dichters ist. Arat, seine Blicke unverwandt auf die Himmelskugel richtend, geht von einem Sternbilde zum andern fort, bestimmt die Stelle eines jeden nach dessen Lage und Stand zu dem vorhergehenden oder nachfolgenden, hebt die merkwürdigsten Sterne aus, die es bilden, und bezeichnet sie nach ihrem Glanze, und nennt sie nach ihrem Nahmen. Dieser einförmige Gang dauert vom Anfange des Gedichts bis zum Schlusse. Es ist, wenn auch nicht, wie mehrere Alten berichten, der, auf Befehl des Antigonus, versificirte Himmelspiegel des knidischen Astronomen Euborus, c) doch offenbar nichts mehr und nichts weniger, als eine Uranographie in Versen.

Unstreitig war diese Ansicht auch die des scharfsinnigen Quintilian. „Der Stoff Arats, sagt er, d) ist ohne Bewegung. Nirgendes offenbart

c) Man vergleiche Buhle in der angezogenen Abhandlung p. 463. u. f.

d) In Instit. orat. X. 1. p. 393. Edit. Burmann. Die Einwendungen, die Barth in seinen Advers. I. c. 15. gegen diesen kritischen Ausspruch erhebt, sind der Mühe der Beleuchtung nicht werth.

sich Mannigfaltigkeit, nirgends Leidenschaft. Keine Person tritt handelnd auf, Niemand wird redend eingeführt. Was er vermochte, hat er in der Fabel der Jungfrau gezeigt; in den übrigen leistet er, was er wollte. Doch genügt er der Arbeit, der er gewachsen zu seyn glaubte.“ Was hier der römische Kunstrichter über Arat, zunächst allerdings in Beziehung auf den Redner und dessen Bedürfnisse urtheilt, das gilt, nach meinem Bedünken, ohne alle Beziehung und besondere Rücksicht. Verlangt man von einem Gedichte, das uns zur Kenntniß des gestirnten Himmels verhelfen soll, bloß eine deutliche Bezeichnung und Beschreibung der Sternbilder in einer reinen gewählten Sprache und wohlklingenden Versen, so befriedigen Arats Phänomena diesen Wunsch so vollkommen, als es ungefähr nach dem damaligen Stande der Astronomie und den angestellten Beobachtungen des Himmels möglich war. Geht man dagegen in seinen Forderungen weiter, erwägt man die Vortheile, die sich einem griechischen Dichter zur Ausführung eines auf die Astrognosie berechneten Werkes darboten, und bildet sich darnach sein Ideal, so bleibt Arat offenbar gar sehr hinter diesem zurück. Sein Gedicht schleicht in einer trägen Einförmigkeit dahin und gewährt, gleich einer von Anhöhen und Gesträuch nur selten unterbrochenen Landschaft, immer ble-

selbe Ansicht. Der Leser wünscht seinen Standpunkt zu verändern und wird auf dem nämlichen festgehalten; er hofft in dem Umgange des Dichters die Schule zu vergessen, und kommt nicht aus ihren engen Gränzen heraus. Ein Paar Stellen zum Beweis und zur Probe.

Das Sternbild des Stiers, das von selbst an den Stier der Europa, an den von Pasiphaen geliebten, an den marathonischen, den Theseus erlegte, und an die verwandelte Io erinnert, schildert Arat (B. 167 — 178.) also:

Nah an des Fuhrmanns Füßen erscheint der gehörnte, sich weithin

Streckende Stier; ihn verrathen der treffenden Merkmale viele:

Doch ist der kennlichste Theil der Kopf. Kein anderes Merkmal

Möchte leichter das Haupt des Stieres bezeichnen: so herrlich

Strahlt es hervor, gebildet von rings es umkreisenden Sternen.

Auch ihr Name wird öfters gehört: denn warlich nicht ruhmlos

Unter den übrigen stehn die Hyaden, welche die ganze Stirne des Stieres mit Glanz besraun. Die Spitze des linken

Horns und den rechten nach ihr hinstrebenden Fuß des Fuhrmanns

Zeichnet ein einziger Stern: doch bewegen beide vereint sich.

Aber zeltiger stets, als der Fuhrmann, sinket in Westen

Unter der Stier, miewohl er gesellig herauf ihn geleitet.

Das reichhaltige und auf so viele poetische Ideen leitende Sternbild der Plejaden wird also (254 bis 267.) beschrieben:

Ueber dem linken Knie des Perseus treten in Haufen
 Alle Plejaden hervor, doch ist die Fläche des Raumes,
 Den sie besitzen, nur klein, und matt der Schimmer
 von allen.
 Sieben wandelnde rühmt das Geschlecht der sterblichen
 Menschen;
 Gleichwohl strahlen nicht mehr, als sechs, dem Auge
 des Späherers.
 Doch hat nie sich ein Stern an Zeus Gewölbe verlor-
 ren,
 Seit wir von ihnen zuerst erzählen hörten, und frucht-
 los
 Trägt es die Fabel umher; auch nennt man sieben
 mit Namen,
 Merope dich, und Celano, Alcyone dich, und Elektra,
 Sterope, Taygete und die hochverherrlichte Maja.
 Alle zusammen sind klein und ananzlos, aber gefenert
 Kreisen sie Morgens und Abends dahin, nach Jupiters
 Willen,
 Der sie des Sommers Beginn und den Kälte bring-
 genden Winter
 Und die Zeiten der Saat uns zu verkünden erwählte.

Auf diese Weise geht Aratus von Sternbild zu Sternbild fort und vollendet dergestalt seinen Lauf, richtig in seinen Angaben und Bestimmungen, genau und, wenn man nicht zu viel verlangt, auchzierlich in seinem Ausdrucke, allein immer kalt und leblos, oder, wie Daintilian sagt, ohne Bewegung.

Zwar ganz ohne Abwechslung und Schmuck
ist er nicht. Vielmehr hat er, — ich wiederhole
die Worte des genannten Kunstrichters, — was
er vermag, in folgendem Gemählde der Jungfrau
(96 — 136.) gezeigt:

Unter den beyden Füßen des lichten Bootes er-
hebet,
Strahlend, die Jungfrau sich, mit der funkelnden
Aehr' in den Händen.
Seh' nun die ruhig dahin sich Bewegende von dem
Asträus
(Als den Vater der altern Gestirne nennt der Ruf
ihn,)
Oder von andern gezeugt, — genug, in der Mitte der
Menschen,
Blühet die Sag', es habe vordem auf Erden die
Jungfrau
Unter der Sterblichen Augen gelebt und gewandelt
und weder
Jener Männer Geschlecht, noch der Weiber Sirkel ver-
mieden,
Sondern, wiewohl unsterblich, vertraut sich zu beyden
gesellet.
Dise ward sie von ihnen genannt. Versammelnd die
Greise
Wald auf offenem Markt, und bald in geräumigen
Straßen,
Lehrte sie alle mit Fleiß, was Recht und Geseze ge-
bietern.
Damahls wußten sie nichts von Unglück bringender
Fehde,
Nichts von wüthendem Zank und nichts von verhee-
rendem Aufstand.
Schuldblos lebten sie so. Das Meer ward keinem ge-
fährlich,

Und

Und das Bedürfnis gewann für sie kein Schiff in der
Ferne,

Sondern der Stier und der Pflug. Sie selbst, die
Völker verehrte

Spenderinn, Dike, verlieh im Ueberfluß herrliche Ga-
ben.

Also segnete sie in dem goldnen Alter die Erde.
Seltener theilte sie schon in dem silbernen, seltner und
nicht mehr

Allen sich mit, vermiffend der Vornwelt reinere Sitt.
Dennoch weilte sie noch bey den Menschen jenes Ge-
schlechtes.

Einzelu stieg sie zur Zeit der Dämmerung von den
erhabenen

Bergen herab und trat zu keinem mit freundlichen
Worten;

Sondern hatten mit Volk sich die weiten Hügel ge-
füllt,

Dann erschien sie und schalt der Thoren Greuel und
drohte:

„Bald, bald werd' ich nicht mehr mich sichtbar dem
Ausenden nahen.

Aus dem goldnen Geschlecht der Väter ist ein ver-
derbt's

Aufgegangen, und euch wird ein verruchteres folgen.
Schoß vernehm' ich des Krieges Geräusch und sehe
mit Strömen

Blutes die Felder bedeckt und Schmerz sich paaren
mit Unglück.“

Also sprach sie und ging in die Berge zurück und ent-
zog sich

Dem noch immer hinauf nach ihr gewendeten Auge.
Endlich erlosch auch dieses Geschlecht, und das eherne
keimte

Auf, an Greuel besiegend die früher lebenden heiden.
Dieses führte zuerst und stets das verheerende, freche
Schwert aus Er; und schmauste zuerst die pflügenden
Stiere.

Da, voll Zornes, entriß sich Oke dem argen Ge-
schlechte,

Flug zum Himmel empor und ließ in der Gegend sich
nieder,

Wo in den Stunden der Nacht noch heute den Men-
schen die Jungfrau

Herrlich erscheint, in der Nähe des weitgesehenen
Bootes.

Aber so gar dieses, an sich unverächtliche, Gemähl-
de, — spricht es für die poetischen Anlagen Urats,
oder erweckt es nicht vielmehr Zweifel gegen sie?
Sind nicht die besten und kräftigsten Züge aus
Hesiods Schilderung der Weltalter entlehnt? Hat
der spätere Dichter aus der Fülle seines Geistes
neue bedeutende hinzugefügt, und welche? Ist das
Ganze reicher, darstellender, lebendiger durch ihn
geworden? Und gleichwohl hat der römische Kunst-
richter sehr Recht, wenn er dieser Stelle, in Hin-
sicht auf Poesie, den Vorzug vor den übrigen zu-
erkennt und sie als den Maßstab dessen, was Urat
zu leisten fähig war, ansieht. Zwar giebt es noch
einige hervortretende, wie die Einleitung zu dem
Gedichte (V. 1 — 18.), die Warnung das Meer
zu beschiffen, wenn die Sonne in das Zeichen des
Steinbocks trete (V. 287 — 299.), eine ähnliche,
durch das Hervorgehen des Altars veranlaßte
(R. 408 — 430.), und die Beschreibung der
Milchstraße (V. 469 — 479.): allein keine von

allen erhebt sich über die vorige, und keine über das Gewöhnliche. *)

Arats uranographisches Gedicht empfiehlt sich wenigstens durch die Wichtigkeit des Gegenstandes. Man liest es, um sich zu unterrichten, und legt es, wenn man keinen andern Zweck, als diesen, beabsichtigt, nicht unbefriedigt aus der Hand. In seinem zweiten Gedichte, was Prognostika überschrieben ist und sich mit den Vorzeichen der Witterung beschäftigt, wird man weder durch den eben nicht sehr lehrreichen und einladenden Stoff angezogen, noch durch die Ausführung und Behandlung desselben auf irgend eine Weise entschädigt. Was für Anzeichen oder Vorbothen, zur Bestimmung des Wetters, Erfahrung und Aberglaube in den Erscheinungen an Sonne, Mond und Sternen, Bäumen, Pflanzen und Blumen, vierfüßigen Thieren, Vögeln und andern Dingen wirklich entdeckt oder zu entdecken gewöhnt haben,

U a 2

*) Wenn daher H. Buhle p. 472. sagt: *Insignis est utique in carminibus Arateis ars, qua formae coelestes deinceps descriptae sunt*; so stimmt man ihm hierin gern bey. Wenn er aber fortfährt: *Delectat harum descriptionum ordo simul et varietas; ornatae sunt illae mythis, non oneratae*, so kann man nicht umhin zu wünschen, daß die varietas größer und der ornatus ex mythis mit nicht so larger Hand ausgestreut seyn möchte.

— diese alle hat Arat in mehr als vier hundert Versen gesammelt und in poetische Wörter und Redensarten gekleidet. Aber damit ist auch sein Verdienst ausgesprochen und der Werth seines Versuches bestimmt. Nirgends eine Blume auf dem weiten dürren Gefilde, nirgends ein anmuthiger Platz zum Ausruhn. Alles ist trocken und dürftig, die Wahrnehmungen nicht geordnet, sondern an einander gereiht, und der ermüdenden Wiederholungen nicht wenige. Die gründlichste Kritik über dieß Werk Arats hat unter den Alten Virgil, der Dichter, von welchem, wenn je von einem, der Ausspruch gilt, daß er sich nie etwas Unschickliches zu Schulden kommen lasse, gefällt. Wer erinnert sich nicht der schönen, aus etwa hundert Versen bestehenden, Stelle über die Wetter-Anzeichen, die in das erste Buch seines Landbaues verwebt ist? Das meiste ist aus Arats Dioskomeen geschöpft, aber der verständige Nachbildner hat nicht allein durch sein Verfahren zu erkennen gegeben, daß, nach seinem Urtheile, Wetter-Vorzeichen nur der Schmuck, nicht der Stoff, Episode, nicht Inhalt eines Gedichts werden können, sondern auch aus dem bunten Gemengsel der aratischen Vorbedeutungen gerade diejenigen ausgesondert, die sich durch die Erfahrung als die wirklich bedeutendsten und zuverlässigsten bewähren,

und diese so vorsichtig ausgesonderten durch die Poesie des Styls unendlich veredelt f)

Nikander aus Kolophon, ebenfalls Arzt und gelehrter Grammatiker, g) und Priester des klari-
schen Apolls, h) blühend in der 158. Olympiade,
unter Attalus dem dritten, dem Könige von Per-
gamus, dem eines seiner verloren gegangenen Wer-
ke zugeeignet war, verdankt die Erhaltung seines
Nahmens hauptsächlich seinen beyden auf uns ge-
kommenen Gedichten, die gewisser Maßen ein Gan-
zes ausmachen und halb naturhistorischen, halb
medizinischen Inhaltes sind. Das eine nämlich,
Theriaka überschrieben, beschäftigt sich mit der
Aufzählung und Charakterisirung der giftigen oder
vielmehr durch den Biß vergiftenden Thiere und
fügt der Beschreibung derselben von Zeit zu Zeit
die, zur Heilung der Wunden dienlichen, Mittel
bey. Das zweyte, Alexipharmaka, redet von den

U a 3

f) Eine so mahlerisch-schöne Stelle, wie die von dem
Nisus und der Scylla bey Virgil (404 — 409.) ist,
sucht man in den ganzen Dioskoreen vergebens.

g) Wie seine theils noch vorhandenen, theils unterge-
gangenen Schriften, die Fabricius in B. Gr. IV. p.
348 nennt, beweisen.

h) Suidas und Eudocia, vergl. Schneider ad Alexiph. p. 81.
82.

in Speise und Trank genossenen Giften und deren Wirkungen und bemerkt die in jedem Falle am zweckmäßigsten anzuwendenden Gegengifte. Der Kenner der Naturgeschichte und der Arzt können vielleicht zweifelhaft seyn, wie hoch oder wie gering sie den Werth dieser Werke anschlagen sollen, je nachdem sie der Belehrung, die sie aus beynben schöpfen, oder dem zufälligen Vergnügen, das ihnen die Vergleichung des alten und neuen Zustandes der Toxikologie gewährt, einen größern Einfluß auf ihr Urtheil gestattet; i) der Mann von Geschmack und der Kunstrichter können es auf keine Weise, sondern werden sich vielmehr in ihren Aussprüchen leicht vereinigen:

Unstreitig ist der Stoff, den Nikander zur Bearbeitung wählte, ohne Vergleich spröder und undankbarer, als der, dem Arat seinen Fleiß widmete. Es läßt sich begreifen, wie ein Dichter, mit einer lebhaften Einbildungskraft, hingerissen von dem Anblicke des gestirnten Himmels, ihn zu besingen bewogen werden und, wenn er ihn mit den Augen eines Griechen betrachtet, seinem Gesange Abwech-

i) So sagt z. B. Haller in der Bibl. botan. Tom. I, p. 54. über die Alexipharmaka: *Descriptio vix ulla; symptomata fusa recensentur et magna farrago et incondita plantarum subiicitur.* Und die Theriaka sind ihm *longa, incondita et nullius fidei farrago.* Günstiger urtheilt Sprengel in der Geschichte der Arzneikunst, Th. I. S. 424. u. f.

felung, Leben und Unmuth zu geben sich überreden darf; aber man versteht durchaus nicht, wie Schlangen und Skorpionen, Blutigel und Eidechsen, Rindsbhut und Laab, Gifthut und Bilsenkraut, Schierling und Schwämme, Bleyweiß und Silberglätte zu begeistern, noch wie Jemanden die schädlichste aller Eigenschaften, die an Thieren, Gewächsen und Mineralien haften, die giftige, zur poetischen Darstellung aufzufodern vermag. In den Gegenständen liegt nicht das mindeste, was zu ihnen hin-, dagegen unendlich vieles, was von ihnen abzieht. Schon in der Natur wendet man von so manchem, worauf Nikander die Aufmerksamkeit lenkt, das Auge weg, und er darf glauben, daß man es in der Nachahmung schön finden und mit Wohlgefallen betrachten werde. Die Fabel- und Mythen-Welt hängt mit der wirklichen, die er schildert, durch keine Fäden zusammen, und er hofft die eine an die andere zu knüpfen, oder der erstern entbehren zu können! Der Inhalt seiner wirklichen endlich ist so groß und ihr Gehalt so gering, und er verzweifelt nicht, dieß Mißverhältniß zu überwinden! Welche Hülfsmittel hat er in sich gefunden, oder aus sich hervorgerufen, um eine solche Aufgabe zu lösen? Welche Kräfte in Bewegung gesetzt, um der todten Materie Bewegung zu geben?

Die Wahrheit zu gestehen, keine. Nikander in seinen beyden Gedichten ist durchaus nichts weiter, als einfacher Erzähler oder trockner Beschreiber. Was er an den giftigen Thieren, den wahren sowohl als den fabelhaften, — denn auch an Märchen fehlt es seinen Berichten nicht, *k*) — für unterscheidende Kennzeichen bemerkt, oder aus dem Munde der Sage überkommen, was er für eigenthümliche, aus Vergiftungen herrührende, Zufälle und Folgen an dem menschlichen Körper beobachtet, was Erfahrung, um beyden zu begegnen, gelehrt und ihm als bewährt und anwendbar empfohlen hat, — das und mehr nicht giebt er, und nackt, wie es ihm Geschichte und Wissenschaft darbiethen, wieder. Sein ganzes Verdienst besteht in der Kunst, diese unpoetischen widerstrebenden Gegenstände in einen wohlgeründeten Hexameter einzuschließen und ihnen durch verschönernde Beywörter und von dem Gewöhnlichen abweichende Wortstellungen eine höhere Bedeutung zu geben, als sie an sich nicht haben. Selten nur gelingt es ihm einen tauglichen Umstand oder eine glückliche Anspielung aus der Mythologie und alten Geschichte aufzufassen und für seinen Zweck zu benutzen, und eine Dichtung von Werth kommt

k) Man sehe, was er von den Basilisten, dem giftigen Bisse der Spizmaus und der Erzeugung der Wespen aus faulendem Pferdefleisch erzählt.

ben ihm gar nicht vor. Vergebens laufe ich die ganzen Alexipharmaka durch, um auf eine Stelle zu treffen, die einige Wahrscheinlichkeit für sich hat, daß sie im Deutschen nicht ganz mißfallen werde. Ich muß mich schon an die Theriaka, das von Seiten der Poesie unstreitig bessere Gedicht, halten, um keine solche zu finden. Hier ist (V. 282 — 319.) die Beschreibung des Hämorrhous oder der Kupferschlange. 1) Aus ihr mögen die Leser das Dichtungsvermögen Nikanders beurtheilen.

Iht laß ohne Verzug dir den frechen Hämorrhous
schildern,
Ihn, der nirgends so gern, als in Felsenklüften, ver-
weilet,
Und, sein enges Gemach sich in stachlichten Dornen be-
reitend,
Dahin, nach dem Genuß des Fraßes, flüchtet und
hauset.
Seine Länge beträgt einen Fuß wohl, aber die Breite
Nimmt vom feurigen Kopf stets ab und verläuft sich
zur Spitze.
Bald erscheinet von Farb' er schwarz, bald wiederum
brennend.
Schmal und eng genug ist des Unthiers Hals und
vom After
Hängt der gestukte Schweif, sich stark abründend,
hinunter.

W a g

1) Des Coluber lebetinus, für den sie Sprengel am a. D. nimmt, oder der forskalischen Natter bey La Ceyede, Th. III. S. 250. der deutschen Uebersetzung.

Zwey hellschimmernde Hörner erhebt es über der
 Stirne,
 Augen zeigt es, an Glanz des Parnops ^{m)} Augen
 vergleichbar,
 Und ein scheusliches Haupt, das fect und schrecklich
 emporstarrt.
 Queer stets, wie der Ceraf, den kleinen Körper be-
 wegend, ⁿ⁾
 Drückt es den Bauch an die Erd', und rauschet leise
 und linde,
 Mitteltst der Schuppen, im Gehn, als schlich es durch
 rasselnde Stoppeln.
 Bist du gestochen, so läuft im ersten Beginnen die
 Wunde
 Schwarzblau an; es durchtoben das Herz unsägliche
 Schmerzen;
 Aufgereizt wird alles im Innersten, und in der ersten
 Nacht schon rinnet, vermischt mit dem Gifte des gal-
 lichten Geiters,
 Dir aus Nase und Schlund das Blut und quillt aus
 den Ohren,
 Was du trinkst, entgeht blutroth gefärbt dir, und
 Wunden
 Spalten die trockne Haut und brechen hervor an den
 Gliedern,
 Möge doch mindestens aie des Admorrhous Weibchen
 dich stechen!
 Fasset dich dieses, so schwillt das Zahnfleisch stracks
 dir im Munde;
 Häufig, nicht tröpfelnd, entrinnt das Blut den Wur-
 zeln der Nägel;

^{m)} Eine Heuschreckenart, die auch Kornops heißt.

ⁿ⁾ Darum, wie Gorraus, der beyde Werke Nisanders
 ungemein glücklich in lateinische Verse übersetzt hat,
 in der von ihm besorgten Ausgabe (Paris, 1557. 4.)
 p. 24. ganz richtig bemerkt, weil Helena, (man vergl.
 N. 316.) ihm das Rückgrat zerbrochen hatte.

Und, vom giftigen Geiser zerfressen, modern die Zähne.
Helena, wenn uns der Ruf nicht täuscht, die Unseli-
ge, straste

Dieses Geschlecht, als sie, Troja verlassend, das
Schiff nach des Niles
Mündung lenkte, dem Sturm des feindlichen Nordes
zu entinnen.

Hingestreckt in den Sand des Ufers, ruhebedürftig,
Lag Kanobus, der Lenker des Steuers; da wickelte
plötzlich

Eine Hämorrhoids sich um des Schlafers Nacken und
drückte

Ein ihm den giftigen Zahn und besetzte sein trauriges
Lager.

Aber Helena knickte die Matten und brach ihr des
Rückens

Bänder und Wirbel entzwey, und nach außen strebte
das Rückgrat.

Einzig hinken seitdem der Hämorrhoids und der ge-
bogene

Krumme Ceraft und tragen der Mißgestaltung Be-
schwerden.

Ich glaube Nikandern auf keine Weise zu nahe
zu treten, wenn ich behaupte, daß in seinen Ge-
dichten schwerlich eine bessere Stelle, als die von
mir ausgehobene, und nur wenige, die sich mit
ihr vergleichen dürfen, zu finden sind.

An Nikander schließt sich Oppian, aus Co-
rykus in Cilicien, blühend unter der Regierung
des Kaisers Commodus o) und unbezweifelter

o) Oder um das Jahr 180. Man vergl. Schneider in
den Noten zum Oppian p. 345. u. f. und vorzüglich
p. 404. und Fabricius in B. Gr. Tom. V. p. 591.

Verfasser der *Haliutika*, eines Lehrgedichts über die Fische in fünf Büchern, von denen das erste den Aufenthalt und die verschiedenen Fortpflanzungsarten der Fische, das zweite ihre Lebensweise, Waffen und Kriege, und die drey übrigen die mannigfaltigen Anstalten, die der erfinderische Fleiß des Menschen, sich ihrer zu bemächtigen, getroffen hat, aus einander setzen. Zwen Unterschiede fallen, wenn man den Nachfolger mit dem Vorgänger zusammenhält, sogleich in die Augen und verdienen bemerkt zu werden.

Erstlich. Mikander und Oppian haben beyde aus der Naturgeschichte den Stoff zu ihren Gedichten gewählt, aber der letztere offenbar mit mehr Vorsicht und Glück. Selbst für den Liebhaber jener Wissenschaft ist das Reich der Gewässer in den trocknen Berichten des Systematikers ungleich anziehender, als die Beschreibung der Gisthiere und Gistpflanzen. Wie sollte, was in der schlichten Darstellung des Erzählers unterhält und vergnügt, nicht in der verschönernten des Dichters die Aufmerksamkeit fesseln und gefallen? In dem Baue und in der Gestalt der Fische, in ihrer Art sich zu nähren und zu vervielfältigen, in ihren feindseligen Angriffen auf einander und in ihrer Vertheidigung, — überall giebt es so viel Eigenthümliches zu bemerken und so viel Sonderbares und Auffallendes auszugiehen, daß die Anordnung

und Zusammenstellung desselben nothwendig ein nicht bloß belehrendes sondern auch unterhaltendes Ganzes bilden muß. Das Geschlecht der Schlangen und Rattern dagegen gewährt, zumahl wenn beyde in einer einzigen Beziehung, ich meine von Seiten ihrer Schädlichkeit, betrachtet werden, nicht die mindeste Mannigfaltigkeit und Abwechselung. Der Dichter kann durchaus nichts anders thun, als sie nach ihren wesentlichen Kennzeichen beschreiben und auf ihre größere oder geringere Gefährlichkeit aufmerksam machen, und mehr hat Nikander bekanntlich auch nicht gethan. Oppian kann dem Natur-Historiker seine Merkmale lassen. Er darf hoffen, durch eine allgemeine Schilderung des Wasserreichs und der, in ihm obwaltenden, eignen Oekonomie Aufmerksamkeit zu erregen und die einzelnen merkwürdigen Bewohner desselben noch durch anziehendere Charaktere, als die äußere Gestalt darbiethet, kenntlich zu machen.

Zweitens. Wie Oppian in der Wahl des mehr poetischen Gegenstandes Nikandern vorgeht, so zeichnet er sich auch durch die Richtung, die er genommen, und durch den Zweck, den er verfolgt hat, vor ihm aus. Nikanders Aufgabe liegt im Gebiete der praktischen Arzneykunde, — er lehrt Vergiftungen heilen. Oppian hält sich im Bezirke der freyen regen Natur. Er führt uns hinaus auf Ströme, Seen und Meere. Es werden Neu-

sen gelegt, Angeln bereitet, Netze ausgeworfen. Der starke Fisch wird überwältigt, der einfältige ergriffen, der schlaue belustet. Die Beschäftigung, die er singt, war vormahls einer der angenehmsten Genüsse der müßigen in ihren Willen schwelgenden Römer, ist heute noch der Zeitvertreib der Großen, die an den Küsten des Meeres wohnen, und wird selbst von denen, die in der Nachbarschaft fischreicher Ströme und Landseen leben, nicht verschmäht. Ein Unterricht kann nicht mißfallen, der für die Menge der so vieler und, was mehr sagen will, auch für ihr Vergnügen berechnet ist. Es ist vielmehr längst ausgemacht, daß man nie glücklicher lehrt, als wenn man die Neigung der Menschen an seinen Vortrag zu knüpfen und ihnen angenehme und unterhaltende Ausichten zu eröffnen weiß.

Indeß bey allen diesen Vorzügen, die Oppian, in Absicht des gewählten Gegenstandes und der mehr dichterischen Anlage, vor Nisandern voraus hat, — wer könnte sich verhehlen, daß er gleichwohl ein nichts weniger als anziehendes Gedicht zu Stande gebracht hat? Es gehört in der That eben so viel Anstrengung dazu, seinen didaktischen Versuch, als den seines Vorgängers, zu lesen, und man legt den spätern nicht befriedigter aus der Hand, als den frühern. So rein und zierlich die Sprache und so rund und geglättet der Vers

ist, so können beyde doch nicht für die Abwesenheit höherer Schönheiten entschädigen, noch bewirken, daß man die unendliche Trockenheit des Ganzen vergißt. Nur mit Mühe windet man sich durch diese fünf Bücher, deren jedes aus mehr als sechs hundert Versen besteht, hindurch und fühlt, als Dichter, weder Lust noch Beruf in sich, sie zum zweyten Male durchzulesen. Alles, was man für seine Anstrengung gewinnt, ist die Ueberzeugung, „daß ein Gedicht nicht bloß fehlerfrey, sondern, um zu gefallen, auch lieblich seyn und sich des Herzens bemächtigen müsse.“

Und die Ursache des Mißlingens? Mich dünkt, sie falle von selbst in die Augen. Es ist keine andere, als die ermüdende Weitschweifigkeit und Ausführlichkeit, mit der Oppian seinen Gegenstand behandelt. Statt uns große und allgemeine Uebersichten zu geben, verfolgt und faßt er immer das Einzelne. Statt uns in die Natur selbst zu versetzen und zu unmittelbaren Zeugen und Theilnehmern dessen, was in ihr vorgeht, zu machen, begnügt er sich umständlich zu berichten, was geschieht oder geschehen könnte. Statt das Wichtiges von dem Unwichtigen und das Anziehende und der Beschreibung Fähige von dem Nüchternen und Leeren zu sondern, gibt er alles ohne Unterschied, Wahl und Absicht. Oppian erspart seinen Lesern schlechterdings nichts. Was er von der Lebens-

weise der Fische und den verschiedenen Arten ihrer habhaft zu werden erforscht hat, daß alles müssen auch sie erfahren, und, was für den Fischer von Handwerk zu wissen nöthig ist, auch ihnen merkwürdig seyn. So hat er freylich über einen einzigen und beschränkten Gegenstand der Natur ein Werk von viertehalb tausend Versen geschrieben, während Virgil einen ohne allen Vergleich reichern und mannigfaltigern in etwa zwey tausend eingeschlossen hat. Aber dafür liefert der Römer auch ein Gedicht und der Grieche ein versificirtes Lehrbuch.

Doch dem letztern geht, denke ich, nicht bloß der Takt für die schickliche Behandlung und Anordnung seines Stoffes, es geht ihm überhaupt der poetische Geist selbst ab. Die Gemählde, die er ausstellt, ergeben nicht, die Gleichnisse, die er einwebt, erläutern nicht; und die Bemerkungen, die er verstreut, befriedigen nicht. *p)* So gar die Stellen, in denen er es sichtbar darauf angelegt hat, sein Talent zu zeigen und dem Leser einen höhern Genuß zu verschaffen, wie unter andern die Eingänge der Bücher, die Beschreibung der See- und der größern Meer-Fische oder Cetten (B. 62 — 357.) und die Schilderung der freunds-

p) Man lese, um sich davon zu überzeugen, I. 702 — 731. II. 217 — 224. 497 — 505. III. 197 — 204. 358 — 364.

freundschaftlichen Verbindung zwischen dem Delphin und dem Menschen (V. 416 — 518.), Franken an einer wortreichen prunkenden Umständlichkeit, und erinnern an den Ausspruch des Dichters, daß die Hälfte besser sey, als das Ganze. Eine der besten Stellen ist unstreitig die Vergleichung des Fischfangs mit der Jagd und dem Vogelfange (I. 35 — 55.), und doch erhebt sie sich nicht über das Mittelmäßige. Nachdem Oppian die Beschäftigung des Jägers und Vogelstellers von ihrer annehmlichen Seite dargestellt hat, fährt er. fort:

Aber den dulbenden Fischer erwarten verborgene
Mühen,

Und um die Seele schwebt, wie ein Traum, ihm die
täuschende Hoffnung:

Denn er besteht nicht den Kampf auf der unbeweglichen
Erde,

Sondern die wogende Fluth des wild aufbrausenden
Pontus

Ehürmet sich hoch um ihn her, ein Anblick, der, vom
dem Ufer

Und mit den Augen allein gesehn, schon Schrecken
verbreitet.

Also schweift er dahin in des Nachens zerbrechlichem
Holze,

Dienstbar immer dem Sturm, den Sinn in die bläuliche
Tiefe,

Und den forschenden Blick auf die dunklen Wolken
gerichtet.

Wo er auch weilt, ihn umfängen des Meeres schwarze
liche Pfade.

Nirgends ist ihm ein Schutz vor der Winde Gewalt,
noch ein Obdach

Vor dem Regen, und keins vor der Gluth des Som-
mers verliehen.

Rastlos schrecken ihn bald der Wallfisch, bald die ver-
hassten

Ungeheuer der Gluth, die drohend ihm immer be-
gegnen,

Wenn er zu kühn hinaus auf die feuchte Fläche sich
waget.

Auch geleitet kein Hund, als Führer, ihn über des
Meeres

Pfade hinweg, und die Spuren der Wasserbewohner
sind dunkel.

Wo ihm ein Gang, wo keiner ihm lohnen werde die
Mühe,

Ist ihm zu wissen verwehrt: denn die Wege des Fi-
sches sind vielfach.

Hier vermögen allein die Fischerruthen, die schwachen
Harenen Seile, das Netz, und der Angel sich krüm-
mender Haken.

Noch hält man Oppian für den Verfasser eines
zweiten poetischen Werkes, eines Cynegetikon,
oder Gedichtes über die Jagd in vier Büchern,
von denen das erste den Jäger in voller Rüstung,
auf einem behenden wohl zugerittenen Pferde und
umgeben von tapfern abgerichteten Hunden, schil-
dert, das zweyte und dritte die jagdbaren Thiere
nennt und beschreibt und das vierte, nur zum
Theil erhaltene, das Wissenschaftliche der Jagd
darlegt. Ich glaube es hier unerörtert lassen zu
dürfen, ob Oppian, oder, was allerdings mehr

Wahrscheinlichkeit hat, ein anderer 9) der Urheber dieses Versuches sey; aber darin werden un-
streitig alle Unbefangenen mit dem deutschen Herausgeber dieser Gedichte übereinkommen, wenn er 1) urtheilt: „Der Kenner der griechischen Sprache vergleiche beyde und sage, ob der nette Vortrag, der die Bücher über den Fischfang auszeichnet, nicht auffallend gegen den harten, oder, eigentlich zu reden, barbarischen Ausdruck des Erynegetikons absteche und das letztere nicht vielmehr den Charakter der lateinischen Sprache, als den wahren und echten der griechischen an sich trage. Auch sind die einzelnen Theile des Erynegetikons so übel geordnet, und durch Worte und Gedanken so ungeschickt verbunden, daß sich die Vermuthung, es rühre nicht von dem Verfasser des Halieutikons her, Jedem von selbst aufdrängen muß.“ Man kann sicher noch weit mehr Böses von diesem Gedichte, als der gelehrte Herausgeber desselben, sagen und darf deshalb doch nicht fürchten, zu viel Böses gesagt zu haben. Es hat in der That alle Fehler des Halieutikons und ist dabey noch um vieles unebner, geschmackloser und

Bb 2

9) Nach Schneider am angez. O. ein aus Apamea am Orontes gebürtiger Dichter, der, zu Anfang des dritten Jahrhunderts, unter Caracalla schrieb.

1) In Notis p. 348. vergl. Praefation p. 3. 4.

Nirgends ist ihm ein Schutz vor der Blinde Gewalt,
 noch ein Obdach
 Vor dem Regen, und keins vor der Gluth des Som-
 mers verliehen.
 Raslos schrecken ihn bald der Wauwisch, bald die ver-
 haften
 Ungeheuer der Gluth, die drohend ihm immer be-
 gegnen,
 Wenn er zu früh hinaus auf die feuchte Fläche sich
 waget.
 Auch geleitet kein Hund, als Führer, ihn über des
 Meeres
 Pfade hinweg, und die Spuren der Wasserbewohner
 sind dunkel.
 Wo ihm ein Fang, wo keiner ihm lohnen werde die
 Mühe,
 Ist ihm zu wissen verwehrt: denn die Wege des Fi-
 sches sind vielfach.
 Hier vermögen allein die Fischerruthen, die schwachen
 Harenen Seile, das Netz, und der Angel sich krüm-
 mender Haken.

Noch hält man Oppian für den Verfasser eines
 zweyten poetischen Werkes, eines Cynegetikon,
 oder Gedichtes über die Jagd in vier Büchern,
 von denen das erste den Jäger in voller Rüstung,
 auf einem behenden wohl zugerittenen Pferde und
 umgeben von tapfern abgerichteten Hunden, schil-
 bert, das zweyte und dritte die jagdbaren Thiere
 nennt und beschreibt und das vierte, nur zum
 Theil erhaltene, das Wissenschaftliche der Jagd
 darlegt. Ich glaube es hier unerörtert lassen zu
 dürfen, ob Oppian, oder, was allerdings mehr

Wahrscheinlichkeit hat, ein anderer 9) der Urheber dieses Versuches sey; aber darin werden un-
streitig alle Unbefangenen mit dem deutschen Herausgeber dieser Gedichte übereinkommen, wenn er 1) urtheilt: „Der Kenner der griechischen Sprache vergleiche beyde und sage, ob der nette Vortrag, der die Bücher über den Fischfang auszeichnet, nicht auffallend gegen den harten, oder, eigentlicher zu reden, barbarischen Ausdruck des Eynesetikon's absteche und das letztere nicht vielmehr den Charakter der lateinischen Sprache, als den wahren und echten der griechischen an sich trage. Auch sind die einzelnen Theile des Eynesetikon's so übel geordnet, und durch Worte und Gedanken so ungeschickt verbunden, daß sich die Vermuthung, es rühre nicht von dem Verfasser des Haliutikon's her, Jedem von selbst aufdrängen muß.“ Man kann sicher noch weit mehr Böses von diesem Gedichte, als der gelehrte Herausgeber desselben, sagen und darf deshalb doch nicht fürchten, zu viel Böses gesagt zu haben. Es hat in der That alle Fehler des Haliutikon's und ist dabey noch um vieles unebner, geschmackloser und

Bb 2

9) Nach Schneider am angez. O. ein aus Spainea am Orontes gebürtiger Dichter, der, zu Anfang des dritten Jahrhunderts, unter Caracalla schrieb.

1) In Notis p. 348. vergl. Praefation p. 3. 4.

trockner, und, weil ihm auch die Schönheit und die Anmuth der Sprache abgehn, selbst von dem einzigen Vorzuge-entblößt, der Arbeiten der Art empfiehlt und zu ihrer nähern Betrachtung aufodert. s)

Dionysius, der Periegete, ein Schriftsteller von ungewissem Vaterlande und Zeitalter, s) hat uns ein geographisches Gedicht hinterlassen, in welchem er, nach vorläufiger Angabe und Bestimmung der Welttheile, zuerst im Allgemeinen den Ocean nach seinen Haupteintheilungen und vier großen Meerbusen, dem mittelländischen, arabischen, persischen und, wie die Alten glaubten, kaspiischen, dann, von den Säulen des Herkules

s) Ein drittes Gedicht, Iruetikon, oder über den Vogelfang, welches dem Dorian-ebenfalls, aber sicher mit Unrecht, beigelegt wird, ist nur noch in der prosaischen Paraphrase eines gewissen Eutefnius vorhanden und gehört folglich nicht vor den Richterstuhl der poetischen Kritik.

s) Nach einigen (man vergl. Fabricii B. Gr. Tom. IV. p. 586. und vorzüglich das Epimetron von Harles p. 588.) ward er zu Charax, einer Stadt zwischen dem Tigris und Euluis, nach andern zu Byzanz, nach noch andern zu Corinth geboren. Der eine läßt ihn unter August, der zweite unter Domitian, der dritte unter Hellogabalus blühen. Die letztere Meinung, die Dodwell vertheidigt, scheint mir die meiste Wahrscheinlichkeit für sich zu haben.

anhebend, die einzelnen Gewässer des Mittelmeers, hierauf die Völker Afrika's, nach diesem die Länder Europa's und die Inseln in- und außerhalb dem Mittelmeere, und endlich die Provinzen und Reiche Asiens, in etwa eilfhundert Hexametern, nicht schildert, sondern der Reihe nach aufführt und zugleich an die vornehmsten Berge, Städte und andere Merkwürdigkeiten in der Kürze erinnert.

Bekanntlich sind noch zwey geographische Bruchstücke, beyde in Jamben abgefaßt und aus frühern Zeiten, auf uns gekommen, das eine von Didarch, dem Schüler des Aristoteles, und das zweyte von dem Ehier Skymnus, einem Zeitgenossen des bythynischen Königs, Nikomed des dritten ^{u)} (Bl. 172, 3. v. Ehr. 90.). Vergleicht man Dionysius Versuch mit den Arbeiten dieser Schriftsteller, so bleibt allerdings kein Zweifel übrig, wem der Vorzug gebühre. Dionysius erscheint, seinen dürftigen Vorgängern gegen übergestellt, immer noch reich, und darf überdem seine wohl abgemessenen Hexameter gegen ihre mit

B b 3

^{u)} Von dem ersten wird in Fabricii B. Gr. Tom. III. p. 486., von dem andern Tom. IV. p. 613. gehandelt. Die Ueberbleibsel ihrer so genannten Gedichte hat Hudson bekanntlich dem zweyten Theile seiner Geographien einverleibt.

und Städten, das das sich und mehr noch, durch den gelehrten Commentar des berühmten Bischoffs Eustathius, für die Kenntniß der alten Geographie brauchbar ist, in der Reihe der Gedichte aber sicher keine Stelle verdient.

Ich glaube diese Abhandlung nicht besser, als mit einigen allgemeinen Bemerkungen über die griechischen Lehrdichter, beschließen zu können.

Erstlich. Sie alle haben mehr oder weniger das Wesen der Dichtkunst verkannt und die Geschicklichkeit, leichte und wohlklingende Verse zu machen, mit dem seltenen Vermögen zu dichten verwechselt. Diese Verirrung ist freylich den meisten alexandrinischen Dichtern eigen, aber die nachtheiligen Folgen derselben sind bey denen, die in der epischen Gattung arbeiteten und den Homer zu ihrem Vorbilde nahmen, wie Apollonius, bey weitem so auffallend nicht, als bey denen, die sich in der didaktischen Dichtungsart versuchten und dem Hesiod folgten. Der Mangel an wahrem Talente wird bey den ersten durch den glücklichen und reichhaltigen Stoff wenn nicht ersetzt, doch gewisser Massen bedeckt, bey den letztern hingegen durch die undankbaren Gegenstände, die sie wählen, herausgehoben. Auch dem Nichtkenner kann

es auf keine Weise entgehn, daß in ihren Gedichten sich keine Spur von poetischem Geiste offenbart, sondern alles angelernt und erworben ist.

Zweitens. In eben dem Maße, in welchem es schwerer und seltner ist, ein eigenthümliches echtes Kunstwerk, als eine kalte überlegte Nachahmung, hervorzubringen, in eben dem Maße ist auch die Uebertragung des erstern in eine fremde Sprache schwieriger und seltner, als die des letztern. Homer und die griechischen Tragiker sind zwar von den Römern, aber ehe noch ihre Sprache hinlänglich gebildet war und, so weit unsre Nachrichten reichen, nie mit Glücke übersetzt worden; α) an einen Urat hingegen haben sich ihrer drey, Cicero, Cäsar Germanicus und Festus Avienus, und an Dionysius zwey, Avien und Priscian, und keiner unglücklich, versucht, ungeachtet keiner auf den Ruhm eines vorzüglichen Dichters Anspruch machen darf.

Drittens. Wenn es irgend einen Beweis giebt, daß unter den Griechen die Philosophie des Schönen mit der Ausbildung der Poesie nicht gleichen Schritt gehalten hat, oder doch ohne bedeutenden Einfluß auf sie gewesen ist, so liefern ihn die didaktischen Dichter. Wir hätten, wenn ihre Poesie, seit Aristoteles, weiter angebaut worden, und

α) Man sehe Fabricius in B. Gr. Tom. I. p. 427. und in der Notitia Tragicorum, Tom. II.

ihre Forschungen tiefer in das Innere und Wesentliche dichterischer Darstellungen eingedrungen und nicht bloß bey dem Aeußern und Zufälligen stehn geblieben wären, solche Erzeugnisse hervorgehn und als Gedichte gebilliget werden können? Der Geist des Zeitalters und die allgemeine Verbreitung und Schätzung der Gelehrsamkeit macht es begreiflich wie die Alexandriner sich so häufig und ernstlich der Bearbeitung gelehrter Gegenstände hingeben und dem didaktischen Gedichte einen so vorzüglichen Fleiß widmen konnten. y) Aber nur ein das Wesen der Poesie verkennender und durch keine philosophischen Untersuchungen geläuterter und befestigter Geschmack giebt einen Aufschluß, wie und warum sie in der genannten Gattung solche Fehlgriffe thun und den Ruhm, sie zuerst mit Glück angebaut zu haben, andern überlassen mußten.

Viertens. Dieser Ruhm gebührt keinem andern, als dem Römer Virgil. In ihm, dem Lehrdichter, hätte man wenigstens nicht so durchgängig den Nachahmer der Griechen und früher lebender römischer Dichter finden, noch die Eigenthümlichkeit, Selbstständigkeit und Erfindsamkeit seines Genius von dieser Seite so stark in Anspruch neh-

B b 5

y) Man sehe die Titel der verloren gegangenen Schriften dieser Gattung bey Fabricius.

men sollen. Dem Hesiod verdankt er, wie der Augenschein lehrt, wenig oder nichts; dem Georgikon eines so schalen Dichters, wie Nikander ist, konnte er schwerlich etwas verdanken, z.) und die wenigen Stellen, die man ihm als entlehnte nachweisen will, — wer mag von ihnen, den so genutzten, so verbundenen, so ausgeschmückten, behaupten, sie sind nicht sein?

z) Was uns Athendus aus diesem Werke (unter andern III. 37. p. 126. XV. 9. p. 683.) aufbewahrt hat, ist in der That sehr mittelmäßig. Auch beruht die ganze Vermuthung, daß Virgil es geplündert habe, auf den Worten Quintilians (Instit. orat. X. 1. p. 894.): Quid? Nicandrum frustra secuti Macer atque Virgilius! und folglich auf einer Aeußerung, die auch Nikanders Theriaka und die aus ihnen nachgebildete Stelle Virgils (Georg. III. 414.) gelten kann.

Ueber das Wesen
 der
 Horazischen Epistel.

Die Idee, aus veredelten Briefen des gemeinen Lebens eine eigene Dichtungsart zu schaffen, liegt jedem Dichter so nahe, daß es Befremden erregt, wie sie vor Horaz so wenig realisiert worden ist. Keinem, der mit den Geheimnissen seiner Kunst etwas vertrauter war, konnte es unbekannt bleiben, daß Gelegenheitsgedichte vor denen, die allgemeinen Inhalts sind, einen wichtigen Vorzug haben. Der Dichter ist von der individuellen Situation, worin er sich befindet, und den engeren Verhältnissen der Person, an welche sein Gedicht gerichtet ist, zu innig gerührt, als daß nicht der Grad der Begeisterung stärker, die Darstellung lebhafter, der Vortrag herzlicher und eindringender seyn sollte, als wenn er erst für gleichgültigere Gegenstände die Begeisterung in sich erwecken muß. Daher

der durch die ersten Dichter aller Zeiten bewährte Bemerkung, daß das Beste, was wir in der Iyrischen und elegischen Gattung besitzen, individuellen Veranlassungen und speciellen Beziehungen seinen Ursprung verdankte. Doch nicht jeder Stoff, wenn er auch an sich fruchtbar und dichterisch ist, verträgt eine Iyrische oder elegische Behandlung; da er weder den höheren Schwung der Iyrischen Muse noch die sanfte Nührung der elegischen Schreibart in der Seele zu erwecken fähig ist: es bleibt also dem Dichter, der ihn bearbeiten will, nur der Ausweg übrig, seine Gedanken und Empfindungen auf diejenige Art einzutheilen, auf welche man sich mit seinen Freunden zu unterhalten pflegt: woben jedoch natürlich vorausgesetzt wird, daß der Stoff selbst eine dichterische Exposition zulasse.

Von Horaz walteten noch mehrere individuelle Ursachen ob, warum er für einen beträchtlichen Theil seiner Gedichte die Briefform wählte. Er näherte sich, als er seine Briefe schrieb den Jahren, in welchen die Gegenstände, die früher das Iyrische Feuer entflammten, nach und nach ihren Reiz für ihn verloren, und welche den Grad der Begeisterung selbst um ein beträchtliches herabstimmten; er fühlte nur zu lebhaft, daß für die höheren Wahrheiten, welche er in seinen späteren Oden enthüllte, noch eine zweckmäßigere und ge-

fälligere Art der Einkleidung möglich sey; die Beschäftigung mit den sokratischen Philosophen und der ächten Lebensweisheit hatte für ihn einen so überwiegenden Reiz vor jeder anderen, daß er der Dichtungsart den Vorzug gab, worin er die Weisheit, die ihn begeisterte, als ein Heiligthum für sich und seine Freunde aufbewahren konnte: auch hatte er sich schon früher bey den Satiren einen eigenen dichterischen Vortrag geschaffen, der hier mit leichter Veränderung anwendbar blieb. Ueberdieß wünschten seine Freunde noch immer Gedichte von ihm zu lesen, und zwar Freunde, deren Bitte er erfüllen mußte, wenn er dem Verdachte des Undanks oder Eigensinns entgehen wollte. Konnte er also ihnen besser willfahren, auf seine eigene Seelenstimmung weislicher Rücksicht nehmen, und sich überhaupt von der Wahl irgend einer Dichtungsart einen glücklicheren Erfolg versprechen als von der Briefform? Hier konnte er sich seinen Freunden herzlich mittheilen; hier die Schätze der Weisheit niederlegen, die er im Umgange mit seinen Lieblingen den Griechen gesammelt; hier dem Sage, der ihn auch in crasseren Jahren nicht verließ, noch einige Freyheit gestatten; hier sein Zeitgenosse, deren Thorheiten er in den Satiren gezüchtigt, wenn sie noch der Besserung fähig waren, auf etwas Besseres hinweisen, als das, was sie gewöhnlich bewunderten.

und erfreuten. Sein dichterisches Feuer strahlte zwar nicht mehr, wie am vollen Mittage; aber es streute, wie die Sonne, wenn sie sich zum Abend neigt, einen sanfteren Glanz, nicht ohne Pracht und Schönheit, umher, bey welchem wir mit desto innigerem Entzücken verweilen, je milder und erquickender der Strahl ist, der uns wärmet und leuchtet.

Da wir hier eine eigene Dichtungsart finden, und zwar beyhm Horaz das Vollendeteste, was wir in dieser Gattung wünschen dürfen: so können wir wohl den Geist und das Charakteristische derselben eben so sicher von den horazischen Briefen abstrahiren, als man die Regeln der übrigen Dichtungsarten aus den Meisterwerken jeder Gattung hergeleitet hat.

Die poetische Epistel ist eine schriftliche, an eine bestimmte Person gerichtete Mittheilung der Gedanken über Gegenstände, Auftritte, Begebenheiten, Verhältnisse des gemeinen Lebens so wohl als über andere aufs Leben anwendbare, oder sonst wissenswerthe Wahrheiten, welche durch die dichterische Einkleidung Interesse, Lebhaftigkeit, Lebzigkeit und Anmuth erhält.

Dieser Grundbegriff unterscheidet die poetische Epistel, wie von allen übrigen Dichtungsarten, so besonders von denen, welche am nächsten mit ihr zusammen treffen, nämlich der elegi-

schen und didaktischen. Denn wenn sich die Elegie ausschließlich mit Darstellung und Erweckung sanfterer Empfindungen beschäftigt: so schließt zwar die Epistel diese nicht gänzlich aus; nimmt aber dabei einen froheren Schwung, und umfaßt ein viel weiteres Gebiet, als jene. Mit der didaktischen Dichtungsart trifft sie zwar oft zusammen; unterscheidet sich aber von ihr dadurch, daß nicht, wie bey dieser, die Erörterung einer Wahrheit, oder eines Systems von Wahrheiten, ihr höchster Endzweck ist, sondern daß sie sich allezeit zum Gesetz macht, jede Wahrheit, die sie behandelt, aus eigenen Situationen herzuleiten, und mit den Personen, denen sie zugeschrieben ist, in nähere Verbindung zu bringen. Die Erörterung ihrer Verschiedenheit von der Satire wird weiter unten einen schicklichern Platz finden.

Aus jenem Grundbegriffe läßt sich nun auch das Charakteristische der poetischen Epistel in Absicht des Stoffs, der Form, des Vortrags und der Versification herleiten.

Welch ein reichhaltiger Stoff sich dem epistolischen Dichter darbiete, ist leicht denkbar. Auftritte und Ereignisse des täglichen Lebens; besondere Beziehungen des Briefstellers zu den Personen, an welche er schreibt; Nachrichten, Wünsche, Bitten; Urtheile über andere; Erörterungen ernster Wahrheiten; Belehrungen über wissenschaftliche

Gegenstände, und tausend andere Materien sind für die Epistel geeignet. Aber schon bey der Wahl des Stoffes unterscheidet sich der Dichter vom gewöhnlichen Briefsteller. Nicht jeder Stoff verträgt eine dichterische Behandlung. Doch ist es immer weit eher möglich, den alltäglichsten Gegenständen dichterischen Werth und Reiz zu geben, als eine poetische Correspondenz über abstrakte und metaphysische Lehren zu führen, die nicht anders erörtert werden können, als durch die langsame philosophische Methode, die von Merkmal zu Merkmal, von Satz zu Satz, bedächtig fortschreitet, und den leicht dahin schwebenden Vortrag der Epistel durch schwere Floskeln niederdrückt und aufhält. Horaz war auch jene Lehren nicht fremd; ^{a)} aber er hütete sich sie zum Gegenstande seiner Muse zu wählen: er gedenkt ihrer nur mit

Laune,

^{a)} Mit einer Kennermiene, dabey aber mit sehr feiner Persiflage, verweist er 1. Epistel XII. 16. ff. seinem Freunde Saccus, daß er um so hohe Fragen sich bekümmere:

Als, was das Meer in seinen Schranken halte;
 Woher der Jahreszeiten schöne Ordnung;
 Ob ohne Regel oder nach bestimmten
 Gesetzen die Planeten sich bewegen;
 Warum des Mondes Scheibe wechselsweise
 Bald ab- bald zunimmt. Kurz, den ganzen Plan
 Der zwietrachtvollen Eintracht der Natur,
 Und ob Empedokles, ob der spitzfindige
 Stertinius — nicht wisse, was er will.

Laune, ohne irgend eine weiter auszuführen. Welt ergiebiger und dem Zwecke des Dichters entsprechender sind die Wahrheiten, welche ins menschliche Leben fester eingreifen, an Ideen reichhaltiger sind, und das Leben und die Schönheiten annehmen, die ihnen der Dichter durch seinen Vortrag ertheilt:

— ob Reichthum oder Tugend

Den Menschen glücklich mache; Vortheil oder
Rechtschaffenheit das Band der Freundschaft knüpfe;
Was wahres Gut, und was das höchste sey. ^{b)}

— — — ob Tugend

Als Gabe der Natur uns angeboren; oder
Durch Unterricht und Fleiß erworben werde;
Was deiner Sorgen Anzahl mindre; was
Dir selbst zum Freund dich mach', und wahre Ruh
Dir schaff. — Ob Ehre, oder Reichthum; oder
Ein unbemerktter schmaler Pfad durchs Leben. ^{c)}

Und diese Fragen sind es denn auch, auf welche Horaz immer zurück kommt, und bey denen er am liebsten und glücklichsten verweilt. Daß übrigens die poetische Epistel auch wissenschaftliche Gegenstände nicht ausschließe, und wie der Dichter durch Individualisirung in das Allgemeine mehr Interesse bringen könne, zeigt der Brief an die Pisonen.

^{b)} II. Sat. VI. 37. ff.

^{c)} II. Epist. XVIII. 100. ff.

Doch nicht bloß ein dichterischer, auch ein interessanter Stoff ist zu wählen, der eben so fähig ist, den Dichter zu begeistern, als diese Begeisterung dem Leser mitzutheilen. Er wird vorzüglich interessant, wenn er mit den Grundsätzen, Neigungen, Wünschen der Person, an die der Brief gerichtet ist, in näherer Beziehung steht, oder solche wissenschaftliche Gegenstände und Wahrheiten betrifft, welche bey jener eine besondere Nahrung hervorzubringen vermögend sind. Immer weiß Horaz seine Freunde mit dem zu unterhalten, was ihnen am interessantesten ist; immer bringt er den behandelten Gegenstand in nähere Verbindung mit den Neigungen ihres Herzens, zeigt seinen Einfluß auf Glück und Elend, Vergnügen und Missergnügen; rügt gerade die Fehler, deren Versuchungen sie am meisten ausgesetzt sind; preiset diejenigen Tugenden an, welche ihnen am unentbehrlichsten sind. So unterhält er die Pisonen, welche sich den damaligen belletristischen Modegeschmack angeeignet hatten, von der Dichtkunst; so widerlegt er die parthenische Vorliebe des Fuscus für das Stadtleben durch die reizendste Schilderung des Landlebens; d) so lehrt er den Scävus den wahren Umgang mit den Großen e) und sucht diesen von Verhältnissen zurück-

d) I. Epist. X.

e) I. Epist. XVII.

zugiehen, zu welchen er den Lollius *f)* ermuntert.

Zwar ist nicht zu leugnen, daß das Interesse durch die Neuheit des Stoffes um vieles erhöht wird. Da sich aber für die Epistel nicht leicht ein ganz neues, noch nie behandeltes Sujet finden läßt; so bewährt sich der Meister durch die Neuheit der Ansicht und Wendung, welche er dem gewöhnlichen und schon oft benutzten Stoffe giebt. Und wie so ganz ist Horaz hierin Meister! Was ist z. B. gewöhnlicher, als ein Einladungsbillet? Aber wie weiß er in seine Einladung an den Torquatus *g.)* eine Jovialität zu zaubern, und diese mit der frostigen Bereicherungssucht seines Freundes in Contrast zu stellen, daß überall der originelle Geist durchblicket! — Was ist gewöhnlicher, als ein Empfehlungsschreiben? Aber welche Art der Empfehlung eigener, als die Horaz *h)* für den Septimius anwendet! — Was war vielleicht schon zu Horazens Zeit gewöhnlicher, als geharnischte Prologen und Epilogen! Aber wie neu war der Gedanke, durch Spott über sein eige-

Ec 2

f) 1. Epist. XVIII.

g) 1. Epist. V.

h) 1. Epist. IX.

nes Buch i) die Reider zu demüthigen und zum Schweigen zu bringen!

Daß denique fit, quod vis, simplex dumtaxat et unum ist auch bey der poetischen Epistel eine unerlaßliche Bedingung. Wollte der Dichter nur Nachrichten an Nachrichten, Reflexionen an Reflexionen, Belehrungen an Belehrungen reihen, ohne weiter auf ihre innere Verbindung Rücksicht zu nehmen: so würde seine Epistel nichts, als ein versificirter Brief vom gewöhnlichen Schlage seyn; die Seele würde von einem Gegenstande zum andern ungewiß umherschweben, und am Ende dem Mißbehagen der Ueberfüllung erliegen. Nur Einheit des Stoffes gewährt ungetheiltes Interesse, und erhebt die Epistel zu einem echten Kunstwerke. Nur ein Gedanke, nur ein Gegenstand ist, der unseren Dichter in jeder Epistel beschäftigt; und wenn er in seiner leichten freyen Manier diesen zu verlassen und auf andere überzuspringen scheint, so geschieht es immer nur, um den Hauptgedanken vorzubereiten, zu beweisen, und in ein helleres Licht zu setzen: er führet uns selbst mit leichter Hand aus der Irre zurück, und befriediget treffen wir uns mit ihm am Ziele zusammen. Ja selbst da, wo er nur allgemeine Wahrheiten, ohne engere Verbindung, hinzustreuen scheint, giebt er ihnen durch die Richtung an eine besondere

i) 1. Epist. XX.

Person, und ihre genaue Beziehung auf diese, eine individuelle Tendenz. Weislich wußte überdies Horaz die Einheit zu erhalten, und den Effect des Ganzen dadurch zu erhöhen, daß er stets Materien von mäßigem Umfange, einzelne Wahrheiten und Betrachtungen, nicht aber ganze Theorien und Systeme wählte. Die Materie ist bey den leßten zu mannichfach und zu verschieden, als daß sie unter einem einzigen poetischen Gesichtspunkte vereinigt werden könnte. Und, wählt Horaz ja einen reichhaltigeren Stoff, z. B. in den Briefen an den Augustus und an die Pisonen; so weiß er ihn durch die eigene Richtung, die er ihm giebt, mehr zu individualisiren, und ihn einem Hauptgedanken unterzuordnen, in welchen sich zuletzt das Ganze vereint.

Die Form der poetischen Epistel ergiebt sich schon aus dem Namen. Sie ist an eine bestimmte Person gerichtet; und führet nicht bloß, wie oft andere dichterische Compositionen, z. B. die Elegie, die Idylle u. s. w., den Namen dieser Person an der Stirn, sondern ist wirklich zur Unterhaltung mit ihr bestimmt. Diejenige Epistel wird also ihrem Endzwecke am vollkommensten entsprechen, bey welcher diese Form an sichtbarsten wird: wo der Dichter nicht bloß zur Erinnerung, daß er an einen Freund schreibt, diesen von Zeit zu Zeit anredet, sondern auch die ganze Unterhaltung aus

den Situationen herleitet, in denen dieser sich befindet; wo aus allem, was er sagt, die Verhältnisse hervorschimmern, worin er mit ihm steht, und im Ton, in welchem er zu ihm redet, den Grad der Freundschaft, des Wohlwollens, der Zu- oder Abneigung, der Ehrerbietung, des Vertrauens hervorblicken läßt, der sein Inneres für ihn erfüllt; wo er alle Grundsätze, Aeußerungen, Reflexionen auf ihn beziehet, überall ungesuchte Anspielungen auf seine Verhältnisse, Grundsätze, Neigungen einwebt, bey allen Erörterungen die Entscheidung seinem Urtheile überläßt; - kurz, wo er überall den Ton einer feinen Conversation beobachtet, und den anderen seine Gedanken so mittheilt, wie er in einem gut geschriebenen Briefe thun würde.

Diese allgemeine Form nimmt nun freylich, nach der Verschiedenheit des Stoffes, auch verschiedene Modificationen an. So mannigfaltig aber auch die Gegenstände der Epistel seyn mögen: so kann man doch süglich drey Classen, und dreyerley Modificationen der Form unterscheiden. Entweder nämlich unterhält sich der Dichter nur über Gegenstände, Angelegenheiten, Verhältnisse des täglichen Lebens; oder über höhere moralische, ästhetische, artistische Wahrheiten; oder über die Gewohnheiten, Neigungen, Thorheiten, Fehler, Schicksale des Tages, welche er

gemeiniglich von einer launigen und lächerlichen Seite faßt. Hieraus entsteht denn die dreysfache Eintheilung in Conversations-, didaktische und scherzhaft satirische Episteln.

Die erste Gattung möchte ich lieber die Conversations-Epistel, als mit Hurd *k)* die elegische nennen: theils, weil jener Begriff genereller ist, und viele Episteln des Horaz mit in sich faßt, die bey allem inneren Werthe sonst nicht in Betracht kommen würden (wie auch Hurd's Meinung) wirklich darauf hinausläuft; theils, weil durch die Benennung: elegische Epistel, der wahre Begriff dieser Dichtungsart aufgehoben und auf eine andere übertragen wird; theils endlich, weil wir im Hurdischen Sinn nicht eine einzige elegische Epistel bey Horaz finden, und dieser mit seinem Fache so ganz vertraute Dichter selbst da, wo sich ihm die erwünschteste Gelegenheit, elegisch zu schreiben, darbot, *l)* den wahren Epistelton meisterhaft behauptet. Hurd gründete jene Benennung vorzüglich auf die Heroiden des Ovid und dessen Briefe vom Pontus, so wie auf dieses Dichters eigene selbst gefällige Aeußerung: *m)*

Ec 4

k) In seiner Einleitung zum Brief an die Personen S. 12. f.

l) B. B. I. Epist. VII — XVI.

m) Art. amand. III. 345. f.

*Vel tibi composita cantetur epistola voce,
Ignotum hoc aliis ille novavit opus.*

Indeß wird wohl kein Kenner in Abrede seyn, daß diese Gedichte Ovid's größtentheils dem wahren Begriffe der Epistel eben so wenig entsprechen, als die eilfte Idylle Theokrits deswegen weniger Idylle bleibt, weil sie an eine bestimmte Person gerichtet ist. Weit süglicher könnte man jene obidischen Gedichte epistolische Elegieen, als elegische Episteln nennen. Muster von Conversationsepisteln finden wir bey Horaz 1. Epist. III. IV. V. VII. VIII. IX. XV., 2. Lib. II.

Der Name der didaktischen Epistel ist zwar eigentlich nur für diejenigen geeignet, welche sich mit Erörterung einer besondern Wahrheit, Wissenschaft, Lebensregel beschäftigen; wie 1. Epist. VI. XVII. XVIII. 2. Lib. I., und ad Pisones: indeß ist die moralische Ansicht jeder Sache bey Horaz so überwiegend, daß er aus jeder Situation moralische Reflexionen herleitet, jeden noch so kleinlichen Stoff mit Lebensweisheit würzet; *) und er behauptet mit Recht einen um so ehrenvollern Rang unter den didaktischen Dichtern, da er dieser Dichtungsart eine so interessante, gefällige und aufs Leben anwendbare Form zu geben wußte. o)

*) Vgl. I. Epist. II, IV. V. X.

o) Ueber die Geschichte des didaktischen Gedichts finden

Außer diesen, zwey Gattungen der poetischen Epistel giebt es noch eine, welche sich von ihnen dadurch unterscheidet, daß ihr Hauptendzweck ist, entweder mit einem Freunde über die Thorheiten der Zeit zu lachen, *p)* oder die Thoren selbst durch den feinsten Spott von ihrer Thorheit zu heilen; *q)* und diese Gattung können wir füglich die scherzhaft-satirische nennen, ohne in den Irrthum mehrerer Kunstrichter zu verfallen, welche die Satiren und Episteln entweder ganz mit einander verwechseln, oder nur einen unbedeutenden Unterschied zwischen beiden annehmen. Denn obgleich Horaz seinen satirischen Geist auch in den Episteln nicht ganz verleugnen kann; so unterscheiden sich doch diese von den Satiren, und die in beiden herrschende Satire selbst, so merklich von einander, daß eine Verwechslung beynahe unmöglich ist. Diesen Unterschied *r)* giebt schon der

Ec 5

sich die litterarischen Notizen in Blankenburg's Zusätzen zu Sulzer's Theorie, N. Lehrgedicht, III. S. 176. ff., und eine gedrängte, aber fruchtbare Uebersicht derselben in Wolfii Prolegomena ad Homerum, Vol. I. p. CXXVIII. not. 95.

p) 1. Epist. I. II. XIX,

q) 1. Epist. XI. XII. XIII, XIV,

r) Eine genaue Auseinandersetzung dieses Unterschiedes erwarten wir von Morgenstern in Danzig. Man-

Inhalt, welcher zwar oftmals auch satirische Gegenstände betrifft, aber zugleich andere umfaßt, die keine satirische Behandlung vertragen. Noch mehr die Form; wie man bey Vergleichung einer Satire und Epistel, die ein ähnliches Sujet behandeln, s) am deutlichsten wahrnimmt. So auch der Vortrag. Die Satire kleidet ein komischer Ton besser; aber die Epistel nimmt einen philosophischen an, und verbindet selbst bey dem Spotte Gutartigkeit, oder auch schlaue Unbefangenheit, mit moralischer Würde. Ja selbst der Versbau zeugt von dieser Verschiedenheit. Denn so leicht auch der Hexameter der Epistel dahin fließt; so ist er doch, wie wir zu Ende dieser Abhandlung sehen werden, weit sorgfältiger gearbeitet, und weit harmonischer, als der der Satire, welcher sich, wie natürlich, mehr dem Tone des gemeinen Lebens nähert.

Diese nun gedachten Formen geben auch jeder Epistel ihr eigenthümliches Colorit. Die Conversationsepistel hat ganz die gefällige Leichtigkeit einer gewöhnlichen Unterhaltung; die didaktische zeichnet ein tiefes Gefühl für die vorgetragenen Wahrheiten, und eine mit der gefälligen Leichtig-

ches davon ist schon angedeutet in Eichstädt's An-
hänge zu Friedr. Ast's Schrift de Platonis Phaedro,
S. 168, ff.

s) B. B. 2. Sat. VI. und 1. Epist. X.

keit glücklich harmonirende Würde aus; die scherzhaft-satirische lacht und spottet zwar, aber auf eine Art, daß man die innere Indignation bey Verlachung herrschender Thorheiten, und den immer durchschimmernden Eifer des Dichters für das Wahre, Schöne und Gute nicht verkennen darf. Ja, nur selten sind diese Formen in den Episteln so genau unterschieden, als in der Abstraction. Sie geben nur den Hauptton an; laufen aber im Detail öfter in einander: so daß der Ernst der didaktischen Manier durch die heiteren Gefühle der Freundschaft gemildert, der Satire hingegen durch herzlichere Ermunterungen und Rathschläge ihre Bitterkeit benommen wird; und so entsteht jene reizende Mischung von Gefühl, Ernst, Wiß, Laune, Herzlichkeit, Bonhommie, welche mit zu dem Charakteristischen der horazischen Episteln gehört.

Beim Vortrage der Epistel haben wir auf den Hauptton, den Plan oder die Anordnung, und die Behandlung einzelner Ideen zu sehen.

Der Ton spricht nicht von einer höhern Begeisterung, sondern von einer gewissen Wärme, der man es leicht anmerkt, wie innig der Dichter bey allem, was er sagt, interessirt sey, und wie ernstlich und herzlich er es meine. Er besitzt von den Wahrheiten, die er vorträgt, nicht bloß klare

und deutliche Vorstellungen, sondern sie haben auch in seiner Seele eine Lebhaftigkeit erlangt, welche sich über das Ganze verbreitet, und allen einzelnen Ideen mittheilt. Die Gedanken entwickeln sich nicht langsam und mit Mühe, sondern rasch und leicht; und der Dichter scheint mehr damit zu spielen, als darin vertieft zu seyn. Ueber das Ganze aber ergießt sich eine Grazie, welche den Geist eines durch die Griechen gebildeten und verfeinerten Dichters athmet, jedoch mehr gefühlt, als entwickelt werden kann. Ueberall beobachtet Horaz den rechten Ton, welcher dem Stoffe, den Wahrheiten, die er behandelt, den Personen, an die er schreibt, angemessen ist. Etwas aber, was seinen Ton besonders charakterisirt, ist die feinste Urbanität, wie sie nur ein langer und vertrauter Umgang mit der großen Welt gewähren kann, um eine gewisse satirische Laune, *c)* welche bald mit Heiterkeit lacht, *u)* bald mit Arglosigkeit spottet, *α)* bald die ironische Maske anlegt, und tadelt, während sie zu loben scheint, *γ)*

c) Der Verf. darf sich hier nur auf die geschmackvollen Einleitungen beziehen, welche Wieland den einzelnen Briefen vorgesetzt hat, und die zu den hier gegebenen Resultaten die Belege liefern.

u) I. Epist. I. 91. ff. I. 5, 27.

α) I. Epist. XVI. 57.

γ) 2. Epist. I. 38. ff. I. 15, 42. ff.

bald humoristisch unter dem Scheine von Ernst und Wichtigkeit ihre Gegenstände mit solchen Farben schildert, daß sie dem Leser, oder dem Verspotteten selbst ein unwillkürliches Lachen abnothiget, 2) bald bitterlich persiflirt. a)

Niemand wird in Abrede seyn, daß die horazischen Briefe in Rücksicht des Plans Meisterstücke der Composition sind. Wie künstlich ist darinnen alles angelegt, und wie schlaue ist die Kunst mit dem Scheine der Leichtigkeit umhüllt! Wie faßt Horaz gleich anfangs den Stoff von der interessantesten Seite, und weiß ihn mit immer gleichem Interesse durchzuführen! Wie ergiebig wird dieser Stoff unter des Dichters Meisterhand, so, daß aus ihm ein unendlicher Reichthum von Gedanken, Bildern, Vorstellungen hervorgeht; und wie haushälterisch ist gleichwohl dieser Reichthum durch das Ganze vertheilt! Wie glücklich vermeidet Horaz alle zu hohe, kühne, gesuchte Wendungen, und bringt alles der Natur näher! Wie wenig Eintönigkeit findet man in seinen Planen! Wie auffallend unterscheidet sich immer die Anordnung einer Epistel von dem Plane der andern! Wie weiß er immer jeden Gedanken an den Ort hinzustellen, wo er die mehreste Klarheit, das mehreste Ge-

a) 1. Epist. VI — XIII. 2. Lib. II.

b) 1. Epist. XII. 10. ff. 2. Epist. I. 118. ff.

wicht und Leben erhält! Wie fest hält er, bey seinem leichten Umherirren, den Hauptgedanken, und hebt ihn immer zur rechten Zeit wieder hervor! Wie gefällig sind Licht und Schatten, und die feineren Schattirungen selbst, unter einander vertheilt! Wie natürlich, und doch zugleich wie neu, eingreifend und überraschend sind die Verbindungen der Ideen! In welcher Harmonie stehen alle einzelne Theile mit dem Ganzen, und alle besonderen Eindrücke mit dem allgemeinen Eindrücke des Werkes selbst!

Was die dichterische Behandlung einzelner Ideen anlangt; so beschäftigt sich auch der epistolische Dichter, wie der didaktische, oft mit allgemeinen Wahrheiten. Diese zu verständlichen und recht anschaulich zu machen, sie in ihrer ganzen Kraft darzustellen und aufs Leben anzuwenden, sie durch den Zauber der Dichtkunst in ein gefälliges Gewand einzukleiden, ist sein Hauptendzweck. Viele Wahrheiten bedürfen zwar keines Schmuckes; es liegt in ihnen selbst schon so viel innere Kraft, so viel Erhabenheit und Würde, soviel Reiz zum Nachdenken und zum Empfinden, daß sie der Dichter nur einfach hinstellen, und in die gehörige Verbindung bringen darf, um dadurch eine mächtige Wirkung her-

— — Verschmäh die Jugendblüthe!
Mit Schmerz erkaufst ist Wollust viel zu theuer.
Zieh einen engen Kreis um deine Wünsche!
Der Geiz'ge darbet ewig, und der Neid
Wird magrer, wie sein Nachbar fetter wird.

Das erste, Freund, wo nicht das einzige,
Das glücklich machen und erhalten kann,
Ist nichts Bewundern.

oder an folgende Sentenz: d)

Solche Wahrheiten also, auch ohne allen Schmuck vorgetragen, sprechen durch sich und für sich selbst. Andere hingegen vertragen oder erfordern dichterische Ausschmückung. Und diese erhalten sie da-

d) 1. Epist. XVI, 17.

durch, daß sie in besonderen Fällen, Beyspielen, Gleichnissen vorgetragen werden, welche den Allgemeinbegriff mehr versinnlichen; oder in solchen Verbindungen, wo sie der Contrast mehr hervorhebt. Z. B.

— — Muß an Werth das Silber

Dem Golde weichen, wie viel mehr das Gold
Der Tugend? — Freylich nicht zu Rom! da geht's
Aus einem andern Ton! — „Ihr Herrn und Bürger,
Zuerst für Geld gesorgt, für baares Geld,
Dann giebt sichs mit der Tugend wohl von selbst.“
So ruft vom untern bis zum obern Ende
Uns Janus zu; so singt, den Beutel und
Die Rechentafeln um den linken Arm
Behangen, Alt und Jung ihm rastlos nach.

Oder:

— Wer was Genug ist hat, der wünsche sich
Nicht Mehr. Haus, Güter, Haufen Geldes
Und Silberthinnen des Besitzers Blut:
Vom Fieber nicht befreyen, noch von Sorgen
Sein Herz: gesund muß der zuvörderst seyn,
Der des gehäuftten Guts sich freuen will.
Plagt ihn Begierde oder Furcht, so hilft
Ihm Haus und Hof soviel, als Mählereyen
Dem Eriesaug', Wähungen dem Zipperlein,
Und Eithert dem, der an den Ohren leidet.
Ist dein Gefäß nicht rein, so würde Nektar
Zu Essig drin. f)

Die Beweise für die vorgetragenen Wahrheiten führt der Dichter, wie sich versteht, nie mit
logi.

e) I. Epist. I. 56. ff.

f) I. Epist. II. 46. ff.

logischer Genauigkeit, oder mühsamer Anstrengung, sondern mit der Leichtigkeit, womit man in einer gebildeten Conversation die Ideen austauscht, erläutert, und in ein helleres Licht setzt. Bald bedient er sich der Analogie; g) bald der Induction; h) bald, wenn der Vortrag lebhafter und heftiger wird, der apagogischen Beweise; i) bald leitet er aus wohlangebrachten Fabeln, k) bald aus Anekdoten, l) bald aus Sprüchwörtern. m) Beweise her; vermeidet so aufs glücklichste nicht bloß den ernsteren Ton des prosaischen Didaktikers, sondern auch die Eintönigkeit, und bringt in das Ganze mehr Mannigfaltigkeit, Leben und Interesse.

Wer verweilt ferner nicht gern bey den horazischen Erzählungen? Ein kurzer, nervöser Styl, eine natürliche Ordnung und Stellung der Begebenheiten, eine leichte aber feste Charakterzeichnung, eine weise Wahl der wichtigsten Umstände,

g) Epist. I. 6, 3. ff. II. 1, 114. ff. II. 2, 146. ff.

h) Ep. ad Pison. 379. ff.

i) Epist. I. 1, 65. ff. 2, 32. ff. II. 1, 35 — 49.

k) Epist. I. 7, 29. ff. 10, 34. ff.

l) Epist. I. 18, 31. ff. 19, 15. ff. II. 1, 232. ff. 2, 26. ff.

m) Epist. I. 2, 54. 69. 6, 24. ff. 16, 69. 17, 36. ff. 18, 24.

eine schlaue Benützung der kleineren und unbedeutenderen, welche den allgemeinen Effect verstärken, ein schnelles Fortschreiten, eine anspruchlose Einfachheit und Naivetät, ein dem jedesmaligen Inhalt angemessenes Colorit, durch welches das Ernste oder Scherzhafte, das Rührende oder Belustigende jeder Begebenheit nur noch anschaulicher wird — alle diese Stücke machen die Erzählungen höchst anziehend, und ihre Beziehung auf das Ganze, welches dadurch entwickelt werden soll, erhebt sie zum Range der gelungensten Compositionen. Wir überlassen dem Leser einige längere Erzählungen ⁿ⁾ selbst zu vergleichen, und führen zur Probe hier nur eine kürzere an: o)

— — Ein gewisser

Soldat, der unter dem Lucullus diente, ward einst bey Nacht, da er aus Mattigkeit tief eingeschlafen war, um alles, was er sich mit Angst und Noth den Feldzug über errungen hatte, bis zum letzten Heller bestohlen. Seine Wuth darüber mußte nun der Feind entgelten. Wie ein Wolf, dem langes Fasten

die Zähne schärfte, griff er, sagt man, eines der festesten von Mithridates Schlössern in seinem Ingrimme an, und nahm es weg. Es wurde viel aus dieser That gemacht: der Mann empfing, nebst großen Ehrenzeichen, wohl funfzig tausend Drachmen von der Beute zu seinem Antheil. Bald nach diesem hätte

ⁿ⁾ B. B. Epist. 1, 7. 46. ff. 6, 40. ff.

^{o)} 2. Epist. 11. 26. ff.

der Feldherr ein gewisses Bergschloß, dem schwer bezukommen war, gern überrumpelt, und glaubte seinen Mann dazu gefunden zu haben. Geh, mein braver Kamerad, sprach er, mit Worten, die dem Feigsten Muth zu machen fähig waren, geh mit Glück wohin dich deine Tugend ruft! du gehst Belohnungen entgegen, die der Größe der That entsprechen sollen! — Nun! wo fehlt's? Was zögerst du? — „Mein General, versetzt der Andre, der (wiewohl ein Bauer) doch nicht dumm war — ich verstehe wohl: allein dahin zu gehn, muß einer seine Kasse verloren haben; jetzt verbitt' ich mir's.“ Freund Florus! dieß ist ungefähr mein Fall u. s. w.

Gleiche Vorzüge charakterisiren auch die Beschreibungen unseres Dichters. Weit entfernt, von der kleinlichen Eitelkeit schlechter Poeten, welche nur dann vollkommene Beschreibungen zu liefern meinen, wenn sie das Gemählde mit Gegenständen überladen, bey denen die Seele ungewiß hin und herschwankt, und keine Einheit finden kann, weiß vielmehr Horaz aus seinen Beschreibungen wesentliche Theile des Ganzen zu schaffen; er faßt sie gerade von der Seite, von welcher sie den Lobaleindruck verstärken sollen, wirft sie mehrentheils nur scheinbar flüchtig hin, oder mahlt sie mit wenigen und starken Zügen; er legt gerade den Ton in sie, für welchen die Seele durch das Ganze schon gestimmt ist, und theilt ihnen die Heiterkeit, die Rührung, die Laune, oder den

Ernst mit, der durch das Stück herrscht, in welches sie fest eingreifen. So ist z. B. die Beschreibung seines Landgutes *p)* mehr eine Darstellung der inneren Resignation und Heiterkeit, womit es sein Besitzer betrachtet, als ein vollständiges, ver sinnlichendes Gemählde. Eben so muß die treffliche Schilderung beurtheilt werden, welche der Dichter in dem Briefe an den Verwalter seines Landgutes *q)* von sich selbst gegeben hat:

Nun höre noch, warum ich nicht mit dir
Aus gleichem Tone sing'. Ich weiß die Zeit
So gut wie du, da leichte dünne Röcke
Und eingesalbte Locken mir noch ziemten;
Die guten Tage, da ich unentgeltlich
Der räuberischen Einara gefiel,
Und mirs ein leichtes war, beim Trinkgelag
Vom hellen Mittag an ein goldnes Gläschen
Falerner nach dem andern auszuschlürfen.
Jetzt aber lieb' ich eine kurze Mahlzeit
Und nah am Rieselbach ein Mittagsschläschen
Im hohen Grase; — nicht als schämt' ich mich
Gespielt zu haben, aber Schande wär's
Zu rechter Zeit das Spiel nicht abzubrechen.
Dort nagt kein scheeles Aug' an meinem Wohlstand,
Kein unbekannter Feind vergiftet dort
Durch leisen Biß mein unbemerktes Leben:
Das schlimmste, was mir meine Nachbarn thun,
Ist, wenn sie Stein' und Schollen aus den Furchen
Mich stoßen sehn, des guten Wirths zu lachen.
Du bist nun einmal auf die Stadt erpicht, u. s. w.

p) 1. Epist. XVI. 1. ff.

q) 1. Epist. XIV. 32. ff.

Auch der Umschreibungen bedient sich Horaz keinesweges als leerer Verzierungsmittel; vielmehr gewährt er uns dadurch die Ansicht des Gegenstandes, welche für seinen Zweck die wichtigste ist, r) verwebt sie in seine Reflexionen über die Dinge selbst, s) oder weiß, durch sie einen besonderen satirischen Effekt hervorzubringen. Merkwürdig sind in der letzten Hinsicht die Verse über Titus Septimius, t) einen jungen Dichter, der sich ohne glücklichen Erfolg in den höheren lyrischen Dichtungsarten versuchte:

Wie steht's um Titus, dessen Name bald
Auf unsrer Römer Lippen schweben wird,
Der, die gemeinen Bächlein und die Teiche,
Wo alles schöpft, verschmähend, zuversichtlich
Sich einen Weg zu jenem Felsen machte,
Aus welchem Pindars volle Quelle rauscht.

Eben so zeichnen sich auch die Definitionen unsers Dichters nicht so wohl durch Vollständigkeit, als dadurch aus, daß gerade die Theile und Eigenschaften hervorgehoben und ins Licht gestellt werden, welche zur Sache gehören. Kann z. B. eine originellere und mehr dichterische Definition gedacht werden, als die in eine kleine dramatische

D d 3

r) 3. B. Epist. I. 4, 3. ff. 7, 5. ff. ad Pison. 63. ff.

s) Epist. II. 1, 177. ad Pison. 322.

t) 1. Epist. III. 10. f.

Scene eingekleidete des wahren Weisen und Guten? u)

Der wahre Biedermann, der wahre Weise
Ist der, der einem Pentheus sagen darf:
König von Theben, was unwürdiges
Kannst du zu leiden oder thun mich zwin-
gen?

Ich nehme dir, spricht jener, dein Vermögen.
Du meinst, mein Vieh, mein Geld, mein
Hausgeräth

Und Silber? Nimm's! — „Ich lasse dich mit
Fesseln

An Hand und Fuß in einen Kerker werfen,
Woraus dich niemand retten soll! — Gott selbst,
Sobald ich will, kann meine Bande lösen.
Vermuthlich will er sagen: ich kann sterben!
Der Tod ist aller Leiden letztes Ziel.

Von einem Kunsttrichter, der selbst die trefflich-
sten Regeln der Charakterzeichnung aufge-
stellt hat, x) kann man erwarten, daß er nun
die Anwendbarkeit dieser Vorschriften in seinen
Werken bewährt habe. Aber auch hier zeigt sich
die versteckte leichte Kunst des Dichters vorzüglich
darin, daß er nie die Charaktere überladet, nie
die einzelnen Züge methodisch vereiniget, und gleich
Anfangs den Charakter seines Helden fest setzt;
sondern ihn nach und nach aus der Unterhaltung
mit den Personen selbst, den Lebensregeln, die er
ihnen giebt, dem Scherze, womit er sie zu ergöt-

u) 1. Epist. XVI. 73. ff.

x) Epist. ad Pison. 138. ff.

gen scheint, wie von selbst hervorgehen läßt. Und dadurch giebt er nicht bloß seinem Kunstwerke die natürliche Leichtigkeit, die man von einem Briefe erwartet, sondern gewährt auch dem Leser die angenehme Täuschung, den Charakter der Person selbst aufgefunden zu haben. In den Briefen an den Bullatius, Tectius, Albius, Quintus y) glauben wir nur specielle Unterhaltungen zu lesen; und dennoch enthält sich uns während der Lectüre der Charakter dieser Personen so sprechend und lebhaft, daß wir am Ende ein vollkommenes Bild der unstillen Unzufriedenheit des ersten, der philosophischen Lächerlichkeit und Inconsequenz des zweiten, der plumpen Unbehilflichkeit des dritten, und der verlarvten Eileisneren des vierten vor uns sehen. Doch selbst da, wo Horaz nur wie im Vorübergehen Charaktere berührt, wie treffend, wie wahr, wie kräftig sind sie gezeichnet! Wie so ganz zeigt die weise Sparsamkeit bey ihrer Schilderung, daß sie zum Totaleindrucke gehören. Man erinnere sich, um nicht andere Stellen z.) hier anzuführen, an die Charakterzeichnung des Manlius: a)

D b 4

y) 1. Epist. XI. XII. XIII. XVI.

z) 3. B. Epist. I. 1, 43. ff. 4, 6. ff.

a) 1. Epist. XV. 28. ff.

Zu Rom war ein gewisser Mänius, der, als er all sein Erbgut, Mütterlichs und Väterlichs, baldmöglichst durch die Kehle gejagt, für einen Mann von Witz und Laune und guten Tischfreund zu passiren anfang; ein Vagabund, der sich zu keiner eignen gewissen Krippe hielt, allein bey leerem Magen den Freund vom Feind nicht unterschied, und grimmig auf jeden losging, der gegessen hatte, die Scylla und Charybdis aller Fleischarbäute. Was ihm in Wurf kam, stürzte wie in einen grundlosen Strudel stracks in seinen Bauch. Geisah's nun, daß er der gewöhnlichen Patronen solcher Vögel und den Furchtsamen nichts oder wenig abgejagt, so fraß er ganze Schüsseln voll Kaldaunen auf, und soviel altes Schaafffleisch, daß drey Bären satt davon geworden wären; zog dabei als wie ein zweyter Vestius auf die Schlemmer los; man sollte, sprach er, allen solchen Tuben ein glühend Eisen auf die Bäuche brennen! Doch eben dieser Mänius, wenn ihm irgend ein größerer Fisch einmal ins Garn gegangen und alles wieder flugs in Rauch und Asche verwandelt war — „beym großen Herkules! mich nimmt's nicht Wunder, sprach er, wenn ich Leute all ihr Vermögen essen seh; es geht doch in der Welt nichts über eine fette Drossel, nichts über einen guten Schwartenmagen!“

Oder man erwäge die kürzere Schilderung des Aristippus: b)

Was mir an Aristipp gefällt, ist daß ihm jede Farbe, jedes Glück wohl ankam, Arm oder reich, im netten Hofkleid oder im schlechten Ueberrocke, blieb er immer

b) 1. Epistel XVII. 23, 24.

sich selber ähnlich, immer wie er war gerade recht, doch so, daß auch nichts Besseres für ihn zu gut war.

Daß die Kunst zu versinnlichen weit mehr erfordere, als die Vertauschung einfacher Ideen mit Bildern, Gleichnissen, Figuren u. s. w.; daß der dichterische Schmuck nur dann einen Werth habe, wenn er auch einen schicklichen Platz behauptet, und so geordnet ist, daß er der erwünschten Wirkung nicht verfehlt; daß er dem Sujet selbst, dem Tone und der Form angemessen seyn müsse; alles dieß bewährt Horaz durch sein Beispiel. Die gewöhnlichen dichterischen Figuren erhalten durch die Art, wie er sich ihrer bedient, Originalität, und werden dadurch ganz zum epistolischen Vortrage geeignet.

Unter allen Versinnlichungsmitteln liegen dem Dichter die Vergleichen am nächsten: sie erläutern die Idee, schmücken zugleich die Rede, und setzen die Einbildungskraft und den Scharfsinn des Lesers in Thätigkeit. Eigentlich sogenannte Gleichnisse, bey denen Bild und Gegenbild in Ordnung neben einander gestellt wird, sind zwar den höheren Dichtungsarten besonders eigen; indeß weiß sich auch die Epistel ihrer schicklich zu ihrem Zwecke zu bedienen. Horaz wählt sie am liebsten aus dem täglichen Leben, der Geschichte,

Gabel, und überhaupt von solchen Gegenständen, welche innerhalb der Sphäre der pedestrischen Muse liegen. Die Bemerkung z. B., daß die Worte mit der Zeit veralten, und daß es erlaubt sey, neue zu bilden und in Umlauf zu bringen, unterstützt er durch folgendes Gleichniß: c)

So wie von Jahr zu Jahr mit neuem Laube
Der Wald sich schmückt, das alte fallen läßt: -
So läßt auch die Sprache unvermerkt
Die alten Wörter fallen, und es sprossen neue
Ins Leben auf, und füllen ihren Platz.

In demselben Briefe d) spricht er von der Geringschätzung, welche schlechten Versemachern gebührt:

Wenn so ein Mensch, in seinem Aberwitz,
Unwissend wo, die Nase in der Luft,
Durch alle Gassen läuft, und Verse — rülpszt,
Und drüber, wie ein Vogler, der aufs Amselsangen
Zu sehr erpicht ist, plump! in eine Grube fällt:
So zieh ihn ja, wie laut er schreyen mag,
Kein Mensch heraus!

Gleichwohl, fährt er fort, e) ist ein solcher gerade am zudringlichsten:

Weh aber dem, den er ergriffen hat!
Er hält ihn fest, und — gleich dem Egel, der
Nicht abläßt, bis er voll ist — wird er ihn
Mit Lesen quälen, bis der Patient
Den Geist, vor Gähnen, aufgegeben hat.

c) Epist. ad Pison. 60. ff.

d) B. 458. ff.

e) B. 472. ff.

Dieß ist der Charakter mehrerer horazischer Vergleichen. *f)* Sie sind nicht sowohl erschütternd und dahin reißend, als überzeugend, ergötzend, rührend. Eben weil sie nicht das Erzeugniß einer hohen Begeisterung, sondern einer lebhaften Einbildungskraft, und vorzüglich zur Belehrung und Ueberzeugung bestimmt sind, werden sie bisweilen etwas länger, durchgeführt. *g)* Oft sind sie in eine Fabel, Geschichte, Anekdote eingekleidet. *h)* Oft, und namentlich in dem Briefe an die Pisonen, liebt Horaz die Vergleichen durch Contraste, welche den Eindruck der Wahrheit verstärken. Sehr gern verwebt er auch den verglichenen Gegenstand ins Gleichniß, weil sich so der Vortrag mehr dem Tone des täglichen Lebens nähert. *3. B.*

— Qui recte vivendi prorogat horam,
Rusticus exspectat, dum defluat amnis: at ille
Labitur et labetur in omne volubilis aevum. *i)*

Oder:

— quicquid negat alter, et alter,
annuimus pariter vetuli notique columbi.

f) Vgl. Epist. I. 4, 8. ff. 16, 11 — 13. 16, 21. 18, 26. ff. II. 2, 60 — 64. 197. 198. II. 1, 99. ff.

g) 2. Epist. 2, 1. ff.

h) Epist. I. 3, 12. ff. 16, 50. ff. 7, 46. ff.

i) 1. Epist. 2, 41. ff.

Tu nidum servas, ego laudo ruris amoeni
Rivos, et musco circumlita saxa, nemusque. *k)*

Ober:

Caedimur, et totidem plagis consumimus hostem,
Lento Samnites ad lumina prima! duello.
Discedo Acaeus puncto illius; ille meo quis?
Quis nisi Callimachus? etc. *l)*

Aus eben der Ursache bedient sich Horaz besonders der Metapher, welche von dem Gleichnisse nur der Form nach unterschieden ist, und während jenes zwey verschiedene Subjecte, sowohl im Ausdrucke als in Gedanken abgesondert erhält, beide in Ein Bild verwebt, welches nur in Gedanken abgesondert wird, und um so mehr Ideenbeschäftigung gewährt. Welche Lebhaftigkeit die Metapher dem Vortrage verschaffe, und wie leicht sie in der Epistel dahin schwebt, ohne diese zu einer ihr unbekannten Feyerlichkeit zu erheben, erhellt aus vielen Stellen unsers Dichters. Wir wollen nur einige berühren. Gleich in der ersten Epistel *m)* schreibt er an Mäcenat:

k) 1. Epist. 10, 4 — 7.

l) 2. Epist. 2, 98. ff. Diese drey Stellen mußten im Original angeführt werden, weil es schwer ist, die gerühmte Eigenheit des Originals in einer Uebersetzung beizubehalten: eine Schwierigkeit, welche auch die Wielandische Uebersetzung, die ich bey den übrigen Stellen gebrauche, nicht hat besiegen können.

m) 1. Epist. 1. 1 — 4.

Du, dem mein erstes Lied gewidmet war,
Und nun auch meiner Muse letzte Frucht
Gebührt, warum, Mäcen mich, den man schon
Genug gesehn, und fernern Diensts entlassen,
Von neuem zu dem alten Spiel zurück
Zu nöthigen? Ich bin an Jahren und
An Sinnesart nicht mehr der Vorige.

Im zehnten Brief an Gaius Crastinus ⁿ⁾ schildert er seine Denkart so:

— Ich leb' und bin ein König,
Sobald ich alle jene Herrlichkeiten
Verlassen habe, die ihr andern bis zum Himmel
Mit Einem tausendstimmigen Schall erhebt.
Wie jener Knecht, der aus des Priesters Haus
Entlies, verbitt' ich mir die ew'gen Honigladen;
Ich brauche gutes hausgebacknes Brod,
Das baß mir schmeckt als eure feinsten Kuchen.;

Und an Lollius ^{o)} schreibt er:

Du, dessen Schiff bereits im hohen Meer
Mit muntern Wimpeln geht, wend' alles an,
Daß dich kein Gegenwind zurück ans Ufer werfe!

Noch leichter wird die Vergleichung durch figurliche Redensarten, welche ein Wort in einem andern Sinne brauchen, als der ihnen eigen ist, und denen, genau erwogen, eine stille Vergleichung zum Grunde liegt. Z. B. vom Ulysses ^{p)}

— aspera multa

Pertulit, adversis rerum immersabilis undis;

ⁿ⁾ I. Epist. 10, 10. 11.

^{o)} I. Epist. 13, 36. 37. Vgl. überdieß I. Epist. III, 26. 34. VII, 21. 74. XIV, 9.

^{p)} I. Epist. II, 22.

oder, um aus dem dritten Briefe des ersten Buchs einige Beispiele noch anzuführen: 9)

— *Hebrus, nivali compede victus.*

Bella quies et paces longum diffundit in aevum?

Pindarici fontis qui non expalluit haustus,

Faustidire lacus et rivos ausus apertos.

Seu linguam caussis acuis.

Bei solchen figürlichen Redensarten behauptet der Vortrag seine natürliche Leichtigkeit, und erhält doch dadurch Interesse und Leben. Denn indem das Wort, welches figürlich gebraucht wird, auch seine eigene Bedeutung mit sich führt; so wird die Einbildungskraft in doppelte Thätigkeit gesetzt: sowohl durch den Hauptgedanken, der zum Grunde liegt, als durch den Nebengedanken, der bloße Verzierung ist. Die Worte, die für sich und ursprünglich keine Schönheit haben, bekommen eine mitgetheilte Schönheit aus ihrer Bedeutung, und das Gemeine der eigentlichen Benennung wird glücklich entfernt. Nur ist, um die Reize der figürlichen Sprache rein zu genießen, die Vorsicht nöthig, daß man nicht da Figuren sucht, wo sie der Dichter nicht beabsichtigte. 1) Viele Wörter

9) Vers 3. 8. 11. 23. Vgl. überdies 1. Epist. VI. 55. XIII. 19. XVI. 62. 2c.

1) Eine Ellipse, woran viele Ausleger, auch bey Horat, scheiterten. Man vergleiche sie nur in Epist. ad Pison. 441. 1. Epist. XI. 17. XIV. 31. XV. 44. XVII. 95. 2. Epist. I. 74. 166. und andernwärts.

nämlich, die ursprünglich figürlich sind, haben durch den anhaltenden Gebrauch ihren figürlichen Reiz verloren, und sind in die Classe der eigenthümlichen Wörter übergegangen.

Eine entfernte und versteckte Vergleichung lebloser Gegenstände mit lebendigen, ist auch die Prosopödie. Die höheren Dichtungsarten bedienen sich ihrer gewöhnlich in der Sprache der Leidenschaft, um dadurch heftige Rührungen und Erschütterungen hervorzubringen; die Epistel gebraucht sie, um die Einbildungskraft in Thätigkeit zu setzen, abstracte Wahrheiten zu versinnlichen und zu beleben. Die Seele wird also dadurch nicht so heftig, wie dort, erschüttert; aber die Wahrheit spricht uns gefälliger an. Bisweilen findet sie nur in einzelnen Wörtern und Beywörtern statt; bisweilen herrscht sie durch eine ganze Darstellung lebloser Gegenstände, z. B. der Worte und der Jamben im Briefe an die Pisonen. s) Die letzte ist vorzüglich der epistolischen und didaktischen Schreibart eigenthümlich, ja unentbehrlich.

Wie glücklich sich Horaz einer der schwersten Figuren, der Allegorie, zu bedienen wisse, erhellt vorzüglich aus dem letzten Briefe des ersten Buches, welchen der Dichter an sein Buch gerichtet hat. Die Wendung, welche er zur Vertheidigung

s) Vers 60. ff. 356. ff.

gung desselben wählt. ist originell. Er nimmt gegen sein Buch die Miene eines sorgsamem Vaters an, der sein bis dahin in der Einsamkeit erzogenes Mädchen nicht länger vor der Thorheit, die Stadt zu sehen und von ihr gesehen zu werden, zurückhalten kann, und ihr wenigstens alle die traurigen Folgen zu Gemüthe führt, die ihr Leichtsinn und ihre Unerfahrenheit nach sich ziehen werde. Das Gleichniß und der verglichene Gegenstand sind hier aufs feinste in einander verschlungen, nur daß dieser dem Leser immer vor Augen schwebt und Hauptsache bleibt, indeß jenes in einiger Entfernung gehalten wird, ja oft ein scharfer Blick erforderlich ist, um es nicht aus dem Gesichte zu verlieren; der Witz spielt mit Zweideutigkeiten, welche sich ganz ungesucht darbieten, und unter dem Scheine der Arglosigkeit nur mehr ergötzen. — Hier ist der ganze Brief:

Mein liebes Buch, ich sehe wohl, warum
 Du so verstohlen nach dem Janus und
 Vertumnus schielst: du kannst es kaum erwarten,
 Von den Gebrüdern Josiere fein glatt und schmucl
 Herausgeputzt, dich ausgekrant zu sehn.
 Die gute Zeit, da du verschämt und züchtig
 Vor fremden Augen dich in meinem Pult
 Verstecktest, ist vorbei; du habest Schloß
 Und Siegel, leuchst nach Freyheit, grämest dich
 So wenig Leuten nur gezeigt zu werden.
 So bist du nicht erzogen worden. Aber weil
 Du's denn nicht besser haben willst, so geh,
 Wohin so weh dir ist! die Neue wird dich nur
 Zu bald ergreifen, aber leider! dann zu spät.

Ein

Einmal hinaus, so ist kein Wiederkommen
Für dich. — Was hab' ich dummes Ding gethan?
Was hatt' ichs Noth? — wirst du dann, wenn dich
jemand

Beleidigt, schreyen — und nirgends Mitleid finden.
Auch weißt du, daß du dich gar enge wieder
Zusammen schrumpfen mußt, sobald der gähnende
Liebhaber deiner satt geworden. Soll ich,
(Wenn anders mich die böse Laune nicht
Zum falschen Augur macht) dir sagen, Kind,
Wie dir's ergehen wird? Du wirst, so lange
Du jung und etwas Neues bist, zu Rom gefallen;
Doch bist du erst bis in des Pöbels schmutz'ge Hände
Herabgesunken und der feinen Welt
Zum Ekel worden — dann du armes Buch,
Wirst du in irgend einem Winkel schweigend
Die Motten weiden, oder, diesen zu entrinnen,
Nach Utica dich flüchten, oder gar
Gebunden, wie ein Sklave, nach Ilerda
Dich senden lassen müssen. Ich, der dieß
Vorhergesagt, ich lache dann dazu,
Wie jener, da er seinen eigensinn'gen Esel
Im Born in einen jähen Abgrund jagt,
Und rief: so brich du dann den Hals, weil du
So große Lust dazu hast! — Auch noch dieß
Erwartet dich zuletzt, daß in der Vorstadt,
In einem abgelegnen Winkel, sich
Ein alter stammelnder Schulmeister deiner
Bemächtigt, und, die Ruthe in der Hand,
Dich nöthigt, seine Knaben im Syntax zu üben.
Indessen, wenn ein lauer Sonnentag,
Mehr Ohren um dich her versammeln wird,
Sag ihnen: daß ich, eines Freygelassenen Enkel,
Mit magerm Erbtheil, meine Federn über
Mein kleines Nest herausgestreckt — und, kurz,
Was mir an Ahnen abgeht, gib mir immer
An eignem Werth, und setze noch hinzu,
Ich sey den ersten Männern Roms, im Krieg

Und Frieden, lieb gewesen: übrigens
 Von Körper klein, und vor den Jahren grau.
 Ein großer Freund der Sonne, schnell zum Zorn,
 Doch leicht und bald auch wieder gut zu machen.
 Fragt etwa jemand dich nach meinem Alter,
 So sprich: ich hätte viermal eils December
 Im Jahr zurückgelegt, da Lullius
 Das Consulat mit Lepidus geführt.

Die Beywörter, deren zweckmäßige Wahl die Lebhaftigkeit und Schönheit des Vortrags erhöht, und den Dichter bewährt, gebraucht Horaz als bloßen Schmuck nur selten und da, wo es das Dichtercostüm nicht anders mit sich bringt. Mehrentheils haben sie einen tiefern Sinn und eine höhere Beziehung. Oft lassen sie sich in eine kleine Vergleichung auflösen; oft geben sie die treffendste Beschreibung einer Sache, wozu sonst viel Worte erfordert werden; oft liegt in ihnen mehr Witz, Laune und Satire, als in ganzen satirischen Gedichten. Beispiele finden sich auf jeder Seite der Episteln.

Ich übergehe mehrere andere Schönheiten und bekanntere Figuren, welche die horazische Epistel mit allen guten Gedichten der leichten und didaktischen Gattung gemein hat, und gedenke nur noch einiger Wendungen, wodurch der Dichter seinem Vortrage mehr Lebhaftigkeit verliehen hat. Was die platonischen Dialogen so anziehend macht, ist besonders, daß hier zwey oder mehrere Perso-

nen ihre Ideen gegen einander austauschen, entgegen gesetzte Grundsätze behaupten, widerlegen, nach und nach sich einander nähern, und so die Wahrheit finden. Horaz legt seine Briefe oft auf gleiche Weise an: er erwähnt zuerst die Grundsätze seines Gegners, prüft ihren Gehalt und ihre Gültigkeit, stellt die seinigen dagegen, sucht sie durch die triftigsten Gründe zu behaupten, und zieht uns so in sein Interesse. c) Ja, oft nähert er sich im Einzelnen noch mehr der dramatischen Form. Er wußte zu gut, daß das Auge der Zugang zum Herzen sey; behandelt daher viele Scenen, Situationen, Erzählungen so, als ob sie vor unseren Augen vorgingen, und verwandelt uns aus Lesern in Zuschauer. α) Oft tritt er aber auch selbst in einem Monolog auf, reflectirt über gewisse Wahrheiten, und erhebt die nackte Moral zu individuellen Lebensmaximen, welche uns um so mehr interessieren, je mehr wir den Dichter, in seiner stillen Begeisterung, dadurch gerührt und entzückt finden. α)

So reich aber auch der schöpferische Geist unseres Dichters ist, um seinen Stoff zu beleben und

E e 2

c) Vgl. 1. Epist. X. XIV. 2. Epist. I.

α) Vgl. 1. Epist. VI. 40. ff. VII. 14. ff. XVI. 46. ff. XVII. 3. ff. 2. Epist. I. 206. 207. ad Pisem. 326. ff.

α) Vgl. 2. Epist. II. 245. ff.

zu schmücken: so haushälterisch karg ist dennoch die Hand, welche den Schmuck vertheilt; so gebildet der Geschmack, welcher ihn überall so stellt und ordnet, daß man nichts hinzu und nichts hinweg gethan wünschet, sondern überall die gefällige, leicht übersichtbare Oekonomie des Ganzen bewundern muß. Um so mehr zu bewundern, da niemand mehr in Gefahr schwebt, den Stoff zu überladen, als der epistolische und didaktische Dichter. Je trockener der Stoff ist, den er behandelt, desto größer ist die Verführung, seine Kunst an ihm zu missbrauchen, und ihn nicht sowohl mit Blumen zu schmücken, als zu bedecken; die Bilder, Gleichnisse, Allegorien, wodurch er die nackte Idee belebt, über die Grenzen auszudehnen; sich aus dem wahren Ton und Takte in einen fremdartigen zu verlieren; oder zu weitläufige Episoden einzuwoben, welche den Zusammenhang des Ganzen zerreißen und das Interesse theilen. Nicht so unser Dichter. Sein Schmuck gleicht einem gefälligen Gewande, welche die Schönheit des Körpers nur erhöht; seine Blumen vereinigen sich in einen zierlich geordneten Kranz; sein Reichthum dient ihm mehr, in den verschiedenen Theilen glücklich zu variiren, als seine Fülle in Eins zusammen zu gießen: kurz, sein Vortrag ist die schönste Harmonie des Reichthums und der Sparsamkeit, der Einheit und Mannigfaltigkeit,

der Schönheit und Einfalt, der Leichtigkeit und Regelmäßigkeit, des tiefsten Studiums und der anspruchlosesten Natur; so, daß uns jede Lectüre neue Schönheiten und Vorzüge enthüllt, bey jeder neue Reize uns anziehen und fesseln.

Und welch ein Perioden- und Vers-Bau umschlingt endlich diese Gedanken! — Keine Dichtungsart bedarf wohl der Belebung durchs Sylbenmaaß mehr, als die epistolische und didaktische. Sie grenzet zu nahe an den gebildeten prosaischen Vortrag, und schwebt in Gefahr, sich oft in diesen zu verlieren, wenn nicht bestimmte Regeln des Sylbenmaaßes und leichte schöne Verhältnisse des Rhythmus sie über jenen erheben. So wird die Sprache melodischer; die Rede selbst erlaubt einen eignen kühnern Periodenbau; die Wendungen bekommen mehr Leben; die Ideen reihen sich leichter an einander, und jede nimmt auch im äußeren Klange den Ton und Takt an, der in der Seele selbst der herrschende ist. Weder ein Sylbenmaaß von zu großer Mannichfaltigkeit und zu künstlicher Verschlingung der rhythmischen Verhältnisse, noch ein ganz simples und eintöniges, ist für die Epistel zu wählen. Jenes würde die Ideen in ihrem leichten Dahinschweben hemmen, und durch seine Würde oder Schwerfälligkeit mit ihnen contrastiren; dieses würde nicht das Leben, die rasche Bewegung und die feine Malieren der Sprache

gestatten, durch welche die Epistel ergötzt. Man kann sich daher leicht erklären, warum Horaz weder ein lyrisches Sylbenmaaß, noch den Jambus wählte. Denn obgleich der letzte besonders für diese Dichtungsart geeignet scheinen dürfte, ^{y)} so ist er doch, wenn er rein seyn soll, zu einförmig; und wenn er mit Anapästten, Daktylen u. s. f. vermischt ist, zu unbehüllich, als daß sich der Dichter einen glücklichen Effect davon hätte versprechen dürfen. Der Hexameter hingegen, dem er den Vorzug gab, nahm, wie ihn schon seine Muster, die Griechen, lehrten, und er selbst bey den Satiren erprobt hatte, unter geschickten Händen solche Modificationen an, welche ihn zu dem leichteren Tone der pedestrischen Schreibart herabstimmten. Er, der in der Epopöe und dem Hymnus mit der Feyerlichkeit und Würde eines Helden und Priesters daher schreitet, der Idylle sich so sanft anschmiegt, im Epigramme mit zephyrischen Leichtigkeit dahin schwebt, verschmäh't, bey seinen Geschmeidigkeit, auch die Stimmung nicht, welche ihm die Epistel und das didaktische Gedicht giebt. Die Mannigfaltigkeit der Veränderungen, welche er zuläßt, gewährt dem Episteldichter den Vortheil, daß er jeder Idee, jeder Darstellung, jeder

^{z)} Vorzüglich der freye, wie unser Wieland durch sein Beispiel in den Uebersetzungen der horazischen Satiren und Briefe bewährt hat. Man sehe dessen Vorrede zur Uebersetzung der Satiren.

Empfindung auch durch den Rhythmus ihren eigenen Ton mittheilt, und die Leichtigkeit, womit er übersehen und gefaßt werden kann, macht ihn ganz für die Epistel geschikt.

Man hat dem horazischen Hexameter oftmals den Vorwurf gemacht: daß er roh und unharmnisch sey, nicht selten die Cäsur vernachlässige, harte Elisionen sich erlaube, oft auf einsylbigen Wörtern nachhänge, und dgl. mehr. 2) Man hat den Dichter gemeiniglich dadurch zu entschuldigen gesucht: daß er seinen Vortrag so mehr dem Tone des gemeinen Lebens nähere. Doch Horaz bedarf wohl keiner Entschuldigung; er verdient vielmehr auch in Absicht seines Versbaues Bewunderung, wenn man den für die Epistel selbst geschaffenen Hexameter nur nicht, wie die meisten Kunstrichter, bloß nach den gewöhnlichen prosodischen Regeln, sondern nach dem Geiste der Dichtungsart beurtheilt, für welche er bestimmt ist. Ich berufe mich bey dieser Behauptung auf das Urtheil des scharfsinnigsten und competentesten Richters in dieser Sache, des Herrn Voß. a) „Wer (sagt er) vom

Ge 4

2) Home (Grundsätze der Kritik 2. Th. S. 392. 393.) tadelt ihn hart; und der sonst die homischen Grundsätze bedächtig abwägende Meinhard stimmt S. 504 in diesen Tadel ein.

a) In seiner Vorrede zur ersten Ausgabe des virgilischen Landbaues S. XIX.

Hexameter des sokratischen Horaz etwas mehr weiß, als daß er weder den stolzen Schritt des virgilischen, noch die hüpfende Behendigkeit des obidischen hat; dem möchte der Wildling, auch unter solchen Händen, der Nachbildung kaum fähig scheinen. Denn wie will er einem Verse, der jeden Schwung, jede leise Wendung des Gedankens durch kraftvolle und reizende Bewegungen begleitet, der in dem leichtesten Fluge die Tanzschritte des apollonischen Verses genau beobachtet, und nur, wo der Inhalt Gemeinheit der Begriffe schalkhaft vorgiebt, mit holder Nachlässigkeit, besonders in den Ausgängen, über die Regeln des sechsfachen Verstandes hinweg spielt; wie will der plumpe Natursohn ohne Kraft und Gelenk ihm nachschweben?"

Es ist nicht zu leugnen, daß viele horazische Hexameter, außer dem Zusammenhange gelesen, unharmonisch klingen. Aber dieß ist mehrertheils nur da der Fall, wo Ideen von scheinbar geringem Gehalte vorkommen, auf welche der Dichter absichtlich kein besonderes Gewicht legen wollte; da sie, bey ihrer inneren Gehaltlosigkeit, in einem zierlichen Rhythmus vorgetragen, nur *nugae canorae* seyn und von geschmackloser Affectation zeugen würden; oder, wo er die Periode anhebt und den Gedanken einleitet, und wo des Anfangs scheinbare Disharmonie des ersten Hexameters,

durch die Harmonie der folgenden, vollkommen befriedigend aufgelöst wird; *b*) oder endlich, wo die Disharmonie selbst die Idee zu mahlen und zu versinnlichen bestimmt ist. So drückt z. B. Horaz seine eigene unruhige Geschäftigkeit bey Bewirthung eines Gastes sehr treffend durch den unruhigen Vers aus:

Haec ego procurare et idoneus imperor, et non
Invitus; *c*)

und so an mehreren Stellen.

Es ist ferner nicht zu leugnen, daß Horaz seine Hexameter oft mit einsylbigen Wörtchen: et, ut, at u. s. w. endiget, welche in dem Folgenden erst ihre Beziehung finden; ja, daß er zuweilen ganze Worte in zwey Hexameter vertheilt; wie:

Quanto cum fastu, quanto molimine circum —
Spectemus; *d*)

oder:

Litibus implicitum; mirabor, si sciet inter —
Nosceret mendacem verumque beatus amicum. *e*)

Ec 5

b) Hier einige Beispiele: II. Ep. P. I. 71, 72.

Orbilius dictare: sed emendata videri
Pulchraque, et exactis minimum distantia, miror.

B. 106. 107.

Majores audire, minori dicere, per quas
Crescere res possit, minui damnosa libido.

c) I. Epist. V. 21.

d) 2. Epist. II. 93. 94.

e) Ep. ad Pison. 423. 424.

Aber nicht zu gedenken, daß z. B. *circum — spectemus* die Idee des stolzen Umherschauens selbst trefflich mahlt; so ist eben hier die feine Kunst unverkennbar, nach welcher Horaz die Ideen mit dem Hexameter fest verschlingt, und so durchführt, bis sich nach und nach die Periode mit dem Hexameter selbst ihrer vollendeten Rundung nähert. f) Oft rundet überhaupt der einsylbige Schluß die Idee mehr ab; g) oft giebt er ihr Gewicht. h) Statt aller Beispiele sey es erlaubt, die Bemerkung des Herrn Voß über den bekannten Vers:

Parturiunt montes, nascetur ridiculus mus,

als ein Muster, wie man den horazischen Hexameter studieren müsse, herzusetzen: i) „Quintilian fand in dem ungewöhnlichen Schlusse des einsylbigen Wortes *mus* eine besondere Anmuth. Auch Horaz, der nicht minder als Virgil den Ausdruck des Verses ergründet hatte, wählte einen ähnlichen Ausgang fast mit noch mehrerem Glücke: *Parturiunt montes; nascetur ridiculus mus.* Es giebt ihrer, die sich über das Urtheil solcher Meister mit

f) Man vergleiche nur 1. Epist. IV. 28 — 33. VII. 52 — 59. XIV. 24 — 28. XVIII. 45 — 57. 2. Epist. I. 182 — 186. II. 81 — 86. 186 — 189. ad Pison. 251 — 261. 289 — 294.

g) Vergl. 1. Epist. II. 26. 2. Epist. II. 75.

h) Vergl. 1. Epist. XIV. 5. II. XVII. 20.

i) Aus seinem Commentar zu Virgils Landbau I. 181.

Lächeln hinwegsetzen; weil sie nicht begreifen, wie derselbige Rhythmus hier Kleinheit, anderswo Größe, *atque hominum rex*, oder Schwere, *procumbit humi bos*, oder sogar feyerliche Stille, *intempesta filet nox* u. s. f. ausdrücken könne. Der Grund dieses starken rhythmischen Mitausdrucks, den sich kein Hörer von Gefühl wird weglächeln lassen, scheint mir die unerwartete Schwere der letzten langen, und zugleich als Hauptwort hervorschallenden Sylbe, dort wo man eine gleichschwebende Länge oder eine Kürze zu hören pflegt. Dieß erregt den dunkeln Begriff der Wichtigkeit, der, durch den Wortsinu bestimmt, die verwandten Vorstellungen von Größe, Feyerlichkeit, Grauen erhöht; und, wird er auf verächtliche Gegenstände angewandt, die Wirkung der Ironie hervorbringt. Zu der letzten Art gehört Horazens prachtvolle Einführung des cappadocischen Landesvaters: k)

Mancipis locuples eget aeris Cappadocum rex.

Sklaven besitzt, Geld braucht der Cappadocierkönig.“

Soweit Voss. Uebrigens drücken in dem Verse: *parturiunt montes* etc. Ton und Bedeutung die Idee vortrefflich aus. Den ersten Platz nimmt das Verbum ein, das ansehnlichste Wort in Ton und Bedeutung. Der letzte Platz ist dem Worte vorbehalten, der sowohl dem Tone als der Bedeutung

k) 1. Epist. VI. 39.

nach, das kleinste ist. Der ähnliche Klang der beiden letzten Sylben giebt dem ganzen Verse ein possierliches Ansehen. Herr Voß hat ihn zweimal, aber beidemal wohl nicht mit sonderlichem Glücke, nachgeahmt; in der ersten Ausgabe seines Commentars:

Wie der freißende Berg sich aufbläht! Komm doch
heraus, Maus!

und in der zweiten:

Schauet den freißenden Berg, wie er aufschwillt!
Komm doch heraus, Maus!

Die gewöhnliche Cäsur findet man ferner in dem horazischen Hexameter oft vernachlässiget: aber dieß entweder da, wo die Ideen derselben entbehren können, und durch strenge Beobachtung der Cäsur allzugroße Einförmigkeit der Perioden entstehen würde: oder da, wo sie durch eine andere Cäsur ersetzt wird, welche Horaz um so mehr liebt, je mehr sie der raschen Leichtigkeit seines Vortrags angemessen ist. Z. B. 1)

Pupillis [quos dura premit] custodia matrum,

So anderwärts; m) wo überdieß noch gemelniglich durch die Cäsur des folgenden Hexameters die Harmonie vollkommen hergestellt wird.

1) 1. Epist. I. 22.

m) Vgl. 1. Epist. I. 27. II. 69. III. 22. VI. 58. 59.
etc. etc.

Reime im Hexameter erlaubt sich Horaz zwar zuweilen, aber er sucht dadurch absichtlich der Idee mehr Nachdruck zu geben. Z. B.

Nocturno [tertare merb], putere diurno. n)

Ueber die häufig vorkommenden Elisionen und ihren Einfluß auf die Harmonie oder Disharmonie des Hexameters würden wir nur dann ein sicheres Urtheil fällen können, wenn wir die Gesetze der damaligen Aussprache und Declamation näher kennten. Indes scheinen sie damals nicht so hart und auffallend gewesen zu seyn, als sie uns nach unserer Aussprache vorkommen; da selbst die weit anstößigeren Härten in den Jamben der Römer durch die Declamation eines Roscius gemildert oder ganz entfernt werden konnten.

Ueberhaupt aber hält der Hexameter der Epistel, und gewissermaßen auch der Satire, zwischen dem festerlichen Schritte des virgilischen und der hüpfenden Leichtigkeit des ovidischen fast eben so das Mittel, wie sich der Jambus des griechischen Satyrismus von dem der Tragödie und Komödie gleich weit entfernt hält. Er schwebet nicht schwächling dahin; aber bewegt sich mit einer gefälligen Freyheit und Geschmeidigkeit. Er schreitet nicht

n) 1. Epist. XIX, 11. Vgl. 1. Epist. I. 68. II, 12, 16,

langsam feyerlich einher, doch immer mit einer gewissen Würde. Er ist nicht, wie der heroische, an einen eigenen Ton gefesselt, aus dem er sich nicht leicht herauswagen darf; sondern fügt sich in verschiedene Modulationen, und weiß sich aus der mittleren Sphäre, die er behauptet, bald zu erheben, bald herabzulassen, ohne dabey seinen eigenthümlichen Charakter zu verleugnen. Nachdem es daher der Inhalt selbst erheischt, ertönt er bald mit heroischer Würde, §. B.

Hunc solem, et stellas, et decedentia certis
Tempora momentis, sunt qui formidine nulla
Imbuti spectant; o)

Bald mit idyllischer Lieblichkeit;

Agricolae prisca, fortes, parvoque beati,
Condita post frumenta, levantes tempore festo
Corpus et ipsum animum, spe finis dura ferentem,
Cum sociis operum pueris et coniuge fida,
Tellurem porco, Silvanum lacte piabant,
Floribus et vino Genium memorem brevis aevi; p).

Bald mit komischer Ungebundenheit:

Quae sit hiems Veliae, quod coelum, Vela, Salerni,
Quorum hominum regio, et qualis via: (nam mihi Baiae
Musa supervacuas Antopius, et tamen illis
Me facit invisum etc. etc. etc.; q)

o) 1. Epist. VI. 3 — 5.

p) 2. Epist. I. 139 — 144.

q) 1. Epist. XV.

Immer aber findet dieser Hexameter den Einklang in seinen Hauptton leicht und ohne schneidenden Contrast wieder. Die Ideen umschlingt er mit der leichtesten Gewandtheit; baut Perioden; r) hebt den Gedanken aus ihnen hervor; s) giebt dem Ganzen eine vollendete Rundung; t) entfernt glücklich die Eintönigkeit der in gleichen Sätzen, oder Antithesen hinlaufenden Rede, indem er die Redeglieder ungleich abtheilt, u) und giebt dem Refrain durch seine Stellung Nachdruck und Veränderung. x) Oft nimmt er selbst in seiner Bewegung den Charakter der Idee an, die in ihm ertönt, und versinnlicht sie uns durch die feinste musikalische Malerei. Wer erkennt z. B. nicht in den Versen:

Purior in vicis aqua tendit rumpere plumbum,

Quam quae per prona tepidat cum murmure rivus, 33

erst die mühsame Bewegung des künstlich geleiteten und angespannten, dann das leichte Hinzusinken des

r) 1. Epist. I. 77 — 82. ad Pison. 251 — 261.

s) 1. Epist. VI. 5. ff. XVII. 1 — 5.

t) 1. Epist. IX. 1. ff. 2. Epist. I. 162.

u) Epist. ad Pison. 114 — 118. 196 — 201. 445 — 450.

x) 1. Epist. I. 65 — 66. 94 — 105.

y) 1. Epist. X. 20. 21. Vgl. Epist. ad Pison. 17.

natürlich fließenden Wassers? Wer nicht in folgenden:

Multa mole docendus aprico parcere prato, a)

die Anstrengung bei der Arbeit? Oder in diesem:

Et longum noto scriptori prorogat aevum, a)

das Langsame und Gedehnte, worin die Spondeen gleichsam mit der langwährenden Dichterruhme wetteifern? Wer fühlt nicht schon im Hexameter den ironischen Ton, in welchem manche Stellen gelesen sehn wollen, z. B.

I, bone, quo virtus tua te vocat; i pede fausto!

denn gleich darauf folget:

*Post haec ille catus, quantumvis rusticus, Ibit,
Ibit eo, quo vis, qui zonam perdidit, inquit, b)*

Wer hört nicht in folgenden Daktylen und Anapästten:

*Ludus enim genuit trepidum certamen, et fraus,
Ira truces inimicitias, et funebre bellum, c)*

die

a) 1. Epist. XIV. 30.

a) Ep. ad Pison. 346. Vgl. überdies 1. Epist. XII. 9. XIV. 9. XVII. 62. 2. Epist. I. 192. 193. und viele ähnliche Stellen.

b) 2. Epist. II. 37. Vgl. Ep. ad Pison. 418.

c) 1. Epist. XIX. 48. 49.

die leidenschaftliche Bewegung, welche der Dichter ausdrücken will?

Wie glücklich weiß endlich Horaz den Accent zu setzen, wie weißlich ihm gerade das Wort, ja die Sylbe des Wortes, welche das meiste Gewicht hat, unterzuordnen, wie mächtig die Idee dadurch hervor zu heben, so, daß man oft nur auf das Wort, welches den Hauptaccent führt, sehen darf, um den wahren Sinn des Dichters zu fassen! z. B.

Est mihi purgatam crebro qui personat aurem. d)

Diese einzelnen Bemerkungen werden wenigstens hinreichen, um zu beweisen: daß der horazische Hexameter nicht so unharmonisch sey, als manche Kunstrichter behaupteten, sondern ganz der Dichtungsart entspreche, für welche ihn der venusinische Dichter schuf. Er gleicht einem Bache, der bald sanft, bald in stärkern Wellen, bald in leichten Krümmungen durch reizende Gefilde dahin

d) 1. Epist. I. 7. Val. 1. Epist. I. 25. 63. 74. 82. 91. II. 2. 37. III. 15. 28. VI. 23. VII. 2. XVII. 1. XIX. 17. 2. Epist. I. 4. 160. 260. ad Pison. 2. Zuweilen hat die Beobachtung des Accents selbst auf die Wahl der richtigen Lesart Einfluß, wie 1. Epist. XVIII. 112. Die Sache verdiente eine weitere Erörterung, wenn sie uns nicht hier zu weit abführte. Die Zweifel z. B., welche Cuningham in seinen Animadv. in Horat Bentl. c. XI. p. 142. ff. gegen Benthlevische Lesarten erhoben hat, müssen zum Theil bloß durch eine solche Beobachtung des Accents entschieden werden.

450 Ueber das Wesen der horaz. Epistel.

eilt; sich selbst da, - wo er sich nicht zu bewegen scheint, zweckmäßig bewegt, und den Reiz der Gegenstände, die ihn umgeben, eben sowohl erhöht, als er die, welche ihm näher liegen, in seinen Spiegel aufnimmt und reflektirt.

V e r z e i c h n i s

der

Aufsätze aller sechs Bände.

Erster Band.

- Kurzer Abriss der Geschichte der römischen Poesie; von Hrn. Prof. Jakobs zu Gotha. S. 1
- Roman; von Hrn. Prof. Eberhard in Halle. 38
- Zusatz zu dem Artikel Takt im Sulzerschen Wörterbuch; von Hrn. Prof. Eberhard in Halle. 45
- Pindar; von Hrn. Prof. Jakobs in Gotha. 49
- Bernard de Fontanelle; von Hrn. Prof. Jakobs in Gotha. 77
- Theokrit; von Hrn. Prof. und Rektor Manso zu Breslau. 89

Albrecht von Haller; von Hrn. Prof. Manso.	118
Element Marot; von Hrn. Prof. Jakobs.	141
Catull; von Hrn. Prof. Jakobs.	158
Ewald Christian von Kleist; von Hrn. Prof. Jakobs.	172
Kürze Uebersicht der Geschichte der deutschen Poesie, bis zum Jahr 1721; von Hrn. Prof. Manso.	197
Kurzer Abriß der Geschichte der griechischen Poesie; von Hrn. Prof. Jakobs.	255
Luis de Camoens; von dem leider! zu früh verstorbenen Hrn. G. Schatz zu Gotha.	341
Anständig; von Hrn. Prof. Eberhard zu Halle.	399

Zweiter Band.

Ueber die Dichtkunst der Griechen im heroischen Zeitalter, nach dem Homer; von Hrn. Rath Lenz zu Gotha.	S. 5
Ueber das Pittoreske in der Malerey; von Hrn. Consistorialrath Horstig in Bückeburg.	31
Parodiren und Travestiren; von Hrn. Prof. Maass in Halle.	41
Karl Goldoni; von Hrn. Prof. Jakobs.	45
Callimachus; von Hrn. Prof. Manso.	86
Gottfried Chaucer; von Hrn. Hofrath Eschenburg zu Braunschweig.	118

Don Alonso de Ercilla y Zúñiga; von Hrn. G. Schaz.	140
Die Fortsetzung im nämlichen Stück, S. 349.	
Ueber die römischen Elegiker: Tibull; von Hrn. Prof. Manso.	190
Ueber einige Verschiedenheiten in den griechischen und deutschen Trauerspielen; von Hrn. Prof. Manso.	229
Ueber die Verbindung der Architektur mit der Gartenkunst; von Hrn. Consistorialrath Hors- stig.	278
Beleuchtung; von demselben.	303
Schraffirung; von demselben.	327
Zusatz zu dem Artikel Accent im Sulzer; von Hrn. Prof. Maass in Halle.	342
Aeschylus; von Hrn. Prof. Jakobs.	395

Dritter Band.

Ueber die römischen Elegiker: Propertius; von Hrn. Prof. Manso.	S. 1
Hesiod; von demselben.	49
Pietro Metastasio; von Hrn. Prof. Jakobs.	95
Jean Baptiste Louis Gresset; von demselben.	146
Ludovico Ariosto; von Hrn. G. Schaz.	180
Geist eines Schriftstellers, Lectüre, Uebersetzung; von Hrn. Prof. Maass.	221

Ueber die Celtischen Varden; von Hrn. W. N. Freudentheil, Lehrer am Gymnasium zu Celle.	237
Kurzer Abriß der Geschichte der englischen Poesie, vom Schluß des ersten bis zu Anfange des sechzehnten Jahrhunderts; von Hrn. Hofr. Eschenburg.	253
Melodrama; von Hrn. Prof. Maass.	318
Beschluß der Abhandlung über die römischen Elegiker: Ovid; von Hrn. Prof. Manso.	325
Bernard; von demselben.	395
Friedrich Rudolph Freyherr von Caniz; von Hrn. Prof. Jakobs.	448

Vierter Band.

Franz Baptiste Poquelin Moliere; von Hrn. Prof. Jakobs.	S. 50
Sophokles; von demselben.	84
Franz Petrarca; von Hrn. Prof. Manso.	148
Ueber die Siegeslieder der Hebräer; von Hrn. Freudentheil zu Celle.	253
Provenzalische Dichter; von Hrn. Prof. Manso.	271
Marcus und Lucius Annaeus Seneca; von Hrn. Prof. Jakobs.	332
Ueber die römischen Satiriker: M. Horatius Flaccus; von Hrn. Prof. Manso.	409

Fünfter Band.

Einige Gedanken über die Wirkung des historis-	
schen Gedichts; von Hrn. Prof. Manso, S. 5	
Pierre Corneille; von Hrn. Prof. Jakobs.	38
Jean de la Fontaine; von demselben.	139
Ueber die Begriffe von Prosa und Rhetorik; von	
Hrn. Prof. Maass.	229
Arabische Dichtkunst vor Muhammed; von Hrn.	
Prof. Rosenmüller in Leipzig.	245
Griechische Fabulisten: Aesop; von Hrn. Prof.	
Jakobs.	260
Quintus Horatius Flaccus: Beschluß seiner Cha-	
rakteristik; von Hrn. Prof. Manso.	301
Euripides; von Hrn. Prof. Jakobs.	335
Guillaume Anfré de Chaulieu; von demselben.	423

Sechster Band.

Ueber sieben der ältesten arabischen Gedichte, wel-	
che unter dem Namen der Moallakat bekannt	
sind; von Hrn. Prof. Rosenmüller, S. 5	
Lateinische Fabulisten; von Hrn. Prof. Jakobs.	29
Ueber die römischen Satiriker: Q. Persius Flac-	
cus; von Hrn. Prof. Manso.	81
Pierre: Carlet de Marivaux; von Hrn. Prof.	
Jakobs.	110

natürlich fließenden Wassers? Wer nicht in folgenden:

Multa mole docendus aprico parcere prato, 2)

die Anstrengung bey der Arbeit? Oder in diesem:

Et longum noto scriptori prorogat aevum, 3)

das Langsame und Gedehnte, worin die Spondeen gleichsam mit der langwährenden Dichterruhme wetteifern? Wer fühlt nicht schon im Hexameter den ironischen Ton, in welchem manche Stellen gelesen seyn wollen, z. B.

I, bone, quo virtus tua te vocat; i pede fausto!

denn gleich darauf folgt:

*Post haec ille carus, quantumvis rusticus, Ibit,
Ibit eo, quo vis, qui zonam perdidit, inquit, 4)*

Wer hört nicht in folgenden Daktylen und Anapästten:

*Ludus enim genuit trepidum certamen, et iram;
Ira truces inimicitias, et funebre bellum, 5)*

die

2) 1. Epist. XIV. 30.

3) Ep. ad Pison. 346. Vgl. überdies 1. Epist. XII. 9. XIV. 9. XVII. 62. 2. Epist. I. 192. 193. und viele ähnliche Stellen.

4) 2. Epist. II. 37. Vgl. Ep. ad Pison. 418.

5) 1. Epist. XIX. 48. 49.

Die leidenschaftliche Bewegung, welche der Dichter ausdrücken will?

Wie glücklich weiß endlich Horaz den Accent zu sehen, wie weislich ihm gerade das Wort, ja die Sylbe des Wortes, welche das meiste Gewicht hat, unterzuordnen, wie mächtig die Idee dadurch hervor zu heben, so, daß man oft nur auf das Wort, welches den Hauptaccent führt, sehen darf, um den wahren Sinn des Dichters zu fassen! z. B.

Est mihi purgatam crebro qui personat aurem. d)

Diese einzelnen Bemerkungen werden wenigstens hinreichen, um zu beweisen: daß der horazische Hexameter nicht so unharmonisch sey, als manche Kunststrichter behaupteten, sondern ganz der Dichtungsart entspreche, für welche ihn der venusinische Dichter schuf. Er gleicht einem Bache, der bald sanft, bald in stärkern Wellen, bald in leichten Krümmungen durch reizende Gefilde dahin

d) 1. Epist. I. 7. Val. 1. Epist. I. 25. 63. 74. 82. 91. II. 2. 37. III. 15. 28. VI. 23. VII. 2. XVII. 1. XIX. 17. 2. Epist. I. 4. 160. 260. ad Pison. 2. Zuweilen hat die Beobachtung des Accents selbst auf die Wahl der richtigen Lesart Einfluß, wie 1. Epist. XVIII. 112. Die Sache verdiente eine weitere Erörterung, wenn sie uns nicht hier zu weit abführte. Die Zweifel z. B., welche Cuningham in seinen Animadv. in Horat Bentl. c. XI. p. 142. ff. gegen Benthlevische Lesarten erheben hat, müssen zum Theil bloß durch eine solche Beobachtung des Accents entschieden werden.

450 Ueber das Wesen der horaz. Epistel.

eilt; sich selbst da, wo er sich nicht zu bewegen scheint, zweckmäßig bewegt, und den Reiz der Gegenstände, die ihn umgeben, eben sowohl erhöht, als er die, welche ihm näher liegen, in seinen Spiegel aufnimmt und reflektirt.

Verzeichniß

der

Aufsätze aller sechs Bände.

Erster Band.

- Kurzer Abriß der Geschichte der römischen Poesie; von Hrn. Prof. Jakobs zu Gotha. S. 1
- Roman; von Hrn. Prof. Eberhard in Halle. 38
- Zusatz zu dem Artikel Takt im Sulzerschen Wörterbuch; von Hrn. Prof. Eberhard in Halle. 45
- Pindar; von Hrn. Prof. Jakobs in Gotha. 49
- Bernard de Fontanelle; von Hrn. Prof. Jakobs in Gotha. 77
- Theokrit; von Hrn. Prof. und Rektor Manso zu Breslau. 89

Albrecht von Haller; von Hrn. Prof. Manso.	118
Element Marot; von Hrn. Prof. Jakobs.	141
Catull; von Hrn. Prof. Jakobs.	158
Ewald Christian von Kleist; von Hrn. Prof. Jakobs.	171
Kürze Uebersicht der Geschichte der deutschen Poesie, bis zum Jahr 1721; von Hrn. Prof. Manso.	197
Kurzer Abriß der Geschichte der griechischen Poesie; von Hrn. Prof. Jakobs.	255
Luis de Camoens; von dem leider! zu früh verstorbenen Hrn. G. Schatz zu Gotha.	341
Anständig; von Hrn. Prof. Eberhard zu Halle.	399

Zweiter Band.

Ueber die Dichtkunst der Griechen im heroischen Zeitalter, nach dem Homer; von Hrn. Rath Lenz zu Gotha.	S. 5
Ueber das Pittoreske in der Malerey; von Hrn. Consistorialrath Horstig in Bückeburg.	31
Parodiren und Travestiren; von Hrn. Prof. Maass in Halle.	41
Karl Goldoni; von Hrn. Prof. Jakob.	45
Callimachus; von Hrn. Prof. Manso.	86
Gottfried Chaucer; von Hrn. Hofrath Eschenburg zu Braunschweig.	118

Don Alonso de Ercilla y Zúñiga; von Hrn.
G. Schaz. 140

Die Fortsetzung im nämlichen Stück, S. 349.

Ueber die römischen Elegiker: Tibull; von Hrn.
Prof. Manso. 190

Ueber einige Verschiedenheiten in den griechischen
und deutschen Trauerspielen; von Hrn. Prof.
Manso. 229

Ueber die Verbindung der Architektur mit der
Gartenkunst; von Hrn. Consistorialrath Hors-
tig. 278

Beleuchtung; von demselben. 303

Schraffirung; von demselben. 327

Zusatz zu dem Artikel Accent im Sulzer; von
Hrn. Prof. Maass in Halle. 342

Aeschylus; von Hrn. Prof. Jakobs. 395

Dritter Band.

Ueber die römischen Elegiker: Propertius; von Hrn.
Prof. Manso. S. 1

Hesiod; von demselben. 49

Pietro Metastasio; von Hrn. Prof. Jakobs. 95

Jean Baptiste Louis Gresset; von demselben. 146

Ludovico Ariosto; von Hrn. G. Schaz. 180

Geist eines Schriftstellers, Lecture, Uebersetzung;
von Hrn. Prof. Maass. 221

Ueber die Celtischen Garden; von Hrn. W. N. Freudentheil, Lehrer am Gymnasium zu Celle.	237
Kurzer Abriß der Geschichte der englischen Poesie, vom Schluß des ersten bis zu Anfange des sechzehnten Jahrhunderts; von Hrn. Hofr. Eschenburg.	253
Melodrama; von Hrn. Prof. Maass.	318
Beschluß der Abhandlung über die römischen Elegiker: Ovid; von Hrn. Prof. Manso.	325
Bernard; von demselben.	395
Friedrich Rudolph Freyherr von Caniz; von Hrn. Prof. Jakobs.	448

Vierter Band.

Franz Baptiste Poquelin Moliere; von Hrn. Prof. Jakobs.	E. 5.
Sophokles; von demselben.	84
Franz Petrarca; von Hrn. Prof. Manso.	148
Ueber die Siegeslieder der Hebräer; von Hrn. Freudentheil zu Celle.	253
Provenzalische Dichter; von Hrn. Prof. Manso.	271
Marcus und Lucius Annaeus Seneca; von Hrn. Prof. Jakobs.	332
Ueber die römischen Satiriker: M. Horatius Flaccus; von Hrn. Prof. Manso.	409

Fünfter Band.

Einige Gedanken über die Wirkung des historischen Gedichts; von Hrn. Prof. Manso,	S. 5
Pierre Corneille; von Hrn. Prof. Jakobs.	38
Jean de la Fontaine; von demselben.	139
Ueber die Begriffe von Prosa und Rhetorik; von Hrn. Prof. Maass.	229
Arabische Dichtkunst vor Muhammed; von Hrn. Prof. Rosenmüller in Leipzig.	245
Griechische Fabulisten: Aesop; von Hrn. Prof. Jakobs.	269
Quintus Horatius Flaccus: Beschluß seiner Charakteristik; von Hrn. Prof. Manso.	301
Euripides; von Hrn. Prof. Jakobs.	335
Guillaume Anfré de Chaulieu; von demselben.	423

Sechster Band.

Ueber sieben der ältesten arabischen Gedichte, welche unter dem Namen der Moallakat bekannt sind; von Hrn. Prof. Rosenmüller,	S. 5
Lateinische Fabulisten; von Hrn. Prof. Jakobs.	29
Ueber die römischen Satiriker: Q. Persius Flaccus; von Hrn. Prof. Manso.	81
Pierre: Carlet de Marivaux; von Hrn. Prof. Jakobs.	110

Martin Opitz und einige seiner Nachfolger: Friedrich von Logau, Paul Flemming, Christiaan Bernicke und Karl Friedrich Drollinger; von Hrn. Prof. Manso.	178
Apollonius, der Rhodier; von Herrn Prof. Manso.	179
Ueber die Religion der alten Deutschen; von Herrn Auscultator Heinrich Velius zu Bernigrode.	245
Ueber die römischen Satiriker: Decimus Junius Juvenalis; von Hrn. Prof. Manso.	294
Anakreon; von Hrn. Prof. Manso.	343
Die spätern Lehrgedichte der Griechen: Aratus, Nikander, Oppian, Dionysius Periegetes; von Hrn. Prof. Manso.	359
Ueber das Wesen der Horazischen Epistel.	395

Das erste Stück des siebenten Bandes erscheint zuverlässig noch vor Michael dieses Jahres.

Druckfehler im sechsten Theile.

Seite 82, Zeile 14. v. u. ist zu lesen 2000. 151, 5. ihm.
228, 4. v. u. sehn. 230, 13. nimmer für immer. 235, 4.
v. u. verleihen. 299, 6. streitig machte. 303, 8. v. u.
kämpften. 309, 11. welche für die. 16. Schändlichkeit.
329, 3. viele. 10. verdammet. 331, 8. seinen. 8. v. u.
Scheilan. 332, 3. Dorischen. 9. v. u. hofften. 340, 14.
nannt'. 345, 3. Gellius. 346, 9. die einst für die meisten.
350, 17. an für am. 359, 2. Lehydichter für Lehrgebichte.
364, 3. dem Gedichte. 368, 12. nennet. 369, 5. in. 371, 8.
das für was. 374, 11. gestatten. 378, 12. v. u. nie. 388.
15. Treutikon. 389, 15. bithynischen. 390, 11. Drithyien.
391, 1. an sich für das sich. 3. v. u. Maßen. 392, 4. v. u.
Wie für Wir.

In der Abhandlung über die Nordische Mythologie

Band 6. Stück 2.

- §. 253. B. 6. v. u. Kriegskunst Wenigen.
• 254. B. 1. v. u. Allmannei.
• 258. B. 4. leitete. N. h. B. 8. Pellontier.
• 260. N. 1. B. 3. v. u. Nationen.
• 269. N. x. B. 12. Gefandte.
• 270. N. 7. B. 8. so viele in gar — —
• 274. B. 12. scheidet. 18 und 21. Galen.
• 275. N. 8. B. 1. arbitrantuz.
• 278. N. o. B. 2. fällt es aus.
• 279. N. 4. B. 5. Claudianus.
• 280. N. x. B. 2. weissagenden. B. 2. v. u. fällt
ihn weg.
• 286. N. z. B. 15. fällt der weg.
• 287. B. 7. Kapitulare. N. x. B. 6. A. L. S. O. B. N. x.
B. 2. Bonav.
• 290. N. e. B. 3. Heydenheim. N. h. B. 9. Monach.

Band 7. Stück 1.

- §. 1. N. a. B. 8. Moseh.
• 2. B. 3. langem Umherkreisen. 16. Bild eines.

6. 4. B. 6. fällt u n d nach ham weg. 17. unsern.

8. 5. B. 1. v. u. und wie alle Norddeutschen.

8. 8. B. 15. Leuterer.

11. B. 9. die Namen sind aus Versehen mit lateinischen
Lettern gedruckt. M. p. B. 8. Nepos.

14. M. v. B. 1. Janus zu —

25. M. p. B. 1. ist ein.

27. B. 3. v. u. fällt die Hinweisung r) weg, da die
Note zu der folgenden Note s gehört.

28. B. 10. Fricco st. Frea.

31. B. 1. v. u. fällt d e n weg.

34. B. 4. Altar. M. n. B. 7. Anderer.

36. B. 2. was vielleicht gar nicht.

39. B. 13. ist mindestens eine.

41. B. 5. v. u. Christus.

46. M. p. B. 5. obsedit.

47. M. s. B. 2. redlich. 5. Meister.

49. B. 14. zur Ehre.

54. B. 2. v. u. In der B. 1. Loringen. M. d. fällt
I von 142 weg.

55. B. 15. Heringen.

58. M. k. B. 10. Apostaten. und 13. Othlonus.

61. M. s. B. 6. Eufas.

